



Als badischer Militärmusiker in Napoleons Kriegen

Balthasar Eccardts Erinnerungen an die Feldzüge nach
Österreich, Preußen und Russland 1805–1814

Herausgegeben von Mireille Geering

Kohlhammer

Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche
Landeskunde in Baden-Württemberg

Reihe A

Quellen

57. Band

VERÖFFENTLICHUNGEN DER
KOMMISSION FÜR GESCHICHTLICHE LANDESKUNDE
IN BADEN-WÜRTTEMBERG

REIHE A

Quellen

57. Band

Redaktion:
Johanna Butters

Als badischer Militärmusiker in Napoleons Kriegen

Balthasar Eccardts Erinnerungen
an die Feldzüge nach Österreich, Preußen
und Russland 1805–1814

Herausgegeben
von
Mireille Geering

2013

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Einbandillustrationen:

Vorderseite:

Collage: Boris Bigott

Vorlagen:

Umriss der Napoleonstatue von Charles Émile Seurre in Paris
(Hôtel des Invalides, Cour d'Honneur)

Wehrgeschichtliches Museum Rastatt:

Trommel des badischen Infanterie-Regiments von Stockhorn Nr. 4;

Ölgemälde von Feodor Dietz (Abb. 3, S. VIII)

Frankreich, Adler 1804–1815, Inv. Nr. 003204

(Alle Rechte vorbehalten)

Rückseite:

Große F-Klarinette aus: Georges Kastner, Manuel général de musique militaire [...],
Neudruck Genf 1973, Tafel XI



Diese Publikation ist auf alterungsbeständigem, säurefreiem Papier gedruckt.

Alle Rechte vorbehalten

© 2013 Kommission für geschichtliche Landeskunde
in Baden-Württemberg, Stuttgart

Kommissionsverlag W. Kohlhammer Stuttgart

Kartographie: Christiane Peh, Gerd Schefcik, Eppelheim

Gesamtherstellung: Gulde-Druck GmbH, Tübingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-17-023031-6

Zum Geleit

„Laßt so große, so theuer erkaufte Erinnerung, das einzige Gut, welches die Vergangenheit unserer Zukunft zurückließ, nicht verschwinden“. Mit diesen Worten beschwor General Philippe Paul de Ségur geradezu die Veteranen des Feldzugs von 1812, das Gedenken an den desaströsen Russlandfeldzug wachzuhalten. Er widmete ihnen in seiner „Histoire de Napoléon et de la Grande-Armée pendant l'année 1812“ ein eigenes Vorwort. Erinnerungen von Offizieren und Soldaten vermitteln oft eindrucksvolle Bilder und Schilderungen ihrer Kriegserfahrungen und erzählen von Entbehrungen, Krankheiten und Verwundung und vielem anderem. Wie zuverlässig solche „Zeitzeugenberichte“ über das Erlebte informieren, ist indes umstritten, da sie stets nachträglich, d. h. in einem mehr oder weniger großen zeitlichen Abstand zum Geschehen niedergeschrieben und formuliert wurden, mithin nachträgliche Konstruktionen des Geschehens sind. Lebenserinnerungen und Memoiren sind überdies stets auch geprägt vom Bedürfnis, dem Geschehen einen Sinn zu verleihen, das eigene Handeln zu rechtfertigen, das Bild von Gegnern oder Konkurrenten negativ zu zeichnen oder die eigenen Leistungen besonders herauszustreichen. Bei Erinnerungen „einfacher“ Soldaten dürfte dies kaum anders sein. Wie sehr sich die Erinnerung mit der Zeit ändert, wie sich mit den Jahren andere Schwerpunkte herausbilden, sich Bewertungen und Sichtweisen wandeln, Phänomene Jahre später als berichtenswert erachtet werden können, denen zuvor geringere oder auch keine Bedeutung beigemessen wurde – dies sind interessante Fragen, die von jeher in der historischen Quellenkunde thematisiert werden und stets bei der Quellenkritik mit zu beachten sind, denen aber oft nur auf einer abstrakten Ebene nachgegangen werden kann.

Darum ist es geradezu ein Glücksfall, dass sich die Erinnerungen des badischen Militärmusikers Balthasar Eccardt an die napoleonischen Feldzüge gegen Österreich und Preußen 1805/06 sowie nach Russland 1812, an welchen er als Soldat der Rheinbundtruppen teilnehmen musste, gleich zweifach erhalten haben: Zum einen in einem bereits 1816 bei Gottlieb Braun in Karlsruhe im Druck erschienenen Oktavheft und zum anderen in zwei handschriftlich verfassten undatierten Bändchen. Da darin explizit mit exakter Seitenabgabe auf eine 1835 erschienene Übersetzung des erwähnten Werks von Ségur verwiesen wird, dürften diese Bändchen im Abstand von rund 20 Jahren zur gedruckten Fassung erneut niedergeschrieben worden sein. Bei beiden Texten handelt es sich um eindrucksvolle und berührende Schilderungen des Kriegsalltags, oft verbunden mit Betrachtungen über die politischen Entwicklungen und geradezu ethnographischen Beobachtungen. Im Kern stimmen beide Fassungen weitgehend überein und sind auch in den Daten recht zuverlässig, was den Gedanken nahelegt, dass Eccardt während der Kriegszüge ein Tagebuch geführt hat, das für beide Textfassungen die Grundlage war. Dennoch weisen die beiden Versionen markante Unterschiede auf: Ist der 1816 publizierte Text ausführlicher und dichter am militärischen und politischen Geschehen, das durchaus sach-

lich kommentiert und reflektiert wird, so erhält in der späteren handschriftlichen Fassung der Kriegsalltag mit seinen Entbehrungen und physischen Strapazen größeres Gewicht. Im Unterschied zur Fassung von 1816 fehlen hier wiederum Angaben zu Herkunft, Jugend und familiärem Umfeld weitgehend, vermutlich weil Eccardt glaubte, dies in der Familie als bekannt voraussetzen zu können. Beide Texte sind spannende und ungemein authentisch wirkende Dokumente, die nicht nur als Quellen für die Kriegserfahrungen einfacher Soldaten gelesen werden können; der Vergleich der beiden Fassungen gestattet auch erinnerungsgeschichtliche Studien im eingangs skizzierten Sinne. Beide Versionen werden im Nachfolgenden nacheinander präsentiert, da ein Parallelsatz, der an sich durchaus nahelag, große Lücken zur Folge gehabt hätte. Das gemeinsame Register erleichtert aber die vergleichende Lektüre der beiden Fassungen.

Eccardt, der – wie er selbst betont – kein Gelehrter war, sondern nur eine einfache Schulbildung genossen hatte, schrieb gleichsam wie ihm „der Schnabel gewachsen“ war. Eingriffe in den Text, namentlich Korrekturen der *vorkommenden Fehler gegen Orthographie etc.* lehnte bereits der Verleger Braun 1816 mit der Begründung ab, dass *jede willkürliche Berichtigung und Aenderung dem Eindruck des Ganzen schaden, der Wahrscheinlichkeit [sc. Glaubwürdigkeit] Abbruch thun, und dem geistigen Wesen des Werkchens gerade zuwider seyn möchte.* Auch die Bearbeiterin der beiden handschriftlichen Quellen, die Musikhistorikerin Mireille Geering, hat die beiden von Günter Birkner transkribierten Texte nur ganz behutsam bearbeitet, um die sprachliche Originalität der Quelle zu wahren. Sie hat überdies viele dialektale Wörter und Wendungen in ihren editorischen Vorbemerkungen kommentierend erläutert.

Abschließend ist allen zu danken, die zum Gelingen dieses Buches beigetragen haben: zunächst Herrn Günter Birkner und Frau Mireille Geering, die die eigentliche Editionsarbeit geleistet haben, dann den Beiträgern der einführenden Aufsätze, Herrn Dr. Hans-Joachim Harder, dem ehemaligen Leiter des Bundesarchiv-Militärarchivs in Freiburg i. Br., Herrn Dr. Wolfgang Mährle, der 2012 im Hauptstaatsarchiv Stuttgart eine Ausstellung zum Russlandfeldzug von 1812 kuratierte sowie Frau Dr. Julia Murken, die derzeit in der Tübinger Geschwister-Scholl-Schule Deutsch und Geschichte unterrichtet, und schließlich Frau Johanna Butters, der die redaktionelle Betreuung der Drucklegung oblag.

Stuttgart, im Mai 2013

Prof. Dr. Anton Schindling
Vorsitzender der Kommission
für geschichtliche Landeskunde
in Baden-Württemberg

Inhalt

Zum Geleit	V
I. Einführung	
Hans-Joachim Harder Die Erinnerungen des Balthasar Eccardt – ein Schicksal inmitten der „großen Geschichte“	1
Wolfgang Mährle Von der Tilsiter Allianz zum Krieg der Imperien: Frankreich und Russland 1807–1814	9
Julia Murken Baden in napoleonischer Zeit – Ego-Dokumente – Militärmusik. Zur Einschätzung von Balthasar Eccardts Selbstzeugnissen	37
II. Nachdruck	
Balthasar Eccardt, ein Badischer Hautboist. Bemerkungen über die Begegnungen und Begebenheiten meiner Tage. Nachdruck der Ausgabe Karlsruhe 1816	55
III. Edition	
<i>Kurze Beschreibung der merkwürdigsten Ereignissen des Balthasar Eccard Großherzoglich Badischer Hautboist, während der Feldzüge nach Oesterreich, Preußen und Rußland.</i> Transkribiert von Günter Birkner, bearbeitet von Mireille Geering	93
Editorische Vorbemerkungen	93
1. Abschnitt. Feldzug nach Oesterreich, Preußen dann nochmals Oesterreich; umfassend die Jahre 1805–1809	111
2. Abschnitt. Feldzug nach Rußland umfassend die Jahre 1812 bis 1814	150
Glossar militärischer Wörter	219
Register	221

Karten und Abbildungen

Karte 1: Feldzug gegen Preußen und Russland 1806–1807	102
Karte 2: Feldzug gegen Österreich 1809	105
Karte 3: Feldzug gegen Russland 1812	107
Farbabbildungen (Texte: Johanna Butters).	nach S. 8
Abb. 1: Belagerung von Danzig 1807 (Wehrgeschichtliches Museum Rastatt, Inv. Nr. 003264)	
Abb. 2: Retour de Napoléon dans l'île de Lobau sur le Danube après la bataille d'Essling le 23 mai 1809 (Musée national du château de Versailles, MV 1746)	
Abb. 3: Die badischen Truppen unter Markgraf Wilhelm decken den Rückzug der napoleonischen Armee in der Schlacht an der Beresina, 28. November 1812 (Staatliche Kunsthalle Karlsruhe, Inv. Nr. 539; Dauerleihgabe im Wehrgeschichtlichen Museum Rastatt)	
Abb. 4: Wilhelm von Hochberg an der Beresina 1812 (Wehrgeschichtliches Museum Rastatt, Inv. Nr. 010547)	
Abb. 5: Titelblatt des Drucks Karlsruhe 1816: Balthasar Eccardt ein Badischer Hautboist (Badische Landesbibliothek Sign. OK, 19, 16)	55
Abb. 6: Russische Hörner, aus: Georges Kastner, Manuel général de musique militaire à l'usage des armées françaises, Neudruck der Ausgabe Paris 1848, Genf 1973, Tafel IX	99
Abb. 7: Titelblatt der Handschrift (Generallandesarchiv Karlsruhe Q Eccardt 1): Kurze Beschreibung der merkwürdigsten Ereignissen Band 1: 1805–1809	111
Abb. 8: Titelblatt der Handschrift Band 2: 1812–1814	150

I. Einführung

Die Erinnerungen des Balthasar Eccardt – ein Schicksal inmitten der „großen Geschichte“

von Hans-Joachim Harder

Die packend und anschaulich geschriebenen Berichte des badischen Hautboisten Balthasar Eccardt über seine Kriegererlebnisse bieten den roten Faden, um mit Hilfe eines Einzelschicksals Ordnung in das Chaos der Ereignisse der napoleonischen Zeit zu bringen. Sein Lebensweg verlief in den Spuren, die in den Geschichtsbüchern verzeichnet sind. Anders gesagt, war unser Protagonist tatsächlich in den Kriegen von 1805 bis 1814 stets dort, wo die Musik spielte, um im Bild zu bleiben. Seine Erinnerungen sind eine Quelle ersten Ranges über das Geschehen während der napoleonischen Feldzüge. Im Folgenden sollen einige Zusammenhänge verdeutlicht werden, um dem heutigen Leser das Verständnis für diese ferne Zeit zu erleichtern.

Die Bedeutung der Militärmusik

Dies wirft zunächst die Frage auf, was eigentlich ein Hautboist ist und was er genau macht. Im Wort Hautboist steckt – französisch ausgesprochen – zunächst die Oboe, auch wenn das in der phonetischen modernen Schreibweise nicht mehr zu erkennen ist. Hautbois, wörtlich hohes Holz, ist die Oboe, ein Holzblasinstrument ähnlich einer Schalmei, das einen etwas näselnden, aber als heiter empfundenen Klang liefert. Nun berichtet aber unser Gewährsmann gleich eingangs seiner Schilderung, er sei zunächst Second-Clarinetist gewesen und wäre bald Primstimme geworden.¹ Die Erklärung hierfür liegt darin, dass in seiner Zeit schon in der Militärmusik die Klarinette die Oboe verdrängt hatte und die Berufsbezeichnung des Oboenbläsert nur traditionell weiter in Gebrauch blieb.² Hautboist oder auch Hoboist war die herkömmliche Bezeichnung der Musiker bei den Infanterie-Regimentsmusiken, während sie bei der Kavallerie Hornisten und bei der Artillerie Trompeter genannt wurden. Meyers Konversations-Lexikon von 1888 nennt „Militärmusik, das den Regimentern der modernen Heere beigegebene Orchester, dessen Zweck ist, bei

¹ Siehe S. 59 und S. 112.

² Baden hatte das preußische Reglement übernommen, wie es in den „Bestimmungen über die Hebung der Stellung der Stabshoboisten und die Uniformen der Musikmeister des Königlich Preußischen Heeres“ (Bundesarchiv-Militärarchiv RM 3/5101 1809/1810) festgelegt war. Über die Eignung für die Einstellung entschied eine „Musikmeisterprüfung“ (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz I. HA Rep. 151, III Nr. 1452 und Bundesarchiv-Militärarchiv RM 3/5102). Die Instrumente der Spielleute stellte der Dienstherr (Bundesarchiv-Militärarchiv PH 2/45 und RM 3/5105).

Märschen, Paraden etc. die Bewegung der Truppe zu regeln und ihr erhöhte Elastizität zu geben“, um dann in aller Unschuld fortzufahren „sowie auch wohl im Gefecht den Mut anzufeuern.“ Darüber hinaus übernahm die Militärmusik auch die Übermittlung von Befehlen durch Klangsignale und hatte damit in einer Zeit, die noch keine Fernmeldemittel kannte, eine wichtige Führungsaufgabe. Balthasar Eccardt selbst nennt Beispiele, wie die Truppe „durch die Trommelschläge wieder zusammen gerufen und versammelt wurde“. Die Hautboisten waren daher sämtlich Unteroffiziere, ihr Kapellmeister oder Stabshautboist hatte den Rang eines Feldwebels. Es versteht sich von selbst, dass die Militärmusiker stolz³ auf ihren Platz im Regiment waren, wie es eingangs der Schilderung der Schlacht von Aspern durchschimmert, wenn er von *wir, die Hautboisten* spricht. In Russland nennt er klar die übliche Marschordnung im Gefecht: *Unser Obrist Brückner an der Spitze, hinter ihm die Tambours und nach diesen wir, die Mussick*. Erst dann kamen die übrigen Soldaten des Regiments.

Die Formierung des Badischen Armeekorps

Die für seine Familie geschriebenen fesselnden Berichte zeigen deutlich, was dem Einzelnen in den monate- oder jahrelangen Kampagnen, fern von der Heimat und den seinen, Halt gibt: sein Regiment. Wie groß ist stets die Freude des durch die Kriegereignisse versprengten Helden, wenn er wieder auf seinen angestammten Verband oder auch nur einen anderen Regimentskameraden trifft. Wir müssen daher uns seinem 3. Linien-Regiment und überhaupt dem großherzoglich badischen Armeekorps⁴ etwas näher widmen. Die Anfänge eines badischen stehenden Heeres reichen bis in die Zeit des Barock mit seinen nach Macht und Pracht strebenden Landesfürsten zurück. In dieser Epoche des fürstlichen Absolutismus hatten die badischen Markgrafen mit der Aufstellung von Haustruppen, unabhängig von den vom Reich geforderten Kreistruppen, begonnen. Baden-Durlach errichtete zusätzlich zur Leibgarde 1752 ein Bataillon Grenadiere zu vier Kompanien. 1763 zog Baden-Baden nach und rüstete zudem noch eine Schwadron Husaren aus. Die zur ausschließlichen Verfügung der Markgrafen stehenden Soldaten bezogen in den Residenzen Karlsruhe und Rastatt Quartiere – ganz so wie der Hautboist Eccardt.

Erst mit dem Erlöschen der katholischen Linie Baden-Baden 1771 und der Vereinigung beider Landesteile zur Markgrafschaft Baden unter Durlacher Führung entstanden die eigentlichen territorialen, finanziellen und machtpolitischen Grundlagen für ein stehendes Heer. Von den übrigen Fürsten im Reich argwöhnisch beo-

³ Hautboisten waren durchaus umworben und beschäftigten auch die Ministerien für Auswärtige Angelegenheiten, wie ein Bestand im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz belegt. Vgl. „Anwerbung von drei Hoboisten in Potsdam durch den dänischen Geschäftsträger Graf von Luckner. Einziehung der ausgestellten Reisepässe“ (Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz III. HA MdA, I, 4569 von 1809).

⁴ Vgl. den Abschnitt „Badisches Armeekorps“ in: HARDER, Hans-Joachim, Militärgeschichtliches Handbuch Baden-Württemberg, hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Stuttgart 1987, S. 80–114.

bachtet, wurden erstmals seit den Religionskriegen Gebiete mit Einwohnern verschiedener Konfessionen in einem Staate zusammengefasst, ein Vorgang, der ein hohes Maß an Toleranz und Integrationskraft verlangte. Mir will scheinen, dass der getreue Eccardt in seinem Verhalten, insbesondere was seinen frappierend fortschrittlichen Führungsstil als Kapellmeister wider Willen in russischen Diensten betrifft, etwas von dieser Toleranz und dem Verständnis für andere Kulturen verinnerlicht hat.

Die neue deutsche Mittelmacht Baden erstreckte sich über mehrere voneinander getrennte Gebiete am Oberrhein: die untere Markgrafschaft oder Baden-Durlach mit der Residenz Karlsruhe sowie Pforzheim, südlich anschließend die mittlere Markgrafschaft oder Baden-Baden zwischen Rastatt und Bühl, sodann die durlachische Markgrafschaft Hochberg oder Hachberg um Emmendingen mit notabene Balthasar Eccardts Geburtsort Weisweil am Kaiserstuhl und schließlich das Markgräflerland, dessen Landschaftsname noch heute die einstige dynastische Zugehörigkeit verrät und dessen ausgeprägter Protestantismus sich deutlich aus der katholischen vorderösterreichischen Umgebung abhob, bestehend aus den Herrschaften Badenweiler um Müllheim, Sausenburg um Kandern und Rötteln um Lörrach. Markgräflerland und Hochberg zusammen wurden auch die obere Markgrafschaft genannt. Dazu kamen noch die zu Baden-Baden zählenden Territorien der Grafschaft Eberstein am Schwarzwaldanstieg um Gernsbach, der Herrschaft Mahlberg in der südlichen Ortenau sowie der Reichsfestung Kehl. Nach der Vereinigung der beiden Landesteile fasste Markgraf Karl Friedrich 1780 die Fußtruppen zum Leib-Infanterie-Regiment mit je einem Bataillon Grenadiere und Musketiere zusammen, die Husaren-Schwadron wurde mit Teilen nach Karlsruhe verlegt.

Baden als Glacis des napoleonischen Frankreich

Die Koalitionskriege der europäischen Monarchen gegen die Französische Revolution und die napoleonischen Eroberungsfeldzüge machten das Land am Oberrhein zum strategisch wichtigen Aufmarschgebiet und Kriegsschauplatz. In dieser Lage blieb Baden kaum eine andere Wahl, als sich mit dem übermächtigen Frankreich zu verbünden. Die Belohnung hierfür waren Stuserhöhungen und erheblicher Ländergewinn, den Preis zahlten badische Soldaten in Spanien und an der Beresina. Zwischen 1803 und 1810 wurde Baden um ein Vielfaches vergrößert; durch die Einverleibung der wichtigsten Teile der Kurpfalz und Vorderösterreichs, durch Säkularisation geistlicher Fürstentümer und Mediatisierung der Reichsstädte, kleinerer weltlicher Herrschaften und der Reichsritterschaft erhielt die zunächst zum Kurfürstentum, dann zum Großherzogtum avancierte Markgrafschaft eine beherrschende Position am Oberrhein. Wenn auch die um der Ebenbürtigkeit mit Württemberg willen angestrebte Königswürde versagt blieb, so konnte wenigstens die für das Prestige wichtige Anrede „Königliche Hoheit“ bei Napoleon durchgesetzt werden. „Vom See bis an des Maines Strand“, wie es im Badnerlied besungen wird, erstreckte sich nun das vergrößerte Baden. Die Soldaten der säkularisierten und

mediatisierten Reichsstände wurden – gegen Bezahlung, versteht sich – gleich mit übernommen: kurpfälzische Infanterie und Dragoner in Mannheim, Heidelberg und Schwetzingen, bischöflich-speyerische Jäger in Bruchsal, dazu einzelne Truppen der Fürsten von Leiningen, Salm und Fürstenberg.⁵ Zusammen mit den 1796 aufgelösten Kreistruppen waren somit Soldaten vorhanden, um Napoleons im Rheinbundvertrag schriftlich fixierten Forderungen auf Truppengestellung zu erfüllen.

Markgraf Ludwig reorganisiert das badische Militär

Mit der Reorganisation des Heeres von 1803 wurde Markgraf Ludwig oder Louis, wie ihn Balthasar Eccardt in seiner Schilderung nennt, betraut. Der dritte Sohn des nunmehrigen Kurfürsten Karl Friedrich hatte von 1789 bis 1795 in Preußen gedient und anschließend als Kriegsminister und Kommandierender General an der Spitze der badischen Armee gestanden. Preußen wirkte – trotz der politischen Anlehnung an Frankreich – bei den Kriegsartikeln, Reglements, dem Kriegsgericht oder der Kriegsverwaltung beispielgebend und prägend. Die Infanterie wurde in drei Regimenter und ein Grenadier- sowie ein Jäger-Bataillon gegliedert, die Kavallerie bestand aus einem Dragoner-Regiment und einer Husaren-Schwadron. Erstmals wurde die Artillerie eigenständig organisiert. Die drei Regimenter waren das Leib-Infanterie-Regiment Nr. 1 in Karlsruhe, das Linien-Infanterie-Regiment Kurprinz Nr. 2 in Mannheim sowie Eccardts Linien-Infanterie-Regiment Markgraf Ludwig Nr. 3 in Durlach. 1806 konnte aus verschiedenen, von mediatisierten Fürsten übernommenen Truppenteilen ein viertes Linien-Infanterie-Regiment in Freiburg aufgestellt werden. 1806 bestand die badische Streitmacht aus 14 Bataillonen Infanterie, 10 Schwadronen Kavallerie und 3 Batterien Artillerie.⁶

Zur Heeresergänzung wurde das Land – wiederum nach preußischem Vorbild – durch das „kurfürstlich-badische Kantonreglement vom 4. Dezember 1804“ in vier Kantone eingeteilt. Die Dienstzeit betrug acht Jahre, bei der Artillerie zwölf Jahre; allerdings wurden die Soldaten in Friedenszeiten, wie damals allgemein üblich, für die meiste Zeit des Jahres beurlaubt. Die Unterbringung erfolgte zumeist noch in Bürgerquartieren; jedoch begann man auch im Großherzogtum Baden in dieser Zeit mit dem Kasernenbau. Aufschlussreich für die sozial rücksichtsvolle Regelung der Dienstpflicht ist die Bemerkung unseres Autors, dass er 1804 Soldat wurde und dadurch seinem Bruder diesen Dienst erspart hat. Farbiger auch die Schilderungen der jeweiligen Bürgerquartiere während des Marsches und der Kantonierung. Nachdem Balthasar Eccardt geheiratet hatte und Vater von Zwillingen geworden war, bekam seine Familie das Recht, mit ihm in der Kaserne zu wohnen. Nach dem Ausmarsch nach Russland wurde seiner Familie in der neuen Mannheimer Kaserne die nun frei gewordene Soldatenstube als Wohnung zugewiesen. Der Staat kümmerte sich also fürsorglich um die Familien seiner Soldaten, wie es auch die Bemerkung anlässlich

⁵ Vgl. Badischer Militäralmanach 8 (1861), S. 77–87.

⁶ Vgl. Badischer Militäralmanach 6 (1859), 48 ff. und 10 (1863), S. 27–36.

der glücklichen Heimkehr des als verschollen geltenden Hautboisten erhellt, dass seine Frau bereits seit einem Jahr Witwenpension bezog und weiter in der Kaserne wohnen durfte. Offensichtlich war sie Nutznießerin des 1804 geschaffenen „Kurbadischen Militär-Witwenfiskus“⁷, mit dem erstmals das Schicksal der Hinterbliebenen auf eine gesetzliche Grundlage gestellt wurde.

Feldzüge gegen Österreich und Preußen

Für den Feldzug gegen Österreich 1805 forderte Napoleon 3000 badische Soldaten, die er auch persönlich in Pforzheim inspizierte. Die Entscheidung in den Schlachten bei Ulm und Austerlitz fiel aber so schnell, dass das Hilfskorps mit unserem Eccardt nicht eingesetzt wurde. Auch im Feldzug 1806/07 gegen Preußen, an dem er ebenfalls teilnahm, kam das badische Kontingent, bestehend aus vier Infanterie-Regimentern, einem Dragoner-Regiment, zwei Husaren-Schwadronen und zwei Fußbatterien Artillerie, insgesamt 6000 Mann, erst nach den entscheidenden Schlachten von Jena und Auerstedt auf dem Kriegsschauplatz an und wurde danach bei den Belagerungen von Danzig und der schwedischen Festung Stralsund verwendet. Die Ähnlichkeit der badischen und preußischen Uniformen⁸ führte dazu, dass Offiziere des Regimentes Erbgroßherzog Nr. 2 (des früheren Regiments Kurprinz) von verbündeten Polen bei der Belagerung der Festung Stargard in der Annahme, sie seien Preußen, bis aufs Hemd ausgeplündert wurden.⁹

Napoleon als Protektor des Rheinbundes mischte sich auch in die inneren Angelegenheiten seiner Verbündeten ein. In Baden irritierten ihn Markgraf Ludwig und die Ausrichtung der Armee nach preußischem Vorbild. Der Großherzog Karl Friedrich konnte dem Druck aus Paris, vor allem nach der Vermählung des Thronfolgers Karl mit der kaiserlichen Adoptivtochter Stéphanie de Beauharnais, nicht länger standhalten und entließ 1808 Ludwig. Dies erhellt auch Eccardts Hinweis, dass sein Regiment Nr. 3 nunmehr Valentin von Harrant und wenig später den Markgrafen Wilhelm zum Inhaber hatte. Die Armee übernahm französische Dienstvorschriften und Reglements, aus Scharfschützen wurden Voltigeure.

Feldzug in Spanien

Im selben Jahr brach in Spanien der Guerilla-Aufstand gegen die napoleonische Herrschaft los, in dem auch badische Soldaten fünf Jahre lang von 1808 bis 1813 ihr Leben lassen sollten. Wie es unser Autor so anschaulich beschreibt, *allein es wurde aus dem 2^{ten} Bataillon des unsrigen und dem 1^{ten} Bataillon des 4^{ten} Regiments, ein*

⁷ Vgl. Unter dem Greifen. Altbadisches Militär von der Vereinigung der Markgrafschaften bis zur Reichsgründung 1771–1871, bearb. von Sabina HERMES und Joachim NIEMEYER, hg. von der Vereinigung der Freunde des Wehrgeschichtlichen Museums Schloss Rastatt e.V. mit Unterstützung der Großen Kreisstadt Rastatt aus Anlass des fünfzigjährigen Bestehens des Museums, Karlsruhe 1984, S. 35.

⁸ Vgl. Badischer Militärälmanach 9 (1863), S. 27–36.

⁹ Vgl. Badischer Militärälmanach 10 (1861), S. 64–238, insbes. S. 125 f.

Regiment formirt und nach Spanien geschickt; die Reste dieser beiden Regimenter wurden sodann zusammengestoßen und wieder ein ganzes gebildet, bei welchem wir, nämlich die Mussick, diesmal zu Hause blieben (S. 124). Das Regiment unter Oberst Heinrich von Porbeck in Stärke von 1733 Mann focht bei zahlreichen Schlachten in Spanien, bei Talavera fiel der zum General beförderte Porbeck an der Spitze seines Regiments im Kampf gegen General Wellington. Dabei stand die Deutsche Division in französischen Diensten der „King’s German Legion“, gebildet aus Hannoveranern und Braunschweigern unter britischer Flagge, gegenüber. Nach vielen Kämpfen mit den spanischen Guerillas in den Jahren 1810 bis 1812 focht das badische Regiment schließlich in der Entscheidungsschlacht bei Vitoria am 21. Juni 1813 gegen die englisch-spanische Armee unter Wellington. Beim Rückmarsch wurden die badischen Soldaten bei Bayonne von französischen Soldaten entwaffnet und gefangen genommen, nachdem der Großherzog als Folge der Leipziger Völkerschlacht die Seiten gewechselt hatte. Nur noch 500 Mann kehrten nach dem 1. Pariser Frieden 1814 in die Heimat zurück.¹⁰ Balthasar Eccardt schildert das Zusammentreffen seiner eigenen Heimkehr nach Mannheim mit diesem Ereignis.

Erneuter Feldzug gegen Österreich

Der erneute Feldzug gegen Österreich 1809 brachte für Baden neue Lasten. Insgesamt 6850 Mann sammelten sich in Pforzheim, um an die Donau zu marschieren:¹¹

- Linien-Infanterie-Regiment Großherzog Nr. 1,
- Linien-Infanterie-Regiment Erbgroßherzog Nr. 2,
- Linien-Infanterie-Regiment Graf Wilhelm von Hochberg Nr. 3 – mit Balthasar Eccardt als Hautboisten,
- Jäger-Bataillon von Lingg,
- Dragoner-Regiment von Freystedt,
- eine Fußbatterie und eine halbe reitende Batterie mit 12 Geschützen.

Sie bildeten eine Brigade unter Generalleutnant von Harrant. Die badischen Truppen wurden dem IV. Armeekorps unter Marschall Masséna, Herzog von Rivoli, zugeteilt. Die badischen Truppen waren am raschen Vormarsch Napoleons auf Wien beteiligt und gaben auf dem Marsch und im Gefecht ihr Letztes. Erste kurze Gefechte führte das Korps Masséna beim Erzwingen des Innübergangs, dann folgte ein überaus waghalsiger, verlustreicher Kampf während des frontalen Sturmes auf Ebelsberg an der Traun. In der Schlacht von Aspern am 21. und 22. Mai zeichneten sich die badischen Truppenteile besonders aus. Balthasar Eccardt schildert seine Begegnung mit Napoleon Bonaparte, dessen persönliche Anwesenheit genügte, um „patriotischen Eifer“ auszulösen. Die gesamte badische Brigade versammelte sich nach Aspern auf der Insel Lobau und nahm an der wichtigen Schlacht bei Wagram teil. Auch in der letzten Feldzugsphase war die Brigade an der Spitze der 1. Division eingesetzt. Bis zum Januar 1810 waren die letzten Soldaten aus Österreich heimge-

¹⁰ Vgl. Unter dem Greifen (wie Anm. 4), S. 57–61.

¹¹ Vgl. Badischer Militärälmanach 10 (1861), S. 51 f.

kehrt, allerdings ohne den getreuen Eccardt. Er bringt eindringlich seine Angst vor dem Spital zum Ausdruck und die folgenden Ereignisse nach seiner Erkrankung sollten ihm Recht geben. Es wird verständlich, warum in den Feldzügen wesentlich mehr Soldaten ihren Krankheiten oder unzulänglich versorgten Verletzungen erlagen als im Gefecht getötet wurden.

Die Katastrophe in Russland

Als Baden Kontingente zur Grande Armée für den Russlandfeldzug stellen musste, stand die schwerste Belastung bevor. Schon 1811 marschierte das Linien-Infanterie-Regiment Erbgroßherzog Nr. 2, nach dem Regierungsantritt des Großherzogs Karl am 10. Juni 1811 vakant Nr. 2 genannt, mit 1722 Mann nach Danzig, was für Eccardts Regiment Nr. 3 zur Folge hatte, dass sie von Durlach in die frei gewordene Garnison Mannheim nachrückten. Im Februar 1812 brachen weitere 5000 Mann nach Preußen auf:¹²

- leichtes Infanterie-Bataillon von Lingg,
- Linien-Infanterie-Regiment Graf Wilhelm von Hochberg Nr. 3,
- Husaren-Regiment von Geusau,
- eine Fußbatterie und eine halbe reitende Batterie.

Nach der Kriegserklärung wurde das I. Bataillon/Linien-Infanterie-Regiment vakant Nr. 2 mit 2 Geschützen ins kaiserliche Hauptquartier kommandiert und folgte diesem auf dem Marsch über Kaunas, Vilnius (Eccardt schreibt Kobno und Wilna), Witebsk, Smolensk bis Moskau, wo es am 14. September 1812 eintraf. Die übrigen badischen Truppen mit dem Hautboisten Eccardt an der Spitze – 6 Bataillone, 4 Schwadronen, 8 Geschütze mit dem Generalstab 6200 Mann stark – wurden dem IX. Armeekorps unter Marschall Victor, Herzog von Belluno, zugeteilt. Den Oberbefehl über die badische Brigade führte Generalmajor Markgraf Wilhelm von Hochberg. Das Armeekorps des Marschalls Victor wurde erst Anfang August bei Tilsit am Njemen zusammengezogen. Es bestand aus:¹³

- badisch-bergische Division Dändels,
- französische Division Parthonneaux,
- polnisch-sächsische Division Girard,
- leichter Kavallerie-Division Fournier.

Nach ersten verlustreichen Märschen und Gefechten gegen russische Kräfte westlich Smolensk begegnete das Korps Victor am 25. November auf dem Ostufer der Beresina den Heerestrümmern der Grande Armée des Kaisers auf dem Rückmarsch aus Moskau. In der folgenden Schlacht war es das Verdienst der badischen Brigade, die noch eine Kampfstärke von 2240 Mann aufwies, dass Napoleon die drohende russische Einkreisung verhindern und mit 40 000 Mann die eisige Beresina überqueren konnte. Die badische Brigade übernahm als „Arrièregarde“ die Sicherung des Rückmarsches und musste das Gefecht bei Malodeczno bestehen. Aus den

¹² Vgl. Badischer Militär Almanach 6 (1859), S. 52 ff.

¹³ Vgl. HARDER (wie Anm. 1), S. 88.

Resten der Brigade wurde ein Regiment in Stärke von 400 Mann aufgestellt, das am 8. Dezember in Vilnius eintraf. Die wenige noch bewaffnete Mannschaft wurde im Januar 1813 von Marienwerder nach Glogau geschickt; die Unbewaffneten erreichten am 18. Februar Karlsruhe. Die Fahnen waren gerettet worden, aber mehr als 6000 Badener waren in der russischen Ebene gefallen, ihren Krankheiten erlegen oder erfroren. Der badische Maler Feodor Dietz hat den Rückzug der napoleonischen Armee, die von den badischen Truppen unter Markgraf Wilhelm gedeckt wurde, in einem Gemälde festgehalten.¹⁴ Der inoffizielle Titel des Bildes „Sieg- und Todesritt der badischen Husaren an der Beresina am 28. November 1812“ erinnert an den verlustreichen Einsatz dieses Kavallerieregiments, das danach nicht wieder aufgestellt wurde. Ein besonders anschauliches Bild von den Strapazen vermittelt Christian Wilhelm von Faber du Faur, der als offizieller Maler mit dem württembergischen Kontingent auf demselben Weg wie die Badener durch Russland zog.¹⁵

Balthasar Eccardt war in dieser letzten Phase nicht mehr beteiligt, bei der Rückkehr über den Njemen geriet er in russische Kriegsgefangenschaft mit all ihrem Elend, aus der er sich schließlich dank seiner Kenntnisse als Militärmusiker zwar nicht befreien aber ihr dennoch entkommen kann. Er bringt es schließlich zum Kapellmeister eines russischen Regiments und dient anderthalb Jahre in der Armee des Zaren. Auf russischer Seite kämpft er gegen Napoleon und die Rheinbundtruppen in Preußen, Böhmen, Sachsen und schließlich bei der Belagerung Hamburgs. Dort gelingt ihm unter abenteuerlichen Umständen die Flucht und die Heimkehr nach Mannheim. Der Hautboist verdankt seinem Instrument und der Musik sein Leben, von dem er das ereignisreichste Jahrzehnt in klaren Worten festgehalten hat.

¹⁴ Das Gemälde „Die badischen Truppen unter Markgraf Wilhelm decken den Rückzug der napoleonischen Armee in der Schlacht an der Beresina, 28. November 1812“ befindet sich als Dauerleihgabe der Kunsthalle Karlsruhe im Wehrgeschichtlichen Museum in Rastatt. Siehe die 3. Farabbildung.

¹⁵ Vgl. Christian Wilhelm v. FABER DU FAUR, *Der Russlandfeldzug Napoleons 1812*. Nach den Originalen im Bayerischen Armeemuseum, mit dem Begleittext von Major F. v. KAUSLER, Ingolstadt 2003.



Belagerung von Danzig 1807

Das Bild zeigt die Belagerung und den Beschuss von Danzig im Frühjahr 1807. Stadt und die umgebende Landschaft sind in rötlichen Pulverdampf gehüllt und werden von Beschußfeuern illuminiert. Allein der blaue Himmel um die links im Bild stehende Sonne macht kenntlich, dass es Tag ist.

Die Vorlage des kolorierten Aquatinta-Blattes wird dem Maler Johann Lorenz Rugendas (1775–1826) zugeschrieben (Erich BLANKENHORN, Führer durch das Historische Museum Schloss Rastatt 3. Bd., Rastatt 1962, S. 231). Er war Historienmaler und Kunstverleger in Augsburg und brachte illustrierte Bilderbögen mit militärischer Thematik heraus, darunter auch eine Serie mit Darstellungen von napoleonischen Feldzügen. Diese Blätterfolge wurde von seinem Sohn Johann Moritz abgeschlossen. Bekannt ist, dass die beiden Künstler um realitätsnahe Darstellungen bemüht waren und jeweils auf Skizzen zurückgriffen, die aus unmittelbarer Beobachtung heraus angefertigt waren.

Weitere Literatur: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler, 29. Bd., Leipzig 1935, S. 180f.; Neues allgemeines Künstler-Lexikon 14. Bd., bearb. von G.K. NAGLER, München 1845, S. 21.



Retour de Napoléon dans l'île de Lobau sur le Danube après la bataille d'Essling le 23 mai 1809 (Rückkehr von Napoleon auf die Donau-Insel Lobau nach der Schlacht von Essling am 23. Mai 1809), Ölgemälde von Charles Meynier (1763–1832). Die Bilderweiterung von 1834 am rechten und linken Bildrand ist hier nicht wiedergegeben.

Napoleon tritt mit Louis-Alexandre Berthier, dem Oberbefehlshaber der Grande Armée, auf die Donauinsel Lobau, wo sie eine Gruppe von Verwundeten antreffen. Napoleon hält seine Hand segnend über die Verwundeten, die sich voller Freude ihrem Kaiser zuwenden. Meynier hat im Vordergrund militärisches Arztpersonal ins Bild gesetzt. Rechts unten ist der Chirurg und Militärarzt Jean Dominique Larrey abgebildet.

Literatur: Isabelle MAYER-MICHALON: Charles Meynier. 1763–1832, Paris 2008, S. 148.

Die badischen Truppen unter Markgraf Wilhelm decken den Rückzug der napoleonischen Armee in der Schlacht an der Beresina, 28. November 1812, Ölgemälde aus dem Jahr 1842 von Feodor Dietz (1813–1870). (Abb. rechts)

In der Nacht des 27. November 1812 hatte das badische Husarenregiment mit den übrigen Einheiten der Brigade die Beresina überquert, wurde aber in den frühen Morgenstunden zurückbeordert, um den östlichen Brückenkopf zu verteidigen. Von diesem einzigen noch intakten Kavallerieregiment des IX. Korps überlebte dabei kaum einer. Nach seinem Untergang wurde das Husarenregiment nicht wieder aufgestellt.

Literatur: Das Wehrgeschichtliche Museum Rastatt. Militärgeschichte in Baden-Württemberg, Begleitband zur Dauerausstellung im Wehrgeschichtlichen Museum Schloss Rastatt, hg. von Joachim NIEMEYER und Christoph REHM, Rastatt 2009, S. 89 u. 117.





Wilhelm von Hochberg an der Beresina 1812,
Ölbild aus dem Jahr 1851 von Feodor Dietz (1813–1870).

Wilhelm Ludwig August, Prinz und Markgraf von Baden (1792–1875) hat in seinen „Denkwürdigkeiten“ (siehe Bibliographie S. 109) von den Feldzügen unter Napoleon berichtet. Er ist in die Kriegsgeschichte als Graf Wilhelm von Hochberg eingegangen. An der Beresina hatte er mit seinen Truppen unter unablässigen Gefechten den Rückzug zu leiten.

Feodor Dietz, der ab 1864 als Professor für Historienmalerei an der Karlsruher Akademie lehrte, gilt als letzter Romantiker unter den Schlachtenmalern, der seine Bilder überzeugend in Szene setzen konnte. Das Bild erinnert an die Großtat des Grafen Hochberg sowie an das Leiden und Sterben badischer Soldaten beim Russlandfeldzug 1812.

Literatur: PECHT, Friedrich, „Dietz, Feodor“, in: Allgemeine Deutsche Biographie 5 (1877), S. 209f.; Saur – Allgemeines Künstler-Lexikon. Die Bildenden Künstler aller Zeiten und Völker Bd. 27, München und Leipzig 2000, S. 319.

Von der Tilsiter Allianz zum Krieg der Imperien: Frankreich und Russland 1807–1814

von Wolfgang Mährle

1. Tilsit

*Mon amie, je viens de voir l'empereur Alexandre; j'ai été fort content de lui; c'est un fort beau et bon jeune empereur; il a de l'esprit plus que l'on ne pense communément.*¹ Mit diesen Worten resümierte Napoleon I. in einem Brief an seine Frau Joséphine den ersten Eindruck, den er von Zar Alexander I. gewonnen hatte. Die beiden Monarchen waren sich am 25. Juni 1807, wenige Stunden vor der Niederschrift des Briefes, erstmals persönlich begegnet. Schauplatz des Treffens war ein Floß auf dem Njemen (Memel), welcher zu dieser Zeit die Westgrenze des russischen Reiches markierte.²

Die Begegnung Napoleons und Alexanders auf dem Njemen bildete den Auftakt zu zweiwöchigen Friedensverhandlungen, die den französischen Feldzügen gegen Preußen und Russland in den Jahren 1806 und 1807 ein Ende setzten.³ Napoleon hatte am 14. Oktober 1806 in der Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt das preußische Heer vernichtend geschlagen. Anschließend war der Kaiser gegen Russland ins Feld gezogen, das seine schützende Hand über König Friedrich Wilhelm III. von Preußen gehalten hatte. Nach der unentschiedenen Schlacht bei Eylau am 7./8. Februar 1807 besiegte Napoleon die russisch-preußische Armee bei Friedland am 14. Juni 1807 entscheidend.

Die Unterredungen an der russischen Reichsgrenze mündeten am 7. bzw. 9. Juli 1807 in die Verträge von Tilsit.⁴ Frankreich schloss zwei Abkommen mit Russland, von denen eines geheim blieb. Ein Kontrakt mit Preußen, dessen König Friedrich Wilhelm von den Verhandlungen weitgehend ausgeschlossen worden war, ergänzte das Vertragswerk. Die Abkommen von Tilsit waren von 1807 bis 1812 in Kraft und bildeten in dieser Zeit die Grundlage für die französisch-russischen Beziehungen.

¹ „Meine Freundin, ich habe gerade den Kaiser Alexander gesehen; ich war sehr zufrieden mit ihm; das ist ein sehr gut aussehender und gutherziger junger Kaiser; er hat mehr Geist als man gewöhnlich denkt.“ Napoléon BONAPARTE, *Correspondance générale*. Bd. VII: Tilsit, l'apogée de l'Empire 1807, hg. v. Michel KERAUTRET, Paris 2010, hier S. 916 (Nr. 15924).

² Gherardo CASAGLIA, *Le partage du monde. Napoléon et Alexandre à Tilsit*, 25 juin 1807, Paris 1998.

³ David CHANDLER, *The Campaigns of Napoleon*, London 1967, hier S. 441–590.

⁴ Napoleonische Friedensverträge: Campo Formio 1797, Lunéville 1801, Amiens 1802, Preßburg 1805, Tilsit 1807, Wien-Schönbrunn 1809, bearb. v. Heinrich WOLFENBERGER, Bern 1946, S. 42–58 (Neuaufll. Bern 1973, bearb. v. Peter HERSCHE).

In Tilsit erkannten die besiegten Mächte Russland und Preußen sowohl bereits vollzogene als auch von Napoleon im Sommer 1807 geplante territoriale Veränderungen in West-, Mittel- und Südeuropa an. Sie akzeptierten die Gründung des Rheinbundes sowie die Erhebung der Brüder Napoleons, Louis und Joseph, auf die Throne in Holland und Neapel. Des Weiteren fügten sich Zar Alexander und König Friedrich Wilhelm in erhebliche territoriale Verluste des Königreichs Preußen, das zum Hauptverlierer des Friedensschlusses wurde. Napoleon hatte ursprünglich sogar beabsichtigt, die Hohenzollernmonarchie ganz aufzuheben. Nach den Bestimmungen der Tilsiter Verträge wurden die preußischen Gebiete westlich der Elbe dem neu zu gründenden Königreich Westphalen zugeschlagen, an dessen Spitze Jérôme Bonaparte, der jüngste Bruder des französischen Kaisers, treten sollte. Diejenigen Territorien, die Preußen während der polnischen Teilungen der Jahre 1792 und 1795 gewonnen hatte, fielen an das ebenfalls neu zu konstituierende Herzogtum Warschau, welches Napoleon König Friedrich August von Sachsen zu übertragen beabsichtigte. Insgesamt verlor Preußen durch die Bestimmungen von Tilsit ein Drittel seines Territoriums und die Hälfte seiner Bevölkerung. Der Staat Friedrich Wilhelms schied damit – zumindest bis auf Weiteres – aus dem Kreis der europäischen Großmächte aus.⁵

Ein entscheidender Aspekt der Abkommen von Tilsit bestand darin, dass sie nicht nur einen Friedensvertrag darstellten, sondern gleichzeitig ein Bündnis zwischen dem französischen *Grand Empire* und dem russischen Zarenreich begründeten. In den veröffentlichten Verträgen wird die Allianz der beiden Imperien nur indirekt erkennbar: Etwa vereinbarten Napoleon und Alexander, dass Russland im französisch-britischen und Frankreich im russisch-osmanischen Konflikt jeweils Vermittlerrollen übernehmen sollten. Die wichtigsten Regelungen über das in Tilsit neu konstituierte Bündnis fanden sich im erwähnten französisch-russischen Geheimvertrag. Hier sagten sich Frankreich und Russland militärische Unterstützung im Kriegsfall zu. Bei einem zukünftigen Waffengang sollte ein Separatfrieden einer der beiden Mächte mit dem Kriegsgegner ausgeschlossen sein. Zudem verpflichtete sich Russland für den Fall, dass die Vermittlungsversuche des Zaren im französisch-englischen Konflikt bis zum 1. November 1807 ergebnislos bleiben sollten, Großbritannien den Krieg zu erklären und der französischen Kontinentalsperre, d.h. dem seit dem 21. November 1806 bestehenden Handelsembargo gegen England, beizutreten. Im Gegenzug gab Napoleon seinem Bündnispartner freie Hand für einen Krieg gegen Schweden mit dem Ziel, Finnland zu erwerben. Eine mögliche Aufteilung der Besitzungen des Osmanischen Reiches, die Napoleon und Alexander in Tilsit erörtert hatten, wurde in den Vertragsdokumenten nicht näher konkretisiert.

⁵ Ilja MIECK, Preußen von 1807 bis 1850. Reformen, Restauration und Revolution, in: Handbuch der preußischen Geschichte, hg. v. Otto BÜSCH. Bd. 2: Das 19. Jahrhundert und große Themen der Geschichte Preußens, Berlin 1992, S. 1–292, hier bes. S. 16–72. Zu König Friedrich Wilhelm III.: Thomas STAMM-KUHLMANN, König in Preußens großer Zeit. Friedrich Wilhelm III., der Melancholiker auf dem Thron, Berlin 1992.

Die Friedens- und Bündnisverträge von Tilsit bedeuteten für die französisch-russischen Beziehungen – und darüber hinaus für die Machtkonstellationen in Europa insgesamt – eine Zäsur.⁶ Zarin Katharina II. sowie ihre Nachfolger, die Kaiser Paul I. und Alexander I., hatten sich seit 1795 an allen militärischen Allianzen beteiligt, die sich gegen das revolutionäre bzw. napoleonische Frankreich gebildet hatten. Dieses Engagement hatte im Ergebnis stets zu Niederlagen geführt. Die spektakulärste war das russisch-österreichische Debakel in der Dreikaiserschlacht von Austerlitz am 2. Dezember 1805. In Tilsit verbündete sich das Zarenreich in einer klaren Abkehr von der bisherigen Politik mit Frankreich und wandte sich gleichzeitig von langjährigen Alliierten (Großbritannien, Österreich, Schweden) ab. Auch aus französischer Sicht bedeutete Tilsit eine Zäsur, vor allem jedoch einen außenpolitischen Erfolg. Napoleon war es gelungen, den bisherigen Opponenten Russland zu einem vergleichsweise moderaten politischen Preis zum Verbündeten zu machen und in das eigene Herrschaftssystem zu integrieren. Die russische Anerkennung der territorialen Veränderungen in West-, Mittel- und Südeuropa sicherte das Machtgefüge des französischen *Grand Empire* ab.⁷ Gleichzeitig versprach sich Napoleon von der russischen Beteiligung an der Kontinentalsperre eine wesentliche Unterstützung für seinen Ende 1806 begonnenen Wirtschaftskrieg gegen Großbritannien.

2. Fragilität des französisch-russischen Bündnisses

Die in Tilsit geschlossene Allianz zwischen den Kaiserreichen Frankreich und Russland war von Beginn an fragil. Die Gründe hierfür lagen zum einen in langfris-

⁶ Zum französisch-russischen Verhältnis zu Beginn des 19. Jahrhunderts vgl. bes. Serge TATISCHEFF, *Alexandre I^{er} et Napoléon d'après leur correspondance inédite (1801–1812)*, Paris 1891; Albert VANDAL, *Napoléon et Alexandre I^{er}. L'Alliance russe sous le Premier Empire*, 3 Bde., Paris 1891–1896; Nikolai Mikhailovich ROMANOV, *Les Relations diplomatiques de la Russie et de la France d'après les rapports des ambassadeurs d'Alexandre et de Napoléon (1808–1812)*, 6 Bde., Sankt Petersburg 1905–1908; Edouard DRIAULT, *Tilsit. France et Russie sous le Premier Empire*, Paris 1917; André RATCHINSKI, *Napoléon et Alexandre I^{er}. La guerre des idées*, Paris 2002; Vladen G. SIROTKIN, *Napoleon i Aleksandr I. Diplomatiija i razvedka Napoleona i Aleksandra I v 1801–1812 gg.* [Napoleon und Alexander I. Diplomatie und Geheimdienste Napoleons und Alexanders I. in den Jahren 1801–1812], Moskau 2003; Michael ADAMS, *Napoleon and Russia*, London [u. a.] 2006; Charles ESDAILE, *Napoleon's Wars. An International History, 1803–1815*, London [u. a.] 2007, hier bes. S. 293–531; Dominic LIEVEN, *Russia Against Napoleon. The Battle for Europe, 1807 to 1814*, London 2009 (dt. *Russland gegen Napoleon. Die Schlacht um Europa*, München 2011). Nicht mehr berücksichtigt werden konnte Oleg SOKOLOV, *Le combat de deux empires. La Russie d'Alexandre I^{er} contre la France de Napoléon, 1805–1812*, Paris 2012. Grundlegend zur Entwicklung der internationalen Beziehungen im 18. und 19. Jahrhundert: Paul W. SCHROEDER, *The Transformation of European Politics 1763–1848*, Oxford 1994.

⁷ Jean TULARD, *Le Grand Empire*, Paris 1982; Paul FREGOSI, *Dreams of Empire. Napoleon and the First World War, 1792–1815*, London 1989; Michel BROERS, *Europa under Napoleon, 1799–1815*, London/New York 1996; Annie JOURDAN, *L'empire de Napoléon*, Paris 2000; Thierry LENTZ, *Nouvelle histoire du Premier Empire*, 4 Bde., Paris 2002–2010; Jacques-Olivier BOUDON, *La France et l'Europe de Napoléon*, Paris 2006; Philip G. DWYER/Alan FORREST (Hg.), *Napoleon and his Empire. Europe, 1804–1814*, New York 2007.

tigen politischen Interessen der beiden Vertragspartner, die schwer miteinander in Einklang zu bringen waren. Zum anderen beeinträchtigten die konkreten Umstände seiner Entstehung das französisch-russische Bündnis.

Die grundlegenden politischen Interessengegensätze, die zwischen dem *Grand Empire* Napoleons und dem Imperium Alexanders zu Beginn des 19. Jahrhunderts bestanden, waren durch die Tilsiter Verträge nicht überwunden, sondern im Gegenteil verschärft worden. Die bedeutendsten Bruchlinien im französisch-russischen Bündnis wurden durch ideologische, geopolitische und wirtschaftspolitische Differenzen markiert.

Das aus dem revolutionären Frankreich hervorgegangene Kaiserreich Napoleons und das dem Ancien Régime verhaftete Russland verkörperten erstens vollkommen verschiedene Herrschafts- und Gesellschaftsmodelle. Napoleons Autorität basierte im Unterschied zur Regierung des Zaren nicht auf dynastischer Legitimität, sondern wesentlich auf den außen- und innenpolitischen Erfolgen, die der frühere Revolutionsgeneral verzeichnen konnte.⁸ Auch wenn viele Reformimpulse der 1790er Jahre in der Epoche von Konsulat und Kaiserreich keine Rolle mehr spielten, spiegelte die politische und soziale Ordnung des *Premier Empire* zentrale Anliegen der französischen Staatsumwälzung.⁹ Grundlegende bürgerliche Rechte, die in der Revolutionszeit erkämpft worden waren, beispielsweise die persönliche Freiheit und Rechtsgleichheit, waren in dem 1804 publizierten *Code civil* (*Code Napoléon*) festgeschrieben worden. Für die Außenpolitik Frankreichs war dies deshalb von großer Bedeutung, weil die napoleonische Rechtskodifikation und damit auch das revolutionäre Gesellschaftsmodell in den von Frankreich eroberten europäischen Gebieten einen Anknüpfungspunkt für politische und soziale Veränderungen bildeten.¹⁰ Für die alten Monarchien, darunter Russland, war gerade dieser politisch-soziale Aspekt der französischen Expansion in Europa ein entscheidender Grund für den militärischen Widerstand gegen Napoleon. Unter diesen Vorzeichen musste es für das Verhältnis der Bündnispartner von Tilsit besonders belastend sein, dass der

⁸ Zu Napoleon vgl. bes. Jean TULARD, *Napoléon ou le mythe du sauveur*, Paris 1977 (dt. *Napoleon oder der Mythos des Retters. Eine Biographie*, Tübingen 1978); Frank McLYNN, *Napoleon. A Biography*, London 1998; Antoine CASANOVA, *Napoléon et la pensée de son temps. Une histoire intellectuelle singulière*, Paris 2000; Luigi Mascilli MIGLIORINI, *Napoleone*, Rom 2001; Steven ENGLUND, *Napoleon. A political life*, New York u.a. 2004; Johannes WILLMS, *Napoleon. Eine Biographie*, München 2005.

⁹ Martyn LYONS, *Napoleon Bonaparte and the Legacy of the French Revolution*, London 1994; Jean TULARD, *La France de la Révolution et de l'Empire*, Paris 1995; DERS. (Hg.), *Dictionnaire Napoléon*, 2. durchges. u. verm. Aufl., Paris 1989 (Erstausgabe 1987); David P. JORDAN, *Napoleon and the Revolution*, Basingstoke/New York 2012.

¹⁰ Edouard DRIAULT, *Napoléon et l'Europe*, 5 Bde., Paris 1910–1927; Heinz-Otto STEBURG (Hg.), *Napoleon und Europa*, Köln/Berlin 1971; Stuart WOOLF, *Napoleon's Integration of Europe*, London/New York 1991; Philip G. DWYER (Hg.), *Napoleon and Europe*, London 2001; Bénédicte SAVOY (Hg.), *Napoleon und Europa. Traum und Trauma* (Ausstellungskatalog), München u.a. 2010.

Code Napoléon auch im 1807 gegründeten Herzogtum Warschau Gültigkeit besaß, das unmittelbar an das Zarenreich angrenzte.¹¹

Neben den genannten „ideologischen“ Differenzen bestanden zwischen Frankreich und Russland starke geopolitische Gegensätze. Die beiden Imperien betrieben jeweils eine aggressive, auf Land- und Machtgewinn ausgerichtete Außenpolitik. Sie rivalisierten vor allem im östlichen Mitteleuropa (Polen, Preußen); weitere Konfliktlinien bestanden auf dem Balkan sowie in Skandinavien. Die größten Probleme bot die polnische Frage, die durch die Tilsiter Verträge neu aufgeworfen worden war. Die im Juli 1807 festgeschriebene Gründung des Herzogtums Warschau als eines französischen Satellitenstaats barg aus russischer Sicht die Gefahr einer Revision der seit 1772 erfolgten drei Teilungen Polens, aufgrund derer die frühere polnisch-litauische Adelsrepublik von der politischen Landkarte Europas verschwunden war.¹² Das Zarenreich hatte vom Untergang Polen-Litauens in erheblichem Maß profitiert: Insgesamt 463.000 Quadratkilometer und etwa 7 Millionen Menschen waren dadurch im ausgehenden 18. Jahrhundert an das russische Imperium gefallen. Angesichts dieser Konstellation war klar, dass jede erkennbare Aufwertung und Stärkung des Herzogtums Warschau durch Napoleon die französisch-russischen Beziehungen nach 1807 erheblich belasten musste.

Einen weiteren politischen Gegensatz zwischen Frankreich und Russland beschwor der Anschluss des Zarenreichs an die Kontinentalsperre herauf, der in Tilsit für den – nicht unwahrscheinlichen – Fall des Scheiterns einer russischen Vermittlung im französisch-britischen Konflikt festgeschrieben wurde.¹³ Die Beteiligung Russlands am französischen Wirtschaftskrieg gegen Großbritannien erfolgte vertragsgemäß am 1. November 1807, nachdem sich London der Mediation Alexanders verweigert hatte. Da das Zarenreich mit England intensive Handelskontakte unterhielt, war bereits zum Zeitpunkt des Abschlusses der Tilsiter Verträge absehbar gewesen, dass die Mitwirkung Russlands an der Kontinentalsperre eine deutlich negative Wirkung auf die Staatsfinanzen und die Wirtschaft des Landes haben würde. Die Frage war daher, wie lange Russland bereit war, eine Politik mitzutragen, die seinen Interessen eklatant widersprach.

Abgesehen von den grundlegenden und langfristigen politischen Interessensgegensätzen, die zwischen den Kaiserreichen Frankreich und Russland um 1807 bestanden, war die in Tilsit geschlossene Allianz auch durch die konkreten Umstände ihrer Entstehung belastet. An der russischen Reichsgrenze waren sich Napoleon und Alexander unter sehr ungleichen Voraussetzungen gegenübergetreten. Nach der militärischen Niederlage bei Friedland musste der Zar die Unterredungen mit Napoleon aus einer Position der Schwäche heraus führen. Angesichts dieser Aus-

¹¹ Monika SENKOWSKA-GLUCK, Das Herzogtum Warschau, in: SIEBURG, Napoleon und Europa (wie Anm. 10), S. 221–230.

¹² Michael G. MÜLLER, Die Teilungen Polens: 1772, 1793, 1795, München 1984; Jerzy LUKOWSKI, The Partitions of Poland 1772, 1793, 1795, London 1999.

¹³ Roger DUFRAISSE, Blocus continental, in: TULARD, Dictionnaire Napoléon (wie Anm. 9), S. 219–239.

gangslage ist es nicht überraschend, dass die in Tilsit vereinbarten Bestimmungen über die Neuordnung Europas insgesamt auf die französischen Machtinteressen zugeschnitten waren. Der russische Anschluss an die Kontinentalsperre, vor allem jedoch die territorialen Regelungen der Tilsiter Verträge reflektierten zentrale politische Anliegen Napoleons. Alexander konnte demgegenüber nur gewisse Zugeständnisse der französischen Seite erreichen, so beispielsweise die Zerschlagung Preußens verhindern.

Indem Napoleon und Alexander in einer Situation der klaren französischen Überlegenheit eine Allianz der von ihnen regierten Kaiserreiche schlossen, musste die Frage nach dem Binnenverhältnis der Bündnispartner zentrales Gewicht erlangen. Handelte es sich bei der in Tilsit geschlossenen Allianz um einen Pakt zweier gleichberechtigter Imperien oder konnte Frankreich im Bündnis eine Führungsrolle beanspruchen? Alexander sah sich in Tilsit und danach auf Augenhöhe mit Napoleon und interpretierte die mit dem *Empereur* geschlossene Allianz im Wesentlichen als Grundlage für eine Aufteilung Europas in eine französische und eine russische Einflussphäre. Hingegen setzte sein Pariser Vertragspartner eine Suprematie Frankreichs im Bündnis voraus. Diese Einschätzung sollte zur Folge haben, dass Napoleon nach Juli 1807 immer wieder versuchte, Russland zum Erfüllungsgehilfen seiner Politik zu degradieren. Die Haltung des Kaisers war besonders deshalb problematisch, weil die realen Machtverhältnisse sich in den Jahren nach dem Abschluss der Tilsiter Verträge zugunsten des Zarenreichs verschoben.

Im Kontext der komplexen Frage nach dem Binnenverhältnis der Bündnispartner spielte auch eine persönliche Komponente eine sehr wichtige Rolle.¹⁴ Wie bereits aus dem eingangs zitierten Schreiben an Joséphine erkennbar wird, betrachtete Napoleon seinen russischen Vertragspartner Alexander nicht nur politisch, sondern auch persönlich als seiner nicht ebenbürtig. Es war absehbar, dass eine solche Konstellation, die durch die konkrete Situation in Tilsit maßgeblich mitbestimmt wurde, kaum ohne praktische Konsequenzen auf die französisch-russische Kooperation bleiben konnte. In der Tat sollte Napoleon in den Jahren nach dem Abschluss des Bündnisses mit Russland die Politik Alexanders vielfach falsch einschätzen und auch aus persönlichen Gründen gegenüber dem Kaiserreich Russland eine unangemessene Überheblichkeit an den Tag legen. Das Problem wurde dadurch verschärft, dass Alexander seinerseits stets seine dynastische Legitimität betonte und daraus gegenüber Napoleon ebenfalls ein Bewusstsein der Überlegenheit ableitete.¹⁵

¹⁴ Vgl. bes. Marie-Pierre REY, Alexandre I^{er}, Napoléon et les relations franco-russes, in: *Pasado y Memoria. Revista de Historia Contemporánea* 10 (2011), S. 73–97.

¹⁵ Zu Alexander I.: Nikolaj K. SIL'DER, *Imperator Aleksandr Perwyi. Ego žizn' i carstvovanie [Zar Alexander I., Leben und Herrschaft]*, 4 Bde., Sankt Petersburg 1897; Constantin DE GRUNWALD, *Alexander I. Le Tsar mystique*, Paris 1955; Daria OLIVIER, *Alexandre I^{er}. Le prince des illusions*, Paris 1973; Alan W. PALMER, *Alexander I. Tsar of War and Peace*, London 1974 (dt. Alexander I. Gegenspieler Napoleons, Esslingen 1982); Henri TROYAT, *Alexandre I^{er}. Le Sphinx du Nord*, Paris 1980; Merete VAN TAACK, *Zar Alexander I. Napoleons genialer Antipode. Eine Biographie*, Tübingen 1983; Henri TROYAT, *Alexander of Russia*, London 1984; Marian Kamil DZIEWANOWSKI, *Alexander I. Russia's Mysterious*

Die imperiale Allianz des Jahres 1807 besaß vor allem auf der russischen Seite nur geringe Akzeptanz. Weite Teile der Sankt Petersburger Führungsschicht wandten sich gegen das Bündnis mit Frankreich und warfen dem Zaren eine verfehlte Politik vor. Selbst wichtige Mitglieder der Familie Alexanders, etwa die aus Württemberg stammende Zarinmutter Maria Feodorowna, zählten zu den vehementen Gegnern der Tilsiter Verträge. Unterstützung für seine außenpolitische Neuorientierung fand der Zar lediglich bei einer Minderheit der politischen Elite. Es handelte sich dabei um Kreise russischer Isolationisten, die bisweilen auch als „Altrussen“ bezeichnet werden. Diese Gruppierungen sahen in Großbritannien den Hauptgegner der Großmachtbestrebungen des Zarenreichs und bevorzugten ein Engagement des eigenen Landes auf dem Balkan gegenüber einer aktiven Rolle in Zentraleuropa. Zu den „Altrussen“ zählte Graf Nikolai Rumjanzew, der im Herbst 1807 von Alexander zum Außenminister berufen wurde. Er löste den antifranzösisch eingestellten Andreas Eberhard Baron von Budberg ab.¹⁶

Nicht nur auf russischer, auch auf französischer Seite führte der Abschluss der Verträge von Tilsit zu einem Wechsel im Außenamt: Charles-Maurice de Talleyrand-Périgord, ein heftiger Kritiker der imperialen Allianz mit Russland, reichte im August 1807 seine Demission ein und wurde durch Jean-Baptiste Nompère de Champagny ersetzt.¹⁷ Insgesamt waren die Widerstände gegen das Bündnis der Imperien in Frankreich allerdings geringer als im Zarenreich.

Trotz der jeweiligen Berufung neuer Außenminister in Sankt Petersburg und in Paris im zweiten Halbjahr 1807 schlugen die vor allem in Russland bestehenden mentalen Reserven gegenüber dem in Tilsit geschlossenen Pakt der Imperien auf den diplomatischen Verkehr der beiden Vertragspartner durch. Dies galt vor allem für die Anfangszeit der Allianz. Der französische Sonderbotschafter am russischen Hof Armand de Caulaincourt wurde zwar von Zar Alexander Ende 1807 herzlich empfangen und gewann bald auch das Vertrauen des Monarchen.¹⁸ Doch blieben ihm die Türen der gehobenen russischen Gesellschaft zu Beginn seiner diploma-

Tsar, New York 1990; Janet HARTLEY, Alexander I., London [u. a.] 1994; Paul MOUROUSY, Alexandre I^{er}. Tsar de Russie. Un Sphinx en Europe, Monaco 1999; Marie-Pierre REY, Alexandre I^{er}, Paris 2009.

¹⁶ Patricia KENNEDY GRIMSTED, *The Foreign Ministers of Alexander I. Political Attitudes and the Conduct of Russian Diplomacy, 1801–1825*, Berkeley/Los Angeles 1969, hier S. 151–193; Raphael UTZ, *Rußlands unbrauchbare Vergangenheit. Nationalismus und Außenpolitik im Zarenreich*, Wiesbaden 2008, hier S. 88–137. Obwohl Rumjanzew seit September 1807 die Aufgaben des russischen Außenministers wahrnahm, erfolgte seine offizielle Ernennung erst am 24. Februar 1808.

¹⁷ Jack F. BERNARD, *Talleyrand. A Biography*, New York 1973; Jean Orioux, *Talleyrand ou le Sphinx Incompris*, Paris 1970 (dt. Talleyrand. Die unverstandene Sphinx, Frankfurt/Main 1991); Georges LACOUR-GAYET, *Talleyrand*, Paris 1991; Philip G. DWYER, *Talleyrand*, Harlow 2002; Emmanuel DE WARESQUIEL, *Talleyrand. Le Prince immobile*, Paris 2003; Johannes WILLMS, *Talleyrand. Virtuose der Macht 1754–1838*, München 2011.

¹⁸ Armand-Augustin-Louis DE CAULAINCOURT, *Mémoires du général de Caulaincourt, duc de Vicence, grand écuyer de l'empereur*, hg. v. Jean Hanoteau, 3 Bde., Paris 1933 (dt. *Unter vier Augen mit Napoleon. Denkwürdigkeiten des Generals Caulaincourt*, Stuttgart 1956).

tischen Mission verschlossen. Erst allmählich trat hier eine Verbesserung ein. Ungünstig für die Stimmung im Bündnis war zudem die Tatsache, dass der von Alexander nach Paris entsandte Botschafter, Graf Alexander Ostermann-Tolstoj, aus seiner Ablehnung Napoleons kein Geheimnis machte. Ostermann-Tolstoj wurde daher vom Zaren im Jahr 1808 durch Fürst Alexander Kurakin ersetzt.

3. Die französisch-russische Allianz und die europäische Diplomatie 1807 bis 1812

Dem in Tilsit geschlossenen Friedens- und Bündnisabkommen zwischen Frankreich und Russland folgten Jahre der wachsenden Entfremdung zwischen den beiden Partnern. Die französisch-russischen Beziehungen können in der Zeit zwischen dem Abschluss der Tilsiter Verträge und dem Krieg von 1812 in drei Phasen untergliedert werden. Von 1807 bis Frühjahr 1809 funktionierte die Kooperation der Imperien mit großen Schwierigkeiten. Zwischen April 1809 und März 1810 zerbrach das Bündnis der Kaiserreiche. In den Jahren von 1810 bis 1812 bereiteten sich Frankreich und Russland im Schatten des Tilsiter Paktes auf einen neuen Waffengang vor. In den verschiedenen Phasen der französisch-russischen Verbindung erlangten die oben erwähnten Interessengegensätze der Bündnispartner sowie die konzeptionellen Probleme der Allianz jeweils unterschiedliches Gewicht.

a) Kooperation und Dissens: 1807–1809

Die knapp zwei Jahre von Juli 1807 bis zum Beginn des französisch-österreichischen Krieges im April 1809 sind dadurch gekennzeichnet, dass die Bündnispartner die in Tilsit getroffenen Vereinbarungen in die Praxis umsetzten bzw. mit der Realisierung begannen. Gleichzeitig wurden erhebliche politische Probleme in der Allianz erkennbar und brachen erste Konflikte zwischen den Vertragspartnern auf, die nur mit Mühe beigelegt werden konnten. Nach außen demonstrierten Napoleon und Zar Alexander Einigkeit. Wie bereits in Tilsit wurden ehrgeizige, aus der Rückschau nicht selten fantastisch anmutende gemeinsame Zukunftsprojekte besprochen, wie beispielsweise ein gemeinsamer Feldzug in den Orient. Sie kamen nicht zur Ausführung.

Unmittelbare Folge des Bündnisses von Tilsit war der Beginn von zwei Kriegen in den Jahren 1807 und 1808. Nachdem die russische Vermittlung im englisch-französischen Konflikt an der Haltung der britischen Regierung bereits im Ansatz gescheitert war, erklärte das Zarenreich am 26. Oktober 1807 Großbritannien den Krieg und beteiligte sich am französischen Handelsembargo gegen das Inselreich. Im russisch-britischen Konflikt, der bis 1812 andauerte, kam es allerdings zu keinen größeren militärischen Aktionen. Am 21. Februar 1808 begann Russland zudem einen Krieg gegen Schweden. Diese Auseinandersetzung endete im Jahr 1809 mit der Eingliederung Finnlands in das Imperium Alexanders. Schweden musste sich zudem zu einer Mitwirkung am Wirtschaftskrieg gegen Großbritannien verpflichten.

Napoleon ordnete in der zweiten Jahreshälfte 1807 den mitteleuropäischen Raum entsprechend den Bestimmungen von Tilsit neu. Gleichzeitig intensivierte der französische Kaiser die ökonomische Auseinandersetzung mit Großbritannien. Nach dem britischen Überfall auf Kopenhagen Anfang September 1807 trat Dänemark (mit Norwegen) dem Handelsembargo gegen England bei. Napoleon gelang es zudem, Österreich mit diplomatischen Mitteln zur Beachtung der Kontinentalsperre zu verpflichten. Portugal und der von Papst Pius VII. regierte Kirchenstaat konnten zur Einstellung ihres Handels mit Großbritannien hingegen nur durch die Anwendung militärischer Gewalt gezwungen werden. Französische Truppen marschierten im Oktober 1807 in Portugal und einen Monat später im Kirchenstaat ein. Parallel zu diesen militärischen Aktionen verschärfte Napoleon die Kontinentalsperre durch die so genannten Mailänder Dekrete vom 23. November und 17. Dezember 1807. Nicht mehr nur englische, sondern auch neutrale Schiffe, die Güter aus englischen Kolonien an Bord hatten, sich britischen Zollbestimmungen unterworfen oder britische Häfen angelaufen hatten, unterlagen nun dem Handelsverbot mit dem europäischen Festland. Ihre Fracht konnte konfisziert werden.

Eine erste ernste Auseinandersetzung zwischen den Tilsiter Bündnispartnern Frankreich und Russland entstand im Herbst 1807 um die osmanischen Provinzen Moldau und Walachei. Diese Gebiete waren während des seit 1806 andauernden russisch-türkischen Krieges von den Truppen Alexanders besetzt worden. Das Ziel des Zaren bestand darin, die Provinzen zu annektieren. Obwohl der Erwerb Moldaus und der Walachei in den Tilsiter Verträgen nicht festgeschrieben worden war, ging Alexander von einer französischen Zustimmung zur russischen Gebietserweiterung aus. Als der Zar die Annexion vollziehen wollte, machte Frankreich jedoch mit Verweis auf die Bündnisverträge Ansprüche auf territoriale Kompensationen geltend. Konkret verlangte Napoleon die Verfügungsgewalt über die reichste, noch bei Preußen verbliebene Provinz Schlesien. Der Gewinn dieses Gebiets hätte eine Landbrücke zwischen dem Königreich Sachsen und dem Herzogtum Warschau geschaffen und zudem das mit Russland im Vierten Koalitionskrieg verbündete Preußen zur politischen Bedeutungslosigkeit verurteilt. Alexander war angesichts des französischen Verhaltens entrüstet. Der Konflikt wurde erst beim Treffen Napoleons mit dem Zaren in Erfurt im September/Oktober 1808 beigelegt. Frankreich, das in Erfurt andere außenpolitische Prioritäten hatte, verzichtete schließlich auf eine Kompensation für die von Alexander beabsichtigte Annexion von Moldau und Walachei.

Hinter den diplomatischen Auseinandersetzungen um die beiden osmanischen Provinzen stand ein ernster politischer Dissens zwischen Paris und Sankt Petersburg. Während Alexander sich beim Vertragsabschluss in Tilsit von der Allianz mit Frankreich primär erhofft hatte, seinem Imperium größere Gebiete auf den Balkan einverleiben zu können, war der französische Kaiser zu einer Aufteilung des Osm-

nischen Reichs nicht ohne Weiteres bereit.¹⁹ Er fürchtete vor allem den russischen Zuwachs an Macht und Prestige, falls es dem Zaren gelänge, sich in den Besitz Konstantinopels bzw. des Zugangs zum Mittelmeer zu setzen. Undurchsichtig war die französische Position deshalb, weil Napoleon in offiziellen Verlautbarungen die russischen Kriegsziele zumindest im Grundsatz unterstützte, während er sie in der diplomatischen und politischen Realität zu unterlaufen suchte.

Das erwähnte, großartig inszenierte Treffen Napoleons und Alexanders in Erfurt vom 27. September bis zum 14. Oktober 1808 stellte nach der Begegnung der Kaiser in Tilsit einen zweiten diplomatischen und repräsentativen Höhepunkt der französisch-russischen Allianz dar.²⁰ Die Erfurter Zusammenkunft fand im Vergleich zur Begegnung des Jahres 1807 unter deutlich veränderten Vorzeichen statt. Napoleon stand angesichts der militärischen Rückschläge Frankreichs auf der iberischen Halbinsel, der dadurch bedingten Erfordernis, Veteranen aus Preußen abzurufen und der sich abzeichnenden Möglichkeit eines französisch-österreichischen Krieges im Herbst 1808 unter erheblichem politischem Druck. Anders als in Tilsit war der *Empereur* auf die politische und militärische Unterstützung Russlands angewiesen. Napoleon gestand seine relative Schwäche nicht ein, sondern versuchte in Erfurt, Alexander nach allen Regeln der Kunst mit seiner Machtfülle zu beeindrucken. Zum gemeinsamen Programm des Treffens der beiden Imperatoren gehörte beispielsweise ein Besuch auf dem Schlachtfeld von Jena. Ungeachtet dieser Machtdemonstrationen und der Tatsache, dass Napoleon und Alexander nach außen Geschlossenheit zeigten, brachte die Zusammenkunft in Erfurt, von der oben erwähnten (Teil-)Lösung der Balkanfragen abgesehen, kaum greifbare Ergebnisse. Alexander trat Napoleon sehr viel selbstbewusster entgegen als noch ein Jahr zuvor in Tilsit. In vieler Hinsicht enttäuscht vom Verhalten des französischen Kaisers seit dem Vertragsabschluss im Sommer 1807, war der Zar nicht bereit, größere Zugeständnisse zu machen, etwa Österreich durch einen russischen Truppenaufmarsch an der gemeinsamen Grenze unter politischen Druck zu setzen. Unter diesen Vorzeichen konnte Napoleon lediglich erreichen, dass Alexander bestätigte, Frankreich im Fall eines französisch-österreichischen Krieges entsprechend den Bestimmungen des Tilsiter Geheimvertrags Waffenhilfe zu leisten. Eine von französischer Seite ins Spiel gebrachte Vertiefung der Allianz durch eine Eheverbindung Napoleons mit der jüngeren Schwester des Zaren, Großfürstin Katharina Pawlowna, wies Alexander mit Verweis auf die Entscheidungsrechte seiner Mutter zurück. Insgesamt machte das Treffen Napoleons und Alexanders in Erfurt deutlich, dass das Bündnis

¹⁹ Vernon J. PURYEAR, *Napoleon and the Dardanelles*, Berkeley 1951, hier bes. S. 225–327; Matthew S. ANDERSON, *The Eastern Question, 1774–1923. A Study in International Relations*, London/New York 1966, hier S. 28–52. Zum Osmanischen Reich zu Beginn des 19. Jahrhunderts vgl. William E. JOHNSON/Christopher BELL: *The Ottoman Empire and the Napoleonic Wars*, Leeds 1988; Virginia H. AKSAN, *Ottoman Wars 1700–1870. An Empire Besieged*, Harlow u. a. 2007, hier v. a. S. 229–305.

²⁰ Rudolf BENL (Hg.), *Der Erfurter Fürstenkongreß 1808. Hintergründe, Ablauf, Wirkung*, Erfurt 2008.

zwischen den Kaiserreichen Frankreich und Russland von einem grundlegenden Vertrauensbruch erschüttert war und die politischen Intentionen der beiden Allianzpartner sich mehr und mehr auseinander entwickelten. Schlaglichtartig illustriert diese Entwicklung eine Bemerkung des Zaren, die sich in einem Brief an seine Schwester Katharina findet. Alexander formulierte am 8. Oktober 1808: *Bonaparte prétend que je ne suis qu'un sot. Rira le mieux qui rira le dernier! Et moi je mets tout mon espoir en Dieu.*²¹

b) Der Bruch der Allianz: 1809–1810

In den knapp zwölf Monaten zwischen dem Beginn des französisch-österreichischen Krieges am 9. April 1809 und der Heirat Napoleons mit Erzherzogin Marie-Louise von Österreich am 1. April 1810 zerbrach das Bündnis zwischen Frankreich und Russland. Die Allianz wurde allerdings formal nicht aufgehoben. Für ihr Scheitern waren mehrere Gründe verantwortlich.

Die bereits beim Treffen in Erfurt im Herbst 1808 spürbaren atmosphärischen und politischen Verstimmungen verschärften sich enorm durch den Krieg Napoleons gegen Österreich im Jahr 1809.²² Hatte sich Russland im Vorfeld des Konflikts bereits geweigert, Wien durch eine sichtbare Demonstration militärischer Einsatzbereitschaft vom drohenden Waffengang abzuhalten, so griff es, entgegen den Bestimmungen des Tilsiter Vertrags, nach Kriegsbeginn nicht wirksam in das Kampfgeschehen ein. Alexander beorderte im Mai 1809 zwar eine kleine russische Armee unter dem Kommando von General Gallitzin an die österreichische Grenze. Die Operationen dieser Verbände beschränkten sich jedoch weitestgehend auf symbolische Aktionen. Unter der Hand hatte Zar Alexander Kaiser Franz I. von Österreich informiert, dass sich die russische Armee im Krieg nicht ernsthaft engagieren werde.

Die lediglich formale Erfüllung der Bündnispflichten durch Russland im Krieg von 1809 hatte zwei bedeutende Konsequenzen, die sich wechselseitig bedingen: Erstens erschütterte die mangelnde russische Unterstützung das Vertrauen Napoleons in die Allianz mit Alexander in ähnlicher Weise wie zuvor die französische Balkanpolitik das Interesse des Zaren am Tilsiter Bündnis geschwächt hatte. Der französische Kaiser hielt zwar nach dem Sieg über Österreich am Pakt mit Russland fest, zog jedoch daneben zunehmend außenpolitische Alternativen ins Kalkül, die zum Teil im Widerspruch zur Verbindung mit dem Zarenreich standen. Die interessanteste dieser Alternativen bestand darin, durch eine enge Kooperation mit Wien und eine Aufwertung des Herzogtums Warschau starke Pufferstaaten zwischen dem französisch dominierten Teil Europas und der russischen Einflussphäre zu

²¹ „Bonaparte behauptet, ich sei ein Narr. Wer zuletzt lacht, lacht am besten! Ich setze meine ganze Hoffnung in Gott.“ Correspondance de l'Empereur Alexandre I^{er} avec sa sœur la Grande-Duchesse Catherine 1805–1818, hg. v. Nikolai Mikhailovich ROMANOV, Sankt Petersburg 1910, hier Nr. 19, Alexander an Katharina, 26. 09. 1808 [alter Stil], S. 20.

²² CHANDLER, Campaigns of Napoleon (wie Anm. 3), S. 661–736.

schaffen und auf diese Weise die Hegemonie Frankreichs in West-, Mittel- und Südeuropa abzusichern. Zu dieser außenpolitischen Konzeption, welche Traditionen der bourbonischen Politik aufgriff, gehörte auch, enge Beziehungen zu anderen Gegnern Russlands zu pflegen, vor allem zum Osmanischen Reich, falls möglich auch zum persischen Regenten Fath Ali Schah.²³

Zweitens setzte der Krieg von 1809 innerhalb des französisch-russischen Bündnisses eine Kette von Reaktionen und Gegenreaktionen in Gang, welche den Pakt von Tilsit aushöhlten. Die unmittelbare französische Antwort auf die mangelnde russische Unterstützung im Krieg gegen Österreich bestand darin, den Bündnispartner im Friedensvertrag von Schönbrunn (14. Oktober 1809) stiefmütterlich zu bedenken.²⁴ Russland erhielt für sein geringes Engagement im Krieg ein Fünftel der 1795 vom früheren Königreich Polen an Österreich gefallenen und nun wieder abgetrennten galizischen Gebiete. Vier Fünftel der aus der Habsburgermonarchie herausgelösten Regionen Galiziens fielen hingegen an das Herzogtum Warschau, das – wie erwähnt – von Russland stets mit Argwohn betrachtet worden war. Weitere Gebietsverluste Österreichs kamen Frankreich, Bayern und Sachsen zu Gute.

Nicht zuletzt durch die Bestimmungen des Friedensvertrags von Schönbrunn wurde für das französisch-russische Verhältnis – vor allem aus der Sicht des Hofes in Sankt Petersburg – die polnische Frage zur Schlüsselfrage.²⁵ Die Vergrößerung des Herzogtums Warschau im Herbst 1809 befeuerte die seit Tilsit bestehenden Befürchtungen Russlands, Napoleon plane mittel- oder langfristig die Wiedererrichtung eines Königreichs Polen. Inwieweit diese Ängste berechtigt waren, lässt sich nicht eindeutig sagen; Napoleon hielt seine Karten bezüglich Polens bis zum Krieg von 1812 bedeckt. Um Klarheit über die französische Position zu gewinnen, verlangte Alexander nach der Unterzeichnung des Friedenskontrakts von Schönbrunn von seinem Bündnispartner eine offizielle und öffentliche Erklärung, dass dieser die Restitution eines polnischen Königreichs definitiv ausschließe. Napoleon stimmte zu, eine entsprechende Konvention durch seinen Sondergesandten am Zarenhof Armand de Caulaincourt und den russischen Außenminister Nikolai Rumjanzew ausarbeiten zu lassen. Als der von den beiden Diplomaten formulierte Text unterschriftsreif vorlag, lehnte der französische Kaiser im Februar 1810 jedoch eine Ratifizierung ab. Napoleon berief sich in seiner Begründung gegenüber dem Zaren – wenig glaubhaft – auf seine beschränkten Einflussmöglichkeiten in der polnischen Frage. Die Ablehnung der Polen betreffenden Erklärung durch den Kaiser bestärkte die russischen Befürchtungen hinsichtlich der politischen Intentionen Frankreichs in Ostmitteleuropa auf das nachdrücklichste.

²³ LENTZ, *Nouvelle histoire* (wie Anm. 7), hier Bd. 3: *La France e l'Europe de Napoléon*, S. 699–725, bes. S. 706.

²⁴ Vertragstext: *Napoleonische Friedensverträge* (wie Anm. 4), S. 59–66, hier v. a. Art. 3, Nr. 4 und 5.

²⁵ William BLACKWELL, *Alexander I and Poland. The Foundations of his Polish Policy and its Repercussions in Russia, 1801–1825*, Princeton 1959; Vladen G. SIROTKIN, *Napoleon i Rossija* [Napoleon und Russland], Moskau 2000.

Die diplomatischen Verwerfungen, die Anfang 1810 in der französisch-russischen Allianz durch die polnische Frage entstanden, wurden zeitlich überlagert – und auch inhaltlich beeinflusst – durch einen zweiten Eklat zwischen den Bündnispartnern. Unmittelbar nachdem Napoleon am 15. Dezember 1809 seine Scheidung von Kaiserin Josephine angekündigt hatte, versuchte der Kaiser ein zweites Mal, seine Dynastie durch die Heirat mit einer russischen Großfürstin abzusichern. Da Alexanders Schwester Katharina inzwischen mit dem Sohn des politisch bedeutungslosen Herzogs Peter von Oldenburg verheiratet worden war, versuchte Napoleon, die jüngere Schwester Katharinas, die 1795 geborene Anna, zur Frau zu gewinnen. Alexander, dem die Anfrage Napoleons höchst ungelegen kam, zögerte seine Antwort zunächst einige Wochen hinaus. Der Zar hegte bei seinem Vorgehen auch die Hoffnung, der französische Kaiser würde zunächst die erwähnte, Polen betreffende Konvention unterzeichnen. Als ein weiterer Aufschub der russischen Reaktion nicht mehr möglich war, wies der Zar das Ansinnen Napoleons unter Hinweis auf das jugendliche Alter seiner Schwester zurück. Der französische Kaiser war brüskiert. Er reagierte auf zweifache Weise: Zum einen verweigerte Napoleon unmittelbar nach dem Erhalt der Absage aus Russland die Unterzeichnung der erwähnten Vereinbarung über Polen. Zum andern bemühte er sich nun um die Ehe mit der österreichischen Erzherzogin Marie-Louise. Im militärisch besiegten Österreich war Napoleons Werbung rasch erfolgreich. Bereits am 1. April 1810 fand in Paris die Eheschließung des neuen französischen Kaiserpaars statt.²⁶

c) Im Zeichen des kommenden Krieges: 1810–1812

Im Frühjahr 1810 hatten beide Partner der Tilsiter Allianz das Interesse am Bündnis weitgehend verloren.²⁷ Alexander war verärgert über die französische Balkan- und Polenpolitik. Napoleon seinerseits erblickte in der faktischen Neutralität seines Bündnispartners im französisch-österreichischen Krieg einen Vertragsbruch. Zudem beklagte er die herablassende Haltung, die das Haus Romanow bei seinen Bemühungen um eine Eheverbindung der beiden Kaiserdynastien an den Tag gelegt hatte.

Obwohl die Tilsiter Allianz seit Frühjahr 1810 politisch vollkommen ausgehöhlt war, wurde sie nicht aufgekündigt, sondern bestand bis zum Kriegsausbruch 1812 formell fort. Das politische Verhältnis zwischen Frankreich und Russland verschlechterte sich in den zwei Jahren vor dem Waffengang von 1812 kontinuierlich. Beide Seiten bereiteten sich auf einen Krieg vor, den sie mehr und mehr als unausweichlich betrachteten.

²⁶ Frédéric MASSON, *L'Impératrice Marie-Louise 1809–1815*, Paris 1902; Irmgard SCHIEL, *Marie Louise. Eine Habsburgerin für Napoleon*, Stuttgart 1983; Geneviève CHASTENET, *Marie-Louise, l'impératrice oubliée*, Paris 1983; Franz HERRE, *Marie Louise. Napoleon war ihr Schicksal*, Köln 1996; Alan W. PALMER, *Napoleon and Marie-Louise. The Emperor's Second Wife*, London 2000.

²⁷ Zum Folgenden vgl. auch: Thierry LENTZ (Hg.), 1810. *Le tournant de l'Empire*, Paris 2010.

Die französisch-russische Allianz war in der Zeit zwischen 1810 und 1812 vor allem durch fünf Probleme belastet: Erstens blieb die Balkanpolitik Napoleons ein steter Stein des Anstoßes. Hier spielten zwei Aspekte eine Rolle. Einerseits hatte der *Empereur* im Frieden von Schönbrunn die vormals habsburgischen Besitzungen im Ostalpenraum und an der Ostküste der Adria als „Illyrische Provinzen“ in den französischen Staat eingegliedert. Frankreich war damit auf dem Balkan zu einem ernst zu nehmenden Machtfaktor und zu einem Rivalen Russlands geworden. Alexander hatte bereits im Sommer 1809 mit Verdruss zur Kenntnis genommen, dass sich die traditionell mit Russland verbundenen Serben an Napoleon gewandt hatten, um eine Unterstützung ihres Aufstandes gegen die Türken zu erbitten. Der Zar fürchtete, Frankreich würde seinen Einfluss auf dem Balkan noch weiter ausdehnen und gegebenenfalls auch österreichische Interessen in dieser Region unterstützen. Andererseits hegte Alexander aber auch einen anderen Verdacht: Die Tatsache, dass sich das Osmanische Reich, das seit 1806 mit Russland im Krieg stand, nicht zu einem Friedensschluss bereit fand, schrieb er einer französischen Einflussnahme am Hof in Konstantinopel zu. Die Mutmaßungen über eine französisch-türkische Verbindung wurden durch das Verhalten Napoleons in der Frage der Provinzen Moldau und Walachei in den Jahren 1807/08 genährt. In der Realität war es jedoch eher die Erwartung eines baldigen Krieges zwischen den Kaiserreichen Frankreich und Russland, welche die Türken zur Ablehnung eines Friedensarrangements mit Sankt Petersburg veranlassten. Sultan Mahmut II. hoffte, von diesem sich abzeichnenden Konflikt politisch profitieren zu können.

Zweitens belastete die schwedische Frage die französisch-russischen Beziehungen. In der nordeuropäischen Monarchie war Kronprinz Karl August am 28. Mai 1810 überraschend verstorben. Daraufhin hatte der Reichstag in Örebro am 21. August desselben Jahres den französischen Marschall Jean-Baptiste Bernadotte mit Einwilligung Napoleons zum Nachfolger gewählt.²⁸ Da der amtierende König Karl XIII. nicht regierungsfähig war, leitete Bernadotte praktisch die schwedische Politik. Dies rief Befürchtungen Zar Alexanders über eine starke französische Einflussnahme auf Schweden mit antirussischer Spitze hervor. Diese Ängste sollten sich erst im Lauf der Zeit als unbegründet erweisen.

Drittens verschärften sich die Konflikte der Tilsiter Bündnispartner um Polen nochmals deutlich. Auf die Weigerung Napoleons, die Wiedererrichtung eines Königreichs Polen definitiv auszuschließen, reagierte Alexander, indem er sich in den Jahren 1810 und 1811 aktiv um eine Neugründung der polnischen Monarchie unter russischem Protektorat bemühte. Ein enger Vertrauter des Zaren, der Pole Fürst Adam Czartoryski, der von 1804 bis 1806 bereits als Außenminister Russlands gedient hatte, wurde beauftragt, unter den Eliten des Herzogtums Warschau für diese

²⁸ Alan W. PALMER, *Bernadotte. Napoleon's Marshal, Sweden's King*, London 1990; Christian BAZIN, *Bernadotte. Un cadet de Gascogne sur le trône de Suède*, Paris 2000; Franck FAVIER, *Bernadotte. Un maréchal d'Empire sur le trône de Suède*, Paris 2010; Jörg-Peter FINDEISEN, *Jean Baptiste Bernadotte. Revolutionsgeneral, Marschall Napoleons, König von Schweden und Norwegen*, Gernsbach 2010.

politische Option zu werben.²⁹ Im Frühjahr 1811 plante Alexander einen militärischen Präventivschlag gegen den 1807 geschaffenen französischen Satellitenstaat. Dieser wäre auch erfolgt, hätten sich nicht die russischen Hoffnungen auf schwedische, preußische und österreichische Unterstützung bereits im Vorfeld zerschlagen und hätte nicht Napoleon hinsichtlich der Kriegsabsichten des Zaren Verdacht geschöpft und umgehend Abwehrmaßnahmen in Ostmitteleuropa ergriffen.

Viertens sorgte die französische Kontinentalsperre ab 1810 verstärkt für Spannungen zwischen Frankreich und Russland. Wie bereits beim Abschluss der Tilsiter Verträge zu erwarten gewesen war, schädigte die Beteiligung am Handelsembargo Wirtschaft und Staatsfinanzen des Zarenreichs erheblich. Besonders die russischen Eliten litten unter dem französischen Wirtschaftskrieg gegen England, da eine Reihe von ausländischen Luxus- und Kolonialgütern nicht mehr oder nur noch zu überhöhten Preisen verfügbar war. Angesichts der Tatsache, dass Russland aus der Allianz mit Frankreich nach eigener Interpretation kaum Vorteile zog, war Alexander immer weniger bereit, die Wirtschaftspolitik Napoleons zu unterstützen. Für besondere Verärgerung auf der Seite des Zaren sorgte dabei, dass der Kaiser in den Jahren um 1810 die Kontinentalsperre selbst durchbrach, indem er französischen Kaufleuten spezielle Lizenzen für den Handel mit Großbritannien gewährte. Die auf diese Weise auf den europäischen Kontinent gelangten Waren wurden zum Teil nach Russland weiterverkauft. Der französische Staat profitierte von dem Lizenzsystem durch hohe Zolleinnahmen. Alexander reagierte auf die Politik Napoleons, die ihm als zutiefst unaufrichtig erscheinen musste. Er erleichterte erstmals im Sommer 1810 den Handel mit Großbritannien, indem er neutralen Schiffen gestattete, russische Häfen anzulaufen. Am 31. Dezember 1810 erließ der Zar einen Ukas, in dem er den Seehandel, d. h. das Umgehen der Kontinentalsperre, durch Zollermäßigungen attraktiv machte und gleichzeitig die Zölle auf Landimporte drastisch erhöhte. Letztere Maßnahme traf vor allem französische Kaufleute, die Luxuswaren nach Russland exportierten. Aufgrund der vom Zaren im Jahr 1810 getroffenen Entscheidungen wirkte Russland de facto nicht mehr am Wirtschaftskrieg gegen England mit.

Fünftens belastete die Kontinentalsperre im Winter 1810/11 das französisch-russische Verhältnis noch auf eine indirekte Weise. Um das Handelsembargo gegen Großbritannien besser durchsetzen zu können, hatte sich Napoleon zur Annexion von Holland und größeren Teilen Norddeutschlands entschlossen. Dies verursachte diplomatische Konflikte mit Russland, weil im Zuge dieser territorialen Veränderungen auch Herzog Peter von Oldenburg, in dessen Familie Großfürstin Katharina Pawlowna eingeheiratet hatte, seiner Besitzungen beraubt wurde. Die Maßnah-

²⁹ Zu Czartoryski vgl. Marian KUKIEL, *Czartoryski and European unity. 1770–1861*, Princeton NJ 1955; Jerzy SKOWORNEK, *Antynapoleońskie koncepcje Czartoryskiego* [Die antinapoleonische Konzeption Czartoryskis], Warschau 1969; GRIMSTED, *Foreign Ministers* (wie Anm. 16), S. 104–150; W.H. ZAWADSKI, *A Man of Honour. Adam Czartoryski as a Statesman of Russia and Poland, 1795–1831*, Oxford 1993; Jerzy SKOWORNEK, *Adam Jerzy Czartoryski 1770–1861*, Warschau 1994.

me Napoleons stellte einen Verstoß gegen die Tilsiter Verträge dar, in denen das Weiterbestehen des Herzogtums Oldenburg unter seiner bisherigen Herrscherfamilie garantiert worden war.³⁰ Napoleon verschlimmerte die Wirkung seiner Entscheidung auf die Allianz mit Russland noch, als er Herzog Peter als Kompensation für den Verlust seiner Länder die kaiserliche Domäne Erfurt anbot, mithin ein Gebiet, das nur ein Sechstel der Größe des annektierten Fürstentums umfasste.

Die verschiedenen Konfliktfelder, die zwischen den Tilsiter Bündnispartnern in den Jahren 1810–12 bestanden, entwerteten nicht nur die Allianz. Sie nährten darüber hinaus die Überzeugung, dass ein französisch-russischer Krieg letztlich unvermeidbar sei. Das formale Festhalten am Pakt von Tilsit war vor allem von Seiten Russlands zumindest auch militärisch motiviert. Alexander versuchte, auf diese Weise Zeit für die eigenen Kriegsvorbereitungen zu gewinnen.

Wie bereits 1807, so fand der Wandel der französisch-russischen Beziehungen im Jahr 1811 in personellen Veränderungen ihren Ausdruck. Befürworter der Allianz verloren ihre Ämter oder wurden zumindest in den Hintergrund gedrängt. Napoleon ersetzte im April Außenminister Jean-Baptiste de Champagny durch Hugues Maret. Der Botschafter in Sankt Petersburg Armand de Caulaincourt wurde im späten Frühjahr ebenfalls abgelöst. Zu seinem Nachfolger ernannte der Kaiser den wenig diplomatischen General Jacques Lauriston. In Russland verlor Außenminister Rumjanzew, ein vehementer Befürworter der Allianz mit Frankreich, jeden politischen Einfluss.

Die konkreten Planungen für den erwarteten Krieg gegen das *Grand Empire* Napoleons hatten auf russischer Seite bereits Anfang 1810 eingesetzt. Im März dieses Jahres verfasste Kriegsminister Michail Barclay de Tolly ein Memorandum mit dem Titel „Die Verteidigung von Russlands Westgrenzen“.³¹ Darin wurde für den Fall einer militärischen Auseinandersetzung mit Frankreich eine defensive Strategie empfohlen. Sie schloss die zeitweilige Preisgabe der seit 1772 an Russland gefallen, ehemaligen polnisch-litauischen Gebiete ein. An der Denkschrift Barclays erhitzen sich bis zum Kriegsbeginn 1812 die Gemüter in der russischen Militärführung. Vielfach wurde im Gegensatz zur Sichtweise des Kriegsministers zu einem offensiven Vorgehen geraten. Hierfür sprachen einige militärische, vor allem jedoch gewichtige politische Gründe. Russland konnte auf diese Weise hoffen, Preußen und Österreich als Bündnispartner zu gewinnen. Eine offensive Strategie lag den – letztlich nicht realisierten – Planungen Alexanders für einen Überfall auf das Herzogtum Warschau im Jahr 1811 zugrunde.

Napoleon war an einem Krieg gegen Russland nicht interessiert. Der französische Kaiser drohte zwar gelegentlich mit einem Waffengang, versuchte jedoch in den Jah-

³⁰ Artikel 12 des französisch-russischen Vertrags von 1807; vgl. Napoleonische Friedensverträge (wie Anm. 4).

³¹ Besprechung der Denkschrift und der Reaktionen darauf bei LIEVEN, *Russia Against Napoleon* (wie Anm. 6), S. 124–128. Zu Barclay de Tolly: Michael JOSSELSON/Diana JOSSELSON, *The Commander. A Life of Barclay de Tolly*, Oxford u. a. 1980; Rein HELME, *Kin-dralfeldmarschal Barclay de Tolly [Generalfeldmarschall Barclay de Tolly]*, Tallinn 2006.

ren 1810 und 1811 insgesamt, mäßigend auf Alexander einzuwirken. Napoleon befand sich in einem Dilemma. Solange die Gefahr einer russischen Invasion in das schwer zu verteidigende Herzogtum Warschau bestand, waren ihm andere Handlungsmöglichkeiten genommen, sein Imperium zu konsolidieren. Napoleon musste vor allem damit rechnen, dass Russland ihm – wie 1809 Österreich – in den Rücken fallen würde, sobald er versuchen würde, an der Spitze eines französischen Heeres den seit Mai 1808 schwelenden Volksaufstand in Spanien zu ersticken und die Briten von der iberischen Halbinsel zu verdrängen.³² Die potenzielle Kriegsgefahr im Osten des *Grand Empire* auszuschalten, musste daher ein wichtiges Ziel seiner Politik sein. Als ein Ausgleich mit Russland auf der Grundlage der Tilsiter Verträge im Jahr 1811 immer unwahrscheinlicher wurde, schien ein offensives militärisches Vorgehen gegen das Zarenreich für den Kaiser im Vergleich zu einer abwartenden Haltung die bessere Option zu bieten.³³ Bei diesen Überlegungen spielten sowohl militärische als auch politische Aspekte eine wichtige Rolle: Napoleon schätzte seine Siegchancen je höher ein, desto früher der Waffengang stattfand und desto mehr das Kriegsgeschehen seiner Initiative unterlag. Daneben versprach er sich von einem offensiven Vorgehen – ähnlich wie Alexander bei seinen Angriffsplanungen gegen das Herzogtum Warschau im Jahr 1811 –, Preußen und Österreich als Bündnispartner gewinnen zu können. Unter diesen Voraussetzungen bereitete Napoleon in der zweiten Jahreshälfte 1811 einen Angriff auf Russland gezielt vor. Die Möglichkeit eines Ausgleichs mit Alexander hielt er sich allerdings bis unmittelbar vor Kriegsbeginn im Juni 1812 offen. Der Kaiser hoffte insgeheim, den von ihm nicht erwünschten Krieg nicht führen zu müssen, sondern den Zaren durch eine Demonstration militärischer Stärke zum Einlenken, d. h. zur Erneuerung des Tilsiter Bündnisses, bewegen zu können.

Mit den beiderseitigen Kriegsvorbereitungen in den Jahren 1810 und 1811 waren die Bündnispartner Frankreich und Russland zu Feinden geworden. Hatte der Schlüssel für die Funktionsfähigkeit des Tilsiter Bündnisses in den ersten Jahren seines Bestehens mehr in Paris als in Sankt Petersburg gelegen, so war es in der Zeit nach 1810 vor allem Alexander, der für die Eskalation des französisch-russischen Konflikts verantwortlich zeichnete. Durch das vehemente Bestreben des Zaren, unerwünschte Bindungen des Vertrags von 1807 auch um den Preis eines militärischen Konflikts abzulegen, wurde mit dem Bruch der Allianz zugleich die Frage von Krieg und Frieden entschieden.

³² David GATES, *The Spanish Ulcer. A History of the Peninsular War*, London 1986; Charles ESDAILE, *The Peninsular War. A New History*, London 2002; Jean-René AYMES, *L'Espagne contre Napoléon. La guerre d'Indépendance espagnole, 1808–1814*, Paris 2003; Jean-Joël BRÉGEON, *Napoléon et la guerre d'Espagne 1808–1814*, Paris 2006; Ronald FRASER, *Napoleon's Cursed War: Spanish Popular Resistance in the Peninsular War, 1808–1814*, Brooklyn 2008.

³³ Zu Napoleons Vorstellungen vom Krieg gegen Russland vgl. Sebastian DÖRFLER, *Napoleons Russlandfeldzug und der Vaterländische Krieg. Imaginationen des Krieges als Weg in die Katastrophe*, Saarbrücken 2009.

In der Forschung ist des Öfteren darüber diskutiert worden, ob das Scheitern der Allianz von 1807 vermeidbar gewesen sei oder nicht. Die meisten Interpreten beurteilen den Tilsiter Pakt zwischen Frankreich und Russland skeptisch.³⁴ Verschiedene Gründe, so vor allem die bestehenden Interessengegensätze zwischen den Vertragspartnern, die mangelnde Akzeptanz der Allianz in Russland, aber auch die Persönlichkeitsstrukturen Napoleons und Alexanders, hätten einen langfristigen Bestand des Bündnisses der beiden Imperien von vorneherein sehr unwahrscheinlich gemacht. Konsequenterweise wird in den Tilsiter Verträgen vielfach eine zentrale Ursache für den französisch-russischen Krieg von 1812 gesehen. Die zahlreichen Kritiker des 1807 geschlossenen Pakts zwischen Frankreich und Russland können sich auf die Stimmen prominenter Zeitgenossen berufen, wie beispielsweise den österreichischen Diplomaten und späteren Staatsmann Clemens Wenzel von Metternich. Dieser hatte in seiner Funktion als habsburgischer Gesandter in Paris bereits wenige Wochen nach dem Abschluss des Tilsiter Bündnisses dessen langfristiges Überleben ausgeschlossen: *L'état actuel des choses en Europe porte ses germes de destruction en lui-même [...]*.³⁵

Die Chancen, welche die Allianz der Imperien für beide Vertragspartner bot, werden in der neueren Forschung nur vereinzelt stärker hervorgehoben. Michael Adams wies vor wenigen Jahren in einer umfangreichen Studie darauf hin, dass viele politische Probleme, unter denen das französisch-russische Bündnis gelitten habe, etwa die geo- und die wirtschaftspolitischen Interessengegensätze, zwar gravierend, aber nicht unüberwindlich gewesen seien.³⁶ Dies galt nach Adams insbesondere für die Frage der Kontinentalperre, deren Wirkung auf die russische Wirtschaft zwar signifikant gewesen sei, deren Einfluss auf das französisch-russische Bündnis jedoch häufig überschätzt werde.³⁷ Letztlich seien es nicht in den Konstellationen von 1807 bzw. in den Bündnisverträgen von Tilsit angelegte strukturelle Probleme gewesen, die zum Scheitern der Allianz der Imperien geführt hätten. Eher hätten konkrete Entscheidungen Napoleons und Alexanders die Möglichkeiten, die das Bündnis geboten habe, gemindert und den Pakt der Imperien schließlich zerstört. Realistische Alternativen zur Politik Frankreichs bzw. Russlands, die nach 1807 betrieben worden sei, habe es gegeben, sie seien aber nicht aufgegriffen worden.

Die Bewertung des französisch-russischen Bündnisses durch Adams, welche die Offenheit der politischen Entwicklung nach 1807 betont, zeigt die Grenzen der von

³⁴ So z. B. VANDAL, *Napoléon et Alexandre I^{er}* (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 544 f.; SCHROEDER, *Transformation* (wie Anm. 6), S. 320–323; LENTZ, *Nouvelle histoire* (wie Anm. 7), hier Bd. 3: *La France e l'Europe de Napoléon*, S. 702–705; LIEVEN, *Russia Against Napoleon* (wie Anm. 6), S. 51–71.

³⁵ „Der aktuelle Zustand der Dinge in Europa trägt seine Keime der Zerstörung in sich selbst.“ Aus Metternich's nachgelassenen Papieren, hg. v. Fürst Richard von METTERNICH-WINNEBURG. Erster Theil: Von der Geburt Metternich's bis zum Wiener Congreß 1773–1815, 2 Bde., Wien 1880, hier Bd. 2, Nr. 95, S. 121–123, Metternich an Stadion, 26. Juli 1807, Zitat S. 122 f.

³⁶ ADAMS, *Napoleon and Russia* (wie Anm. 6), S. 546 und passim.

³⁷ Ebd., S. 246–251.

der Mehrheit der Interpreten vertretenen strukturgeschichtlichen Argumentation auf. Zweifellos ist die Frage nach den bestehenden Handlungsoptionen von zentraler Bedeutung für eine adäquate Beurteilung sowohl des Tilsiter Bündnisses als auch der Politik Napoleons und Alexanders in den Jahren nach seinem Abschluss. Gleichzeitig wirkt die Suche nach historischen Alternativen der Versuchung entgegen, die Allianz der Kaiserreiche Frankreich und Russland zu sehr von ihrem Ende her zu beurteilen, d. h. aus der Perspektive des 1812 begonnenen Krieges.

Versucht man Chancen und Risiken des französisch-russischen Bündnisses von 1807 insgesamt gegeneinander abzuwägen, so ist jedoch ungeachtet der Argumente von Adams zu konstatieren, dass die strukturellen Schwierigkeiten im französisch-russischen Pakt von Beginn an enorm und die Handlungsspielräume der politischen Akteure vielfach sehr gering gewesen sind. Von den zahlreichen Reibungspunkten, die zwischen Frankreich und Russland in den Jahren zwischen 1807 und 1812 bestanden, sind drei grundlegende Probleme hervorzuheben, die einen langfristigen Erfolg der Tilsiter Allianz sehr unwahrscheinlich machten. Erstens stellten die zwischen dem *Grand Empire* und dem Zarenreich Russland bestehenden „ideologischen“ Differenzen eine kaum zu beseitigende Belastung für das Bündnis dar. Auch wenn kein Zweifel daran besteht, dass die Außenpolitik der beiden Vertragsparteien von Tilsit primär machtpolitisch orientiert war,³⁸ hatte die Tatsache, dass die Bündnispartner unterschiedliche Herrschafts- und Gesellschaftsmodelle vertraten, in vieler Hinsicht negative Konsequenzen für die Kooperation. Die verschiedenen politischen und sozialen Zielvorstellungen verhinderten vor allem, dass in der Allianz eine Atmosphäre echten Vertrauens entstehen konnte. Zudem fand das Tilsiter Bündnis – vor allem in Russland – gerade aus diesem Grund nie eine breite Akzeptanz. Zweitens bestand eine grundsätzliche Schwierigkeit der französisch-russischen Verbindung von 1807 darin, dass beide Imperien in der Machterweiterung und im Landgewinn ihre zentralen außenpolitischen Ziele sahen. Der grundsätzlich aggressive Charakter der Politik Frankreichs und Russlands war für das wechselseitige Verhältnis vor allem deshalb problematisch, weil die Interessensphären der Bündnispartner nicht klar voneinander abzugrenzen waren. Drittens war auch das aus der Entstehung der Allianz resultierende, problematische Binnenverhältnis der Verbündeten ein in der politischen Praxis nur schwer überwindbares Hindernis. Bei realistischer Analyse musste klar sein, dass die Situation vom Sommer 1807, die das militärisch besiegte Russland zum politischen Juniorpartner Frankreichs degradierte, nicht dauerhaft fortzuschreiben war. Machtpolitische Zwänge und Ambitionen, aber auch die spezifischen Persönlichkeiten Napoleons und Alexanders standen jedoch in der Realität der Jahre 1807 bis 1812 einem Wandel des ungleichen Bündnisses zu einem Bund gleicher Partner entgegen.

³⁸ Zur Rolle der Ideologie in der Außenpolitik Napoleons vgl. LENTZ, *Nouvelle histoire* (wie Anm. 7), hier Bd. 3: *La France e l'Europe de Napoléon*, S. 671–685.

4. Frankreich und Russland im Krieg 1812–1814

Nachdem er sich zum Angriff auf Russland entschlossen hatte, ordnete Napoleon im Winter 1811/12 die Mobilisierung seiner Armee an. Es gelang dem Kaiser im März 1812, die Unterstützung durch ein preußisches Hilfskorps zu gewinnen und mit Österreich einen Bündnisvertrag abzuschließen. Die französische *Grande Armée*, die gegen das Zarenreich ins Feld zog, wies mit einem Personalbestand von etwa 615.000 Mann eine bis dahin nicht gekannte Größe auf.³⁹ Russland verbündete sich am 5. April mit Schweden, das jedoch im Vergleich zu den Alliierten Napoleons nur unerhebliche militärische Unterstützung leisten konnte. Zudem konnte Alexander am 28. Mai den seit 1806 andauernden Krieg mit dem Osmanischen Reich sowie am 18. Juli den 1807 begonnenen Konflikt mit Großbritannien beenden.

Bei einem dreizehntägigen Aufenthalt in Dresden vom 16. bis 29. Mai 1812 versuchte Napoleon ein letztes Mal und vergeblich, den Zaren mittels einer eindrucksvollen Demonstration eigener Macht zum politischen Einlenken zu bewegen. Nachdem die Truppenverbände des französischen Heeres wenig später die Aufmarschgebiete im Herzogtum Warschau bzw. in Ostpreußen erreicht hatten, begann am 24. Juni 1812 mit dem Überschreiten des Njemen durch die *Grande Armée* der französisch-russische Krieg. Er sollte erst im Frühjahr 1814 mit dem Einmarsch russischer und alliierter Truppen in Paris und dem Sturz des Kaisertums Napoleons zu Ende gehen.

a) Der Feldzug in Russland 1812

Das Kriegsgeschehen lässt sich in drei Phasen einteilen. Den ersten Zeitabschnitt bildet der Feldzug des Jahres 1812, der sich weitestgehend auf russischem Boden abspielte.⁴⁰ Die militärischen Operationen im ersten Kriegsjahr waren zunächst geprägt von der Rückzugsstrategie Barclay de Tollys, der von Alexander zum Oberbefehlshaber des zaristischen Heeres ernannt worden war.⁴¹ Die russischen Verbände wichen im Juni und Juli 1812 einer offenen Feldschlacht mit dem überlegenen französischen Gegner aus und zogen sich von der Reichsgrenze am Njemen in das

³⁹ John R. ELTING, *Swords Around a Throne. Napoleon's Grande Armée*, New York 1988; Jean-Claude DAMAMME, *Les Soldats de la Grande Armée*, Paris 1998; Alain PIGEARD, *Dictionnaire de la Grande Armée*, Paris 2002.

⁴⁰ Vgl. bes. Andreï I. POPOV, *Velikaja armija v Rossii. Pogonja za miražom* [Die Grande Armée in Russland. Jagd auf ein Phantom], Samara 2002; V.M. BEZOTOSNYI [u. a.], *Otechestvennaja Vojna 1812 goda. Jenciklopedija* [Der vaterländische Krieg von 1812. Enzyklopädie], Moskau 2004; Adam ZAMOYSKI, *1812. Napoleon's Fatal March on Moscow*, London 2004 (dt. 1812. Napoleons Feldzug in Russland, München 2012); Nikolaj A. TROICKIJ, *1812. Velikij god Rossii* [1812. Das große Jahr Russlands], Moskau 2007; Marie-Pierre REY/Thierry LENTZ (Hgg.), *1812. La campagne de Russie. Histoire et postérités*, Paris 2012; Marie-Pierre REY, *L'effroyable tragédie. Une nouvelle histoire de la campagne de Russie*, Paris 2012. Ausführlicher Forschungsbericht zum Feldzug von 1812 bei DÖRFLER, *Napoleons Russlandfeldzug* (wie Anm. 33), S. 11–73.

⁴¹ V.P. TOTFALUŽIN, M.V. Barklaj de Tolly v otechestvennoj vojne 1812 goda [M.V. Barclay de Tolly im vaterländischen Krieg von 1812], Saratow 1991.

Innere des Landes zurück. Napoleons *Grande Armée* verfolgte den Feind, hatte jedoch aufgrund von Verpflegungsschwierigkeiten, ungünstiger Witterung und der dadurch bedingten Verbreitung von Krankheiten hohe Verluste zu verzeichnen. Die bedeutendsten militärischen Auseinandersetzungen des Feldzugs von 1812 fanden in der Zeit vom Mitte August bis Mitte September statt. Napoleons Armee siegte in den Schlachten von Smolensk (17./18. August) und Borodino (7. September), ohne allerdings das russische Heer entscheidend schlagen zu können.⁴² Am 14. September zog die französische Hauptarmee unter Napoleon in Moskau ein. Die frühere Hauptstadt des Zarenreichs ging wenige Tage danach – wohl vor allem durch russische Brandstiftung – in Flammen auf, ihre Gebäudesubstanz wurde zu etwa 70 Prozent zerstört.⁴³ Der französische Kaiser, der sich nach der Einnahme von Moskau als Sieger des Krieges wähnte, suchte bei Alexander um die Aufnahme von Friedensverhandlungen nach. Der Zar lehnte eine Verständigung jedoch ab. Da Moskau nicht gehalten werden konnte, trat Napoleon am 19. Oktober den Rückzug an. Am 24. Oktober konnten die französischen Truppen die russische Armee, die seit dem 20. August von Generalfeldmarschall Michail Kutusow befehligt wurde, bei Malojaroslawetz nochmals besiegen.⁴⁴ Der weitere Rückzug der *Grande Armée* wurde jedoch zur Katastrophe: Nahrungsmittelmangel, der Einbruch des Winters Anfang November, Krankheiten und Erschöpfung sowie Angriffe durch Teilverbände des russischen Heeres und Kosakeneinheiten führten zu einem kontinuierlichen Verlust an Kampfkraft und schließlich zur weitgehenden Auflösung der französischen Formationen. Die besetzten Gebiete in Russland mussten sukzessive preisgegeben werden. In Weißrussland drohte vor dem Übergang über die Beresina zeitweilig sogar eine Einkesselung und völlige Vernichtung der verbliebenen Truppenkörper. Napoleon gelang es mit viel Geschick, seine noch kampffähigen Einheiten vor dem Zugriff des Feindes zu retten.⁴⁵ Doch erreichten ab Mitte Dezember nur schwache französische Verbände die Sammelpunkte in Ostpreußen und im Herzogtum Warschau. Die Bilanz des ersten Kriegsjahres war für Frankreich desaströs: Von den rund 550.000 bis 600.000 Soldaten des napoleonischen Heeres, die in dem halben Jahr von Juni bis Dezember 1812 jenseits des Njemen eingesetzt gewesen waren, hatten etwa 400.000 entweder den Tod gefunden oder waren in Kriegsgefangenschaft geraten. Ein bedeutender Anteil derjeni-

⁴² Alexander MIKABERIDZE, *The Battle of Borodino. Napoleon Against Kutuzov*, Barnsley 2007.

⁴³ Nicolas GAILLARD, *Séjour de l'Armée française à Moscou en 1812*, Châtillon-sur-Seine [2005].

⁴⁴ Roger PARKINSON, *The Fox of the North. The Life of Kutuzov. General of War and Peace*, London 1976; Serge NABOKOV/Sophie DE LASTOURS, *Koutousov. Le vainqueur de Napoléon*, Paris 1990; Nikolaj A. TROICKIJ, *Fel'dmaršal Kutuzov. Mify i fakty* [Feldmarschall Kutusov. Mythen und Fakten], Moskau 2003; Filipp M. SINEĻ'NIKOV, *Žizn' fel'dmaršala Michaila Illarionoviča Kutuzova* [Das Leben des Feldmarschalls Michail Illarionovič Kutuzov], Sankt Petersburg 2007.

⁴⁵ Fernand BEAUCOUR/Jean TABEUR/Lidia IVTCHENKO, *La Berezina. Une victoire militaire*, Paris 2006.

gen, die zunächst überlebt hatten, starb zudem in den Wochen unmittelbar nach dem Ende des Feldzugs an den gesundheitlichen Folgen des militärischen Einsatzes. Auch der Blutzoll, den das Zarenreich Alexanders im ersten Kriegsjahr entrichtete, war horrend: Auf der russischen Seite ist ebenfalls von etwa 400.000 toten Soldaten und Milizionären auszugehen.⁴⁶

b) Das Ringen um die Kontrolle Mitteleuropas im Jahr 1813

Nach der französischen Niederlage im Jahr 1812 lag die politische und militärische Initiative bei Zar Alexander. Dieser entschied, den Krieg gegen Napoleon fortzusetzen. Der Zar war dabei zum einen von starken religiösen Überzeugungen geleitet. Alexander betrachtete seinen Kampf gegen den französischen Kaiser als göttlichen Auftrag; er selbst begriff sich als Inkarnation des im biblischen Buch Daniel erwähnten „Königs des Nordens“, der über den allesbeherrschenden „König des Südens“ siegt. Zum anderen bewogen den Zaren nüchterne machtpolitische Überlegungen zur Weiterführung des Krieges gegen Frankreich. Eine weitere Schwächung, wenn nicht gar die Zerstörung des *Grand Empire* Napoleons lag im politischen, aber auch im militärischen Interesse Russlands. Alexander zielte darauf ab, als „Befreier“ Europas aufzutreten und die französische Vorherrschaft auf dem Kontinent durch eine russische Dominanz zu ersetzen. Die Chancen für einen Kriegserfolg schienen nach dem Desaster Napoleons im Feldzug von 1812 günstig.

Die zweite Phase des Krieges zwischen Frankreich und Russland umfasst die Zeit von Anfang 1813 bis zur Völkerschlacht bei Leipzig Mitte Oktober 1813.⁴⁷ In diesem Zeitabschnitt war der Ausgang des Ringens um die Vorherrschaft in Europa offen. Napoleon und Alexander kämpften sowohl mit diplomatischen als auch mit militärischen Mitteln gegeneinander. Im Gegensatz zum Kriegsjahr 1812 trug Russland nicht mehr weitestgehend allein die Last des Krieges gegen Frankreich, sondern verfügte über militärisch starke Alliierte, deren Zahl sich im Lauf des Jahres vermehrte. Das Kriegsgeschehen spielte sich 1813 in Mitteleuropa ab. Der wichtigste Kriegsschauplatz war Sachsen, daneben fanden bedeutende Kämpfe in Schlesien sowie entlang der unteren Elbe bis Hamburg statt.

Die ersten Monate des Kriegsjahres 1813 waren von den unmittelbaren Nachwirkungen des Feldzugs von 1812 geprägt. Napoleon, dessen Renommee als Heerführer

⁴⁶ ZAMOYSKI, *Napoleon's Fatal March* (wie Anm. 40), S. 535–540.

⁴⁷ Zum militärischen Geschehen im Jahr 1813 vgl. CHANDLER, *Campaigns of Napoleon* (wie Anm. 3), S. 863–941; Jonathan P. RILEY, *Napoleon and the Word War of 1813. Lessons in Coalition Warfighting*, London 2000. Zur historiografischen Beurteilung der Kriege von 1813–1815 vgl. bes. Peter BRAND, *Die Befreiungskriege von 1813 bis 1815 in der deutschen Geschichte*; in: Michael GRÜTTNER/Rüdiger HACHTMANN/Heinz-Gerhard HAUPT (Hgg.), *Geschichte und Emanzipation. Festschrift für Reinhard Rürup*, Frankfurt/New York 1999, S. 17–57; Ewald GROTHE, *Befreiungskriege*, in: Friedrich JAEGER (Hg.), *Enzyklopädie der Neuzeit*. Bd. 1: Abendland – Beleuchtung, Stuttgart u. a. 2005, Sp. 1139–1146; Ute PLANERT, *Der Mythos vom Befreiungskrieg. Frankreichs Kriege und der deutsche Süden*. Alltag – Wahrnehmung – Deutung 1792–1841, Paderborn u. a. 2007.

rer erschüttert war, war zunächst gezwungen, verschiedene Maßnahmen zu ergreifen, die dazu dienten, seine Herrschaft über Frankreich abzusichern und eine Desintegration des *Grand Empire* zu verhindern. Die wichtigste dieser Maßnahmen war die im Winter 1812/13 rasch und erfolgreich in Angriff genommene Aufstellung einer neuen Armee. Dass Napoleon im Frühjahr 1813 ein Heer von etwa 500.000 Mann befehligen konnte, gab dem Machtanspruch des französischen Kaisers nach dem Fiasko des Russlandfeldzugs wieder eine reale Grundlage.⁴⁸ Napoleon vermochte nicht zuletzt aufgrund seiner in kurzer Zeit wiedererlangten militärischen Stärke, das französische Imperium in West-, Mittel- und Südeuropa in großen Teilen zu erhalten. Lediglich die ostmitteleuropäischen Länder gerieten zu Beginn des Jahres 1813 unter russische Kontrolle. Preußen wandte sich in der von General Hans David Yorck von Wartenburg unterzeichneten Konvention von Tauroggen vom 30. Dezember 1812 und endgültig mit dem Vertrag von Kalisch vom 28. Februar 1813 von Frankreich ab und schloss eine Allianz mit Russland. Das Herzogtum Warschau wurde in den ersten Wochen des Jahres 1813 von russischen Truppen eingenommen. Französische Truppen hielten allerdings in Ostmitteleuropa noch verschiedene Festungen besetzt (u. a. Danzig, Posen, Stettin, Küstrin). Der Rheinbund blieb weitgehend intakt: Als einzige Mitgliedstaaten kamen die beiden Herzogtümer Mecklenburg-Strelitz und Mecklenburg-Schwerin der Aufforderung Napoleons, Truppen für den Feldzug von 1813 zu stellen, nicht nach. Eine Schlüsselrolle musste unter den neuen Voraussetzungen dem Kaiserreich Österreich zukommen. Die Habsburgermonarchie hielt an der Allianz mit Frankreich fest, erklärte jedoch am 30. Januar 1813 ihre militärische Neutralität.

Nachdem die in Mitteleuropa stehenden französischen Einheiten, die zunächst vom Stiefsohn des Kaisers, Eugène de Beauharnais, befehligt wurden, in den ersten Wochen des Kriegsjahrs 1813 sukzessive von der russischen Reichsgrenze nach Westen zurückgedrängt worden waren, konnten sie im März Stellungen entlang der Elbe beziehen.⁴⁹ Napoleon griff in die Gefechte, die nach der preußischen Kriegserklärung an Frankreich vom 16. März heftiger aufflammten, Ende April persönlich ein. Es gelang dem Kaiser, die bereits stark gefährdete und an vielen Stellen durchbrochene Elbfront zu stabilisieren und die russisch-preußische Armee, die seit dem Tod Kutusows (28. April) von Peter Graf Wittgenstein geführt wurde, in den Schlachten bei Lützen/Großgörschen (2. Mai) und Bautzen (20./21. Mai) zu schlagen.⁵⁰ Aufgrund dieser Erfolge gerieten auch mehrere bedeutende Städte, die zwischenzeitlich an die Russen und ihre Verbündeten verloren gegangen waren, so vor allem Dresden und Hamburg, wieder unter französische Kontrolle.⁵¹ Wie schon

⁴⁸ Scott BOWDEN, *Napoleon's Grande Armée of 1813*, Chicago 1990.

⁴⁹ Carola OMAN, *Napoleon's Viceroy. Eugène de Beauharnais*, London 1966; Françoise DE BERNARDY, *Eugène de Beauharnais 1781–1824*, Paris 1973.

⁵⁰ George F. NAFZIGER, *Lutzen and Bautzen. Napoleon's Spring Campaign 1813*, Chicago 1992.

⁵¹ Napoleon zog am 8. Mai in Dresden ein. Hamburg wurde vom französischen Heer am 30. Mai 1813 eingenommen.

1812 gelang Napoleon im Frühjahrsfeldzug 1813 jedoch kein Sieg, der den Krieg entschied.

In der Zeit vom 4. Juni bis zum 10. August bestand zwischen den beiden Kriegsparteien Frankreich und Russland/Preußen ein Waffenstillstand, der vom neutralen Österreich vermittelt worden war. Außenminister Metternich versuchte mit seiner Initiative, die politische Position der Habsburgermonarchie aufzuwerten.⁵² Er bereitete gleichzeitig den Bündniswechsel Österreichs in das Lager der Alliierten vor. In der Konvention von Reichenbach vom 24. Juni einigten sich Russland, Preußen und Österreich darauf, Napoleon vier Minimalbedingungen für den Beginn von Friedensverhandlungen zu stellen: 1) Auflösung des Herzogtums Warschau, 2) Übergabe Danzigs an Preußen sowie Rückgabe der von der französischen Armee besetzten preußischen und polnischen Festungen, 3) Rückgabe Illyriens an Österreich, 4) Wiederherstellung der Unabhängigkeit der Hansestädte und eines Teils von Norddeutschland. Die vier Konditionen stellten ein zunächst auf vier Wochen befristetes, schließlich bis zum 10. August verlängertes Angebot dar. Bei einer Ablehnung Napoleons erklärte Österreich sich bereit, auf der Seite der Alliierten in den Krieg einzutreten.

Napoleon wies, wie Metternich dies erwartet hatte, die vier Bedingungen zurück.⁵³ Entscheidend hierfür dürfte gewesen sein, dass dem Kaiser bewusst war, dass auf der Grundlage der österreichischen Vorschläge realistischer Weise kein dauerhafter Frieden erreicht werden konnte. Ein wesentliches Problem der Initiative Metternichs bestand darin, dass die in der Konvention von Reichenbach genannten Konditionen keinen Frieden festschreiben sollten, sondern lediglich als Vorbedingungen für die Aufnahme von Unterhandlungen zu verstehen waren. Unter diesen Voraussetzungen musste Napoleon mit umfangreichen weiteren Forderungen der Alliierten rechnen, wenn er sich auf einen Verhandlungsprozess einließ, dessen Ende nicht absehbar war und während dessen sein im Frühjahrsfeldzug 1813 bewiesenes militärisches Übergewicht gegebenenfalls gemindert wurde. Des Weiteren spielte für Napoleons Ablehnung eine grundsätzliche Überlegung eine Rolle. Der *Empereur* war überzeugt, dass das von ihm errichtete Kaisertum, das von den traditionellen europäischen Monarchien nie anerkannt worden war, auf längere Sicht nur bestehen konnte, wenn es durch militärische Erfolge untermauert war. Napoleon entschied daher, den während der Waffenruhe angesetzten Friedenskongress in Prag platzen zu lassen und sein Heil in einem neuen Feldzug zu suchen.

⁵² Zu Metternich: Alan W. PALMER, Metternich, London 1972 (dt. Metternich. Der Staatsmann Europas, Düsseldorf 1977); Guillaume DE BERTIER DE SAUVIGNY, Metternich, Paris 1986 (dt. Staatsmann und Diplomat für Österreich und den Frieden, Gernsbach 1988); Wolf SIEMANN, Metternich. Staatsmann zwischen Restauration und Moderne. München 2010. Zur Politik Metternichs im Zeitalter Napoleons vgl. Karl KRAUS, Politisches Gleichgewicht und Europagedanke bei Metternich, Frankfurt/Main 1993, hier S. 36–49; Alan SKED, Metternich and Austria. An Evaluation, Basingstoke/New York 2008, hier S. 26–63.

⁵³ Günter MÜCHLER, 1813. Napoleon, Metternich und das weltgeschichtliche Duell von Dresden, Stuttgart 2012.

Der über zweimonatige Waffenstillstand im Sommer 1813 kam – entgegen den Erwartungen Napoleons – militärisch vor allem den Alliierten Russland und Preußen zugute. Diese wurden ab Juni von Großbritannien durch Subsidienzahlungen unterstützt. Ab Juli kämpften zudem schwedische, ab August auch österreichische Truppen auf der Seite der Verbündeten. Das Oberkommando über die alliierte Armee hatte der Österreicher Karl Fürst zu Schwarzenberg inne. Die Veränderungen in der relativen Stärke der beiden Kriegsparteien, die sich im Laufe des Sommers vollzogen hatten, zeigten sich im Herbstfeldzug 1813. Napoleon konnte zwar die Schlacht um Dresden (26./27. August) für sich entscheiden.⁵⁴ Doch unterlagen französische Verbände Ende August/Anfang September im nördlichen Frontabschnitt bei Großbeeren (23. August), Hagelberg (27. August) und Dennewitz (6. September) sowie im Süden an der Katzbach (26. August) und – im Anschluss an die Dresdner Schlacht – bei Kulm (29./30. August). Nachdem sie Napoleons Verbände mehrfach geschlagen hatten, präzisierten die Alliierten am 9. September ihre Kriegsziele in den Verträgen von Teplice. Demnach sollte im Anschluss an einen Sieg über Napoleon eine Neuordnung des mitteleuropäischen Raums durchgeführt werden, die sich an den Grenzen von 1805, d. h. den Verhältnissen vor der Entstehung des Rheinbundes, orientierte. Die deutschen Mittelstaaten sollten Unabhängigkeit erlangen. Militärisch entschieden wurde der Herbstfeldzug von 1813 durch die so genannte Völkerschlacht bei Leipzig (16.–19. Oktober), die Napoleon mit einer zahlenmäßig unterlegenen Armee verlor.⁵⁵ Der daran anschließende Sieg des Kaisers in der Schlacht bei Hanau (30./31. Oktober) gegen österreichische und bayerische Verbände sicherte seinem Heer den Rückzugsweg nach Frankreich.

Die Niederlage der *Grande Armée* in der Schlacht bei Leipzig hatte den Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaftsordnung in Mitteleuropa zur Folge. Der Rheinbund, aus dem Bayern bereits am 8. Oktober ausgetreten war, löste sich rasch auf. Die bisherigen deutschen Verbündeten des französischen Kaisers traten auf die Seite der Sieger über. Lediglich einige wenige Städte blieben in Mitteleuropa noch in der Hand der Franzosen; zu ihnen zählte das von Marschall Louis-Nicolas Davout gehaltene Hamburg.⁵⁶

c) Der Krieg in Frankreich 1813/14

Die dritte Phase des französisch-russischen Konflikts, der im Lauf des Jahres 1813 zu einem Krieg Frankreichs gegen eine breite europäische Koalition geworden war,

⁵⁴ George F. NAFZIGER, *Napoleon's Dresden Campaign. The Battles of August 1813*, Chicago 1994.

⁵⁵ George F. NAFZIGER, *Napoleon at Leipzig. The Battle of Nations 1813*, Chicago 1996; Digby SMITH, *1813. Leipzig, Napoleon and the Battle of the Nations*, London 2001.

⁵⁶ John G. GALLAHER, *The Iron Marshal. A Biography of Louis N. Davout*, Carbondale u. a. 1976; Frédéric HULOT, *Le maréchal Davout*, Paris 2003; Pierre CHARRIER, *Le maréchal Davout*, Paris 2005.

umfasst die Zeit von November 1813 bis April 1814.⁵⁷ In diesen letzten Kriegsmo-
naten verfügte Napoleon über keine realistischen Möglichkeiten mehr, die Ausein-
andersetzung allein mit militärischen Mitteln zu seinen Gunsten zu entscheiden. Der
Kaiser konnte lediglich dann hoffen, seinen Thron und zumindest einen Teil der
früheren französischen Machtstellung in Europa zu retten, wenn es ihm gelang, die
gegen ihn gerichtete Allianz zu spalten. Derartige Überlegungen waren insofern
nicht völlig unbegründet, als die verbündeten Mächte hinsichtlich der Neuordnung
Europas – ungeachtet der im Lauf des Jahres 1813 getroffenen Absprachen – sehr
unterschiedliche Vorstellungen hegten. Ein Merkmal der letzten Phase des Krieges
gegen Napoleon ist, dass diplomatische Unterredungen und militärische Aktionen
zeitlich sehr eng miteinander verflochten waren.

Die Verhandlungen zwischen Napoleon und den Alliierten, die im Anschluss an
den französischen Rückzug über den Rhein ab November 1813 geführt wurden,
kreisten im Wesentlichen um zwei Punkte: einerseits um die Frage des Kaisertums
Napoleons, andererseits um das Problem der Staatsgrenzen Frankreichs. Im Lager
der Verbündeten standen sich verschiedene Positionen gegenüber. Während vor
allem Russland und Preußen, aber auch das hinter der Allianz stehende Großbritan-
nien, einen Verzicht Napoleons auf den Kaiserthron wünschten und es als unerläs-
slich erachteten, dass Frankreich auf die Grenzen von 1791 beschränkt wurde, waren
Österreich und Schweden an einer zu starken Schwächung ihres Kriegsgegners
nicht interessiert. Die österreichische Position wurde deutlich in einem Friedensan-
gebot an Napoleon, das Metternich Mitte November lancierte. Es sah den Verbleib
des Kaisers auf dem Thron und eine Rückführung Frankreichs auf seine „natür-
lichen Grenzen“ entlang des Rheins, der Alpen und der Pyrenäen vor. Die Offerte
Metternichs wurde als Frankfurter Manifest am 1. Dezember 1813 publiziert.
Napoleon war nach einer ersten Phase des Zögerns prinzipiell bereit, auf das Ange-
bot Metternichs einzugehen. Zu ernsthaften Friedensverhandlungen kam es jedoch
aus verschiedenen Gründen erst Anfang Februar 1814. Der auf österreichischen
Druck einberufene Kongress von Châtillon-sur-Seine (5. Februar bis 19. März)
scheiterte schließlich, vor allem deswegen, weil die Politik Metternichs nicht die
erforderliche Unterstützung im Lager der Verbündeten hatte.⁵⁸ Russland und Preu-
ßen verwarnten sich vehement gegen einen Friedensschluss mit Frankreich vor
einem endgültigen militärischen Erfolg und hielten ihre beiden Kernforderungen
nach einem Ende des Kaisertums Napoleons und einer Rückführung der franzö-
sischen Staatsgrenzen auf den Stand von 1791 aufrecht. Für die britische Politik
stand die gewünschte Beschränkung Frankreichs auf die vorrevolutionären Gren-
zen ebenfalls nicht zur Disposition. Lediglich hinsichtlich der Person Napoleons

⁵⁷ Henry HOUSSAYE, 1814. *Histoire de la Campagne de France*, Paris 1888 (zahlreiche Neu-
auflagen); CHANDLER, *Campaigns of Napoleon* (wie Anm. 3), S. 943–1004; James LAW-
FORD, *Napoleon. The Last Campaigns, 1813–15*, London 1976; Michel V. LEGGIÈRE, *The
Fall of Napoleon*. Bd. 1: *The Allied Invasion of France 1813/14*, Cambridge 2007.

⁵⁸ August FOURNIER, *Der Congress von Châtillon. Die Politik im Kriege von 1814. Eine his-
torische Studie*, Wien 1900.

zeigte sich Großbritannien zumindest zeitweilig konzilianter. Der Kaiser seinerseits akzeptierte lediglich einen Frieden auf der Grundlage der „natürlichen Grenzen“, stellte jedoch – vor allem nach eigenen militärischen Erfolgen im Feldzug von 1814 – immer wieder darüber hinausgehende Forderungen nach dem Erhalt von französischen Einflusszonen, vor allem in Italien. Die Stagnation der Verhandlungen in Châtillon-sur-Seine führte am 9. März zur Bildung der Quadrupelallianz von Chaumont. Die alliierten Mächte Russland, Preußen, Österreich und Großbritannien schlossen ein zwanzigjähriges Bündnis und präzisierten ihre Kriegsziele. Die Staatsgrenzen Frankreichs nach einem Friedensschluss sollten sich demnach – wie von der Mehrheit der Allianzpartner gewünscht – am vorrevolutionären Stand orientieren.

Da eine diplomatische Lösung des Konflikts im Winter 1813/14 nicht erreicht werden konnte, entschieden die Waffen über das Schicksal Napoleons und des französischen Kaiserreichs. Die militärischen Ereignisse trugen sich auf mehreren Schauplätzen zu.⁵⁹ Die wichtigste Front bildete sich in Nord- und Ostfrankreich heraus. Die Kräfte der gegnerischen Armeen waren im Kriegsjahr 1814 höchst ungleich verteilt. Napoleon war es nach der Niederlage bei Leipzig nicht mehr gelungen, eine schlagkräftige Armee aufzustellen. Der Kaiser sah sich daher einem erdrückenden zahlenmäßigen Übergewicht der alliierten Verbände gegenüber, die gegen Paris vorrückten. Trotz dieser ungünstigen Ausgangslage vermochte es Napoleon, den Heeren der Verbündeten fast ein Vierteljahr erfolgreich Widerstand zu leisten. Der *Empereur*, der im Feldzug von 1814 mit vergleichsweise kleinen Verbänden zum Teil brillant agierte, siegte am 29. Januar bei Brienne, wurde jedoch am 1. Februar bei La Rothière geschlagen. Zwischen dem 10. und dem 18. Februar gelangen dem Kaiser bei Champaubert, bei Montmirail und bei Vauchamps drei Siege gegen die Preußen unter Blücher sowie bei Montereau ein Erfolg gegen die Österreicher unter Schwarzenberg. Diesen siegreichen Gefechten folgten Ende Februar und im März drei Niederlagen, die den Krieg letztlich entschieden: Napoleons Heer unterlag am 27. Februar bei Bar-sur-Aube, am 9. März bei Laon und vor allem am 20. März bei Arcis-sur-Aube. Nach diesen Schlachten war für die Verbündeten der Weg nach Paris frei. In der Hauptstadt stießen die Verbände der Alliierten auf keinen nennenswerten Widerstand mehr, da Napoleons Bruder Joseph als Generalgouverneur von Paris keine ernst zu nehmenden Verteidigungsmaßnahmen ergriffen hatte. Am 31. März zogen Zar Alexander I. von Russland, König Friedrich Wilhelm III. von Preußen und Oberbefehlshaber Fürst Schwarzenberg an der Spitze ihrer Truppen in die französische Hauptstadt ein. Napoleon hegte anfangs noch die Hoffnung, den Widerstand fortsetzen zu können, doch erwies sich dies als unrealistisch. Der Kaiser dankte am 6. April 1814 ab. Wenige Wochen später, am 30. Mai, wurde in Paris der Friede zwischen den Frankreich und den verbündeten Mächten geschlossen. In

⁵⁹ Zum italienischen Kriegsschauplatz: George F. NAFZIGER/Marco GIOANNINI, *The Defense of the Napoleonic Kingdom of Northern Italy 1813–1814*, Westport/London 2002.

einem fast zweijährigen erbitterten Ringen um die Vorherrschaft in Europa hatte Russland Frankreich und hatte Zar Alexander Napoleon besiegt.

Baden in napoleonischer Zeit – Ego-Dokumente – Militärmusik. Zur Einschätzung von Balthasar Eccardts Selbstzeugnissen

von Julia Murken

Die hier vorliegenden Erinnerungen des badischen Hautboisten Balthasar Eccardt setzen 1805 ein und schildern vornehmlich die militärischen Aktivitäten, die er als badischer Soldat bis 1815 selbst erlebt hatte. In dieser Dekade vollziehen sich auch Aufstieg und Konsolidierung des Großherzogtums Baden. Erst die Protektion Napoleons ermöglichte diesen Aufstieg, die Bindung an Frankreich brachte es aber gleichzeitig mit sich, dass Baden enorme Truppenkontingente zu stellen hatte. Es scheint daher nötig, zum Verständnis der Eccardt'schen Schilderungen die politische Situation Badens zu Beginn des 19. Jahrhunderts vorweg zu erläutern, weil dadurch klar wird, in welchen historischen Kontext die Erinnerungen des badischen Musikers gehören. Danach widmet sich ein zweiter Komplex der Quellengattung, den sogenannten Ego-Dokumenten, zu denen Eccardts Erinnerungen zu zählen sind. Erkenntniswert und Erkenntnisgewinn dieser Quellenart sind in der jüngeren Forschung verstärkt vorgestellt worden. An konkreten Beispielen wird sichtbar, welches Erkenntnispotential solche Quellen bieten können; das lässt sich auch für die vorliegenden Selbstzeugnisse zeigen. Ein dritter Aspekt gilt der Rolle der Militärmusik, denn in Eccardts Erinnerungen an seine militärische Dienstzeit lassen einige Äußerungen Rückschlüsse auf strukturelle und funktionale Bedingungen der Militärmusik des beginnenden 19. Jahrhunderts zu. Auch in dieser Hinsicht erweisen sich die retrospektiv verfassten Erinnerungen des badischen Musikers als ergiebige Quelle.

1. Der politische Rahmen – Baden zur Zeit Napoleons

An Überblicken zur Geschichte Badens um 1800 mangelt es nicht. Gerade das Jubiläum der zweihundertjährigen Wiederkehr der Erhebung Badens zum Großherzogtum im Jahr 2006 hat dazu neue Impulse geliefert.¹ Die konziseste Darstellung der badischen Geschichte allerdings bietet immer noch der Beitrag von Hans-Peter Ull-

¹ Frank ENGEHAUSEN, *Kleine Geschichte des Großherzogtums Baden 1806–1918*, Karlsruhe 2005, sowie zwei Beiträge aus dem Ausstellungskatalog des Badischen Landesmuseums Karlsruhe: Baden! 900 Jahre, Karlsruhe 2012, hier die beiden Beiträgen von Markus LOTZENBURGER, *Napoleon und Baden. Im Schatten der Revolution* (S. 110) und Eva Maria WERNER, *Die Gründung des Großherzogtums Baden* (S. 114). – An älteren Darstellungen vgl. vor allem Volker PRESS, *Südwestdeutschland im Zeitalter der Französischen Revolution und Napoleons*, in: *Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons*, Bd. 2, Stuttgart 1987, S. 9–24; Elisabeth FEHRENBACH, *Die territoriale Neuordnung des Südwestens*, in: *Die Geschichte Baden-Württembergs*, hg. von Reiner RINKER und Winfried SETZLER, Stuttgart 1986, S. 211–219; Karl Siegfried BADER, *Der deutsche Südwesten in seiner territorialstaatlichen Entwicklung*, Sigmaringen ²1978.

mann im Handbuch der Baden-Württembergischen Geschichte.² Wichtige strukturelle Hinweise auf die politischen Rahmenbedingungen im deutschen Südwesten enthält auch die Arbeit von Ute Planert.³ Auf diese genannten Beiträge stützt sich der vorliegende kurze Überblick.

Trotz der Vereinigung der beiden Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach 1771 zur Markgrafschaft Baden blieb diese nach wie vor ein eher kleineres Territorium im territorial zersplitterten deutschen Südwesten. Der rasante politische Aufstieg, den die kleine Markgrafschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts nehmen sollte, war zu diesem Zeitpunkt nicht vorauszusehen und verlief im Gefolge der umwälzenden Veränderungen, die nach dem Ausbruch der französischen Revolution nicht nur den deutschen Südwesten betrafen.

Schon 1796 besetzten französische Truppen im sogenannten ersten Koalitionskrieg Teile der Markgrafschaft, Markgraf Karl Friedrich floh ins Exil nach Ansbach. Baden scherte jedoch aus der Koalition mit Österreich aus und vereinbarte mit Frankreich einen Separatfrieden, verzichtete auf seine linksrheinischen Besitzungen und verpflichtete sich zur Neutralität Frankreich gegenüber. Die französische Gegenleistung wurde in geheimen Zusatzartikeln festgehalten. Frankreich werde sich für eine Kompensation des Verlusts dieser Territorien im Rechtsrheinischen einsetzen. Die bestimmende Figur in diesen Verhandlungen war dabei auf badischer Seite Sigismund von Reitzenstein, der als Gesandter in Paris maßgeblich an den Verhandlungen beteiligt war.⁴ Nach dem Frieden von Campo Formio am 17. Oktober 1797 sollte Ende 1797 der Rastatter Friedenskongress diese Entschädigungen aushandeln; der Kongress scheiterte jedoch, weil Österreich zum Jahresbeginn 1799 ein antifranzösisches Bündnis mit England und Russland abschloss. Der sich anschließende zweite Koalitionskrieg 1799/1800 endete mit einem Sieg der französischen Truppen. Baden konnte dabei die 1796 vereinbarte Neutralität wahren, war aber als Aufmarschgebiet und durch Einquartierungen stark belastet.⁵

Der vertragliche Abschluss dieser militärischen Auseinandersetzungen, der Friede von Lunéville vom 9. Februar 1801, markierte dabei einen wichtigen Etappenpunkt, weil damit die territoriale Erweiterung Badens begann. Der Aufstieg Badens zum Großherzogtum vollzog sich dabei in drei Phasen.⁶

Die erste Phase dieses Aufstiegs brachte dabei die schon 1796 in greifbare Nähe gerückte Kompensation für den Verlust der linksrheinischen Gebiete. Der Reichsdeputationshauptschluss vom 25. Februar 1803 brachte Baden erhebliche Gebietserweiterungen. Durch die Säkularisation der geistlichen Fürstentümer, also die Über-

² Hans-Peter ULLMANN, Baden 1800 bis 1830, in: Handbuch der Baden-Württembergischen Geschichte, Bd. 3: Vom Ende des Alten Reiches bis zum Ende der Monarchien, Stuttgart 1992, hier S. 25–77.

³ Ute PLANERT, Der Mythos vom Befreiungskrieg. Frankreichs Kriege und der deutsche Süden: Alltag – Wahrnehmung – Deutung 1792–1841, Paderborn u. a. 2007, hier besonders S. 67–96.

⁴ Vgl. ENGEHAUSEN, Kleine Geschichte (wie Anm. 1), S. 14.

⁵ Ebd.; vgl. allgemein auch PLANERT, Mythos (wie Anm. 3), S. 85.

⁶ ULLMANN, Baden (wie Anm. 2), S. 27.

nahme kirchlicher Besitzungen, erweiterte sich das badische Territorium im Süden um das Hochstift Konstanz, dazu um Besitzungen weiter Teile der Hochstifte Speyer, Basel und Straßburg. Auch Klosterherrschaften, wie etwa die des Klosters Reichenau vergrößerten das badische Herrschaftsgebiet. Zudem bedeutete die Mediatisierung, die Übernahme von Reichsstädten wie Offenburg, Überlingen oder Wimpfen, eine weitere Vergrößerung sowohl des Territoriums als auch der Einwohnerzahl. Einen weiteren wesentlichen Zugewinn bedeutete die Übernahme der rechtsrheinischen Pfalz.⁷ Wieder war der eben angesprochene Gesandte Sigismund von Reitzenstein erheblich an den Verhandlungen beteiligt. Die badische Strategie gründete dabei auf der Annahme, dass die französische Politik an der Bildung von „arrondierte[n] und leistungsfähige[n] Mittelstaaten“⁸ im Süden interessiert war, um damit ein Gegengewicht zu Österreich zu schaffen. Wohlwollende Unterstützung kam auch von russischer Seite aufgrund einer dynastischen Verbindung: Zar Alexander I., im März 1801 auf den Thron gekommen, war mit der Enkelin des Markgrafen Karl Friedrich verheiratet. Diese Konstellation begünstigte die territoriale Vergrößerung, die zusätzlich noch mit einer Rangerhöhung verbunden war. Der Markgraf wurde zum Kurfürsten. Baden war damit als Mittelmacht etabliert, die Einwohnerzahl des neuen Kurfürstentums verdoppelte sich, weil die neuen rechtsrheinischen Gebiete wesentlich dichter besiedelt waren als die verlorenen linksrheinischen.⁹

Neben Bayern profitierte Baden am meisten von der Säkularisierung und entlang des Oberrheins entstand ein fast einheitliches Staatsgebiet, das allerdings im südlichen Teil noch stark durch vorderösterreichische Besitzungen durchbrochen war.¹⁰ Insgesamt erfuhren die deutschen Mittelstaaten im Süden, Baden, Bayern und Württemberg, eine erhebliche politische und territoriale Aufwertung. Sie bildeten, aus französischer Perspektive gesehen, eine Pufferzone gegen die Ambitionen Habsburgs.¹¹

Die zweite Phase des badischen Aufstiegs reicht vom dritten Koalitionskrieg 1805 bis zur Gründung des Rheinbunds 1806. Der französische Druck auf Baden – Napoleon hatte die Republik inzwischen in ein Kaiserreich umgewandelt – nahm 1805 zu. Hof und Regierung in Karlsruhe waren uneins über den außenpolitischen Kurs. Weil sich aber bereits Bayern und Württemberg für eine französische Allianz entschieden hatten, verließ Baden am 5. September 1805 seine Neutralität und schlug sich auf die Seite Frankreichs. Gegen die Garantie des Besitzstandes von 1803 stand die Verpflichtung, Napoleon ein Kontingent von 3000 badischen Soldaten zur Verfügung zu stellen. Bereits Ende September überschritt Napoleon mit rund 300000 Mann den Rhein und schlug bei Austerlitz die Koalitionstruppen.¹² Das

⁷ Ebd. mit der Angabe sämtlicher territorialen Veränderungen.

⁸ Ebd., S. 27 und ENGEHAUSEN, Kleine Geschichte (wie Anm. 1), S. 18.

⁹ ENGEHAUSEN, Kleine Geschichte (wie Anm. 1), S. 19.

¹⁰ PLANERT, Mythos (wie Anm. 3), S. 87.

¹¹ ULLMANN, Baden (wie Anm. 2), S. 27.

¹² PLANERT, Mythos (wie Anm. 3), S. 88.

badische Kontingent, zu dem auch Balthasar Eccardt gehörte, war zwar in Marsch gesetzt worden, kehrte aber nach dem raschen Sieg Napoleons wieder in seine Garnisonen zurück.

Wieder profitierten die drei süddeutschen Mittelmächte als Mitglieder der Allianz vom Sieg Napoleons. Im Frieden von Preßburg, der am 20. Dezember 1805 geschlossen wurde, verlor Österreich seine Territorien im Reich – Baden bekam im Südwesten einige Gebiete zugesprochen, darunter den Breisgau und die Landvogtei Ortenau, auch staatsrechtlich sicherte der Vertrag der Mittelmacht die volle Souveränität zu.¹³ Die Freude über diese Arrondierung wurde etwas getrübt, weil die beiden anderen Mittelmächte, Bayern und Württemberg, wesentlich stärker profitierten. Neben den größeren Gebietsgewinnen, Bayern erhielt Tirol und Vorarlberg, Württemberg große Teile Oberschwabens, schmerzte vor allem die Standeserhöhung für die Konkurrenten: Sowohl Bayern als auch Württemberg stiegen zu Königreichen auf, während die gleichen Pläne für Baden scheiterten. Und das trotz einer dynastischen Verbindung zum napoleonischen Kaiserhaus. Stéphanie de Beauharnais, eine Adoptivtochter Napoleons aus der ersten Ehe seiner Frau Josephine, hatte im April 1806 den badischen Erbprinzen Karl geheiratet. Doch alle diplomatischen Bemühungen um eine Rangerhöhung schlugen zunächst fehl.¹⁴

Die Gründung des Rheinbundes am 12. Juli 1806 schließlich markiert die dritte Station in der Entwicklung Badens auf dem Weg zu einem arrondierten Mittelstaat. Die Auflösung des Alten Reiches vollzog sich formell, als 16 süd- und westdeutsche Staaten aus dem Reich austraten und sich durch die Unterzeichnung der Rheinbundakte dem Protektorat Napoleons unterstellten. Die süddeutschen Mittelstaaten folgten nur zögernd, weil sie ihre außenpolitische Souveränität aufgeben mussten. Durch den Beitritt zu dem Offensiv- und Defensivbündnis waren sie eng an die napoleonischen Kriegspläne mit genau festgelegten Kontingenten gebunden. Insgesamt hatten die 16 Rheinbundstaaten 120.000 Soldaten zu stellen, für Baden galten 8000 Mann.¹⁵

Baden war nun, wie Bayern und Württemberg, vollständig in das französische Hegemonialsystem eingebunden und bewahrte formal die in den letzten Jahren gewonnene Souveränität. Dazu kamen durch die Mediatisierung kleinerer Fürstentümer und Reichsritterschaften territoriale Erweiterungen: große Teile des Fürstentums Fürstenberg, das Fürstentum Leiningen sowie Löwenstein-Wertheim und im Norden noch Gebiete der Ritterkantone Odenwald und Kraichgau.¹⁶ Durch die Unterzeichnung der Rheinbundakte gelang auch die angestrebte Rangerhöhung – freilich wurde Karl Friedrich nicht zum König, aber aus dem jungen Kurfürstentum wurde das Großherzogtum Baden.¹⁷

¹³ ULLMANN, Baden (wie Anm. 2), S. 28; Engehausen, Kleine Geschichte (wie Anm. 1), S. 20.

¹⁴ Vgl. ULLMANN, Baden (wie Anm. 2), S. 28.

¹⁵ Ebd. S. 29f.; PLANERT, Mythos (wie Anm. 3), S. 89f.; ENGEHAUSEN, Kleine Geschichte (wie Anm. 1), S. 21.

¹⁶ ULLMANN, Baden (wie Anm. 2), S. 30 Anm. 11.

¹⁷ Ebd., S. 30.

Neben den außenpolitischen Veränderungen kam es auch zu einer ganzen Reihe innenpolitischer Reformen, die aus der neuen Macht im deutschen Südwesten einen modernen Mittelstaat machten. Seit 1803 entwickelte sich Baden zu einem „bürokratischen Zentralstaat im Geiste des aufgeklärten Absolutismus“.¹⁸ Mehrere Verwaltungsreformen sollten dazu beitragen, die durch die Mediatisierung und Säkularisation hinzugekommenen neuen Gebiete zu integrieren. In den Jahren 1803 und 1807 versuchten jeweils mehrere Organisationsedikte und Konstitutionsedikte, die unter Federführung des einflussreichen Geheimrats Johann Friedrich Bauer entstanden waren, die Verwaltung des badischen Fürstentums zu strukturieren. Weiter ging das zentralistisch ausgerichtete Novemberedikt von 1809, das die verwaltungsmäßige Gliederung des nunmehrigen Großherzogtums neu ausrichtete.¹⁹ Ein neuer Behördenaufbau und eine Einteilung in zehn Kreise reformierten den bisherigen Aufbau des Territoriums. Neu geschaffene Kreisdirektorien dehnten den zentralistischen staatlichen Einfluss bis auf die unterste Gemeindeebene aus. Die Einführung des badischen Landrechts 1809 leistete durch die modifizierte Übernahme des Code Napoleon einen wichtigen Beitrag zur Vereinheitlichung des Rechtssystems und damit zu einer Modernisierung im juristischen Bereich.²⁰ Eine seit 1808 eingeleitete Finanzreform steigerte die staatlichen Einnahmen erheblich.²¹

1808 umfasste der Rheinbund fast 40 Mitglieder – bis auf Preußen und Österreich ausnahmslos alle selbständigen Staaten Deutschlands. Preußen war durch die Niederlagen von Jena und Auerstedt im Oktober 1806 politisch und militärisch erheblich geschwächt, der anschließende Friede von Tilsit vom 9. Juli 1807 knebelte das Königreich Preußen: erhebliche Gebietsabtretungen, französische Besatzung sowie Reparationsleistungen an Frankreich. Gleichzeitig leitete die Niederlage aber einen Reformprozess im Innern ein, der eine Modernisierung Preußens bewirkte.²² Bereits in diesem Feldzug gegen Preußen hatten die Rheinbundstaaten ihre militärische Verpflichtung gegenüber Napoleon zu erfüllen. Baden stellte insgesamt 8.000 Soldaten, Württemberg 10.000 und Bayern 29.000 Mann zur Unterstützung der französischen Armee.²³ Von den mobilisierten badischen Soldaten waren etwa 6000 Mann in den Krieg gegen Preußen gezogen.²⁴

Die Verpflichtung zu militärischer Hilfe wurde zu einem Dauerzustand. Die Belastungen für die Rheinbundstaaten waren hoch. Besonders verlustreich für Baden war der Krieg in Spanien. Als Napoleon seinen Bruder Joseph zum spanischen Kö-

¹⁸ ENGEHAUSEN, *Kleine Geschichte* (wie Anm. 1), S. 22.

¹⁹ Vgl. den Überblick bei Eva Maria WERNER mit weiterführender Literatur (wie Anm. 1).

²⁰ Vgl. dazu den Sammelband: 200 Jahre Badisches Landrecht von 1809/10. Jubiläumssymposium des Instituts für geschichtliche Rechtswissenschaft der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg und der Heidelberger Rechtshistorischen Gesellschaft vom 23. bis 26. September 2009, hg. von Christian HATTENHAUER und Klaus-Peter SCHROEDER, Frankfurt am Main u. a. 2011.

²¹ Vgl. dazu im Überblick ENGEHAUSEN, *Kleine Geschichte* (wie Anm. 1), S. 22 ff.

²² PLANERT, *Mythos* (wie Anm. 3), S. 91.

²³ Zahlen nach ebd., mit Anm. 105.

²⁴ Vgl. die Angaben auf S. 5 im Aufsatz von Hans-Joachim Harder.

nig erhoben hatte, brach 1808 ein Aufstand aus, der bis 1814 eine massive militärische Präsenz Frankreichs erforderte. Rund 3.500 Soldaten aus dem Großherzogtum wurden zwischen 1808 und 1813 auf französischen Befehl auf der iberischen Halbinsel eingesetzt. Nur ein Siebtel davon, rund 500 Soldaten, kamen wieder nach Hause.²⁵

Balthasar Eccardt war am Krieg gegen Preußen 1806/07 ebenso beteiligt wie am Krieg gegen Österreich 1809/10. Der badische Musiker entging in beiden Feldzügen den direkten Kampfhandlungen, schildert jedoch umso eindrücklicher die Einquartierungen während des Marschs. Noch intensiver schildert er seinen mühsamen, durch schwere Fieberkrankheiten gekennzeichneten Rückmarsch aus Österreich, bei dem er lange Zeit in verschiedenen Spitälern zubringen musste, bevor er im April 1810 als Nachzügler wieder in Rastatt eintraf.

Auch am Russlandfeldzug 1812 nahm er teil, die Erinnerungen daran umfassen einen großen Teil seiner Aufzeichnungen. Hält man sich auch die Zahlenangaben für die süddeutschen Rheinbundstaaten vor Augen, dann erschließt sich die Dimension des Unternehmens. Aus dem Königreich Württemberg zogen 15.800 Soldaten nach Russland, nur etwa 500 kehrten lebend zurück. Auch für das Großherzogtum Baden bedeutete die Beteiligung am Feldzug enorme militärische Verluste, von den 7700 Soldaten kehrte ein knappes Zehntel, rund 700 Soldaten zurück. Ähnlich war die Belastung auch für den dritten süddeutschen Mittelstaat, Bayern, hier nahmen nach den in der Forschung vorzufindenden Angaben rund 36.000 Mann auf französischer Seite am Feldzug teil, wovon etwa 6.000 nach Bayern zurückkehrten.²⁶

2. Der Russlandfeldzug aus der Perspektive von Ego-Dokumenten

Der Russlandfeldzug Napoleons von 1812 hat in der europäischen Geschichte seinen festen Platz. Die Zahl der Publikationen, die sich mit der Dimension des militärischen Unternehmens und dessen politischen Folgen auseinandersetzen, ist unübersehbar. Dabei wirkten Geschichtsbilder und Forschungstraditionen nicht unerheblich auf Deutung und Interpretation des militärischen Unternehmens ein.²⁷ Obwohl das Interesse am Thema in der gesamten europäischen Geschichtsschreibung zu konstatieren ist, fand es naturgemäß in der französischen und russischen Forschung die größte Beachtung. Das vordringliche Forschungsinteresse lag und liegt zum Teil bis heute an der Aufarbeitung der rein militärischen Ereignisgeschichte. Dennoch sind gerade aus der jüngsten Zeit Arbeiten zu nennen, die neben der Rekonstruktion des militärischen Verlaufs das Schicksal der beteiligten einfachen Soldaten stärker zum Vorschein bringen. Zu erwähnen ist hier das monu-

²⁵ PLANERT, Mythos (wie Anm. 3), S. 92.

²⁶ Alle Zahlen nach ebd., S. 94.

²⁷ Zahlreiche Literaturangaben finden sich im Einführungskapitel von Claus SCHARF, in dem von ihm herausgegebenen Buch: Anton Wilhelm NORDHOF, Die Geschichte der Zerstörung Moskaus 1812, München 2000, S. 7–84.

mentale Werk des amerikanisch-polnischen Historikers Adam Zamoyski²⁸, das bis in die Feuilletons überregionaler Zeitungen hinein überschwängliche Aufnahme fand. Apostrophiert als „militärhistorisches Meisterwerk“, verbinde sich in diesem Opus magnum klassische Militärgeschichte mit der Auswertung von Briefen und Tagebüchern auch der unteren Ränge, so dass „Geschichte aus der Sicht der beteiligten Soldaten erzählt“ würde, so ein Rezensent. Noch ein weiteres Werk ist hier zu nennen. Eckart Kleßmann²⁹ veranschaulicht durch Augenzeugenberichte das unmittelbare Kriegserleben einzelner Soldaten und verknüpft diese Ego-Dokumente mit den einzelnen Stationen des napoleonischen Feldzugs. Insgesamt 82 deutsche, schweizerische, französische und russische Quellen, überliefert in Briefen, Tagebüchern oder Memoiren, verdeutlichen in ihren subjektiven Perspektiven die Strapazen und Grausamkeiten des Feldzugs in besonderer Weise.

Ego-Dokumente und ein wissenssoziologisch begründeter Erfahrungsbegriff beanspruchen in der wissenschaftlichen Forschung seit einigen Jahren vermehrt Aufmerksamkeit. Denn, so die Kernthese dieses Ansatzes, deutlicher als eine militärgeschichtlich ausgerichtete Zugangsweise ermögliche ein konstruktivistischer Zugang über die Kriegserfahrungen der Soldaten ein umfassenderes Verständnis des Russlandfeldzugs.³⁰ Welche Erfahrungen prägten die Kriegsteilnehmer? Wie gingen sie mit den existenziellen Bedrohungen um? Das heißt nicht, über die Selbstzeugnisse die „tatsächliche Realität“ des Krieges erfassen zu wollen, sondern Wahrnehmungswesen, Bewältigungsstrategien und Deutungsmuster der Soldaten sichtbar zu machen. Quellen für einen solchen Ansatz können Ego-Dokumente bilden, also Briefe, Tagebücher oder wie die hier vorliegenden Erinnerungen von Balthasar Eccardt.

Einen großen Teil der Schilderungen in vielen Selbstzeugnissen zum Russlandfeldzug 1812 nehmen Beobachtungen zum Kriegsalltag ein. Dies zeigt die Untersuchung von Ego-Dokumenten bayerischer Soldaten, die 1812 unter Napoleon nach Russland gezogen waren.³¹ Von rund 40 bayerischen Soldaten, drei Viertel gehörten Offiziersrängen an, liegen Kriegstagebücher vor. Allerdings sind nur wenige dieser Ego-Dokumente während des Feldzugs selbst entstanden, der größere Teil später, so dass mit Umdeutungen der Erfahrungen zu rechnen ist. Auch bei Eccardt ist von

²⁸ Adam ZAMOYSKI, 1812. Napoleons Feldzug in Russland, München 2012. Das zweite wichtige Werk aus jüngster Zeit zum Russlandfeldzug 1812 stammt von Dominic LIEVEN, Russland gegen Napoleon: Die Schlacht um Europa, Gütersloh 2011.

²⁹ Eckart KLEßMANN, Die Verlorenen. Die Soldaten in Napoleons Rußlandfeldzug, Berlin 2012.

³⁰ Vgl. dazu die Ergebnisse des Tübinger Sonderforschungsbereichs 437 im Sammelband: Kriegserfahrungen. Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit. Neue Horizonte in der Forschung, hg. von Georg SCHILD und Anton SCHINDLING unter Mitarbeit von Alkmar von ALVENSLEBEN, Paderborn u. a. 2009. Einschlägig sind auch die Beiträge in: Krieg und Umbruch in Mitteleuropa um 1800. Erfahrungsgeschichte(n) auf dem Weg in eine neue Zeit, hg. von Ute PLANERT, Paderborn u. a. 2009.

³¹ Julia MURKEN, Bayerische Soldaten im Russlandfeldzug 1812. Ihre Kriegserfahrungen und deren Umdeutungen im 19. und 20. Jahrhundert, München 2006.

solchen Umdeutungen auszugehen, da seine Erinnerungen ebenfalls aus der Rückschau verfasst wurden.

Aus der Analyse der bayerischen Quellen ergibt sich, dass Versorgungsengpässe, Krankheiten und Disziplinprobleme den Alltag der Soldaten wesentlich stärker prägten als etwa militärische Auseinandersetzungen. Vom Charakter her hatte der Zug nach Russland offensichtlich alle Ausprägungen eines frühneuzeitlichen Trosses. Auf einen Aspekt sei in diesem Zusammenhang näher eingegangen: Manche der Soldaten wurden von ihren Ehefrauen, Kindern und zum Teil Dienstboten begleitet. Offizielle Quellen berichten darüber kaum etwas. Für das Beispiel Bayern erfahren wir einzig aus einer Liste von bayerischen Soldaten und Offizieren, die bei Bialystok in Gefangenschaft gerieten, dass sich unter den Gefangenen auch zwei Frauen befunden hatten.

Die Tagebücher sind demgegenüber aufschlussreicher, dort gibt es immer wieder Hinweise auf Frauen und Kinder, die den Tross begleitet hatten. Der bayerische Infanterist Josef Schrafel berichtet von einer Soldatenfrau, die ein dreijähriges Mädchen mit dabei hatte. Auch Schrafels Frau selbst hatte ihren Mann nach Russland begleitet. Immer wieder betont der Infanterist, dass ihre Anwesenheit ihm eine große Hilfe gewesen sei, sowohl psychisch als auch durch ihren tatkräftigen Einsatz und ihre Unterstützung im aufreibenden Kriegsalltag. Sie habe keine Mühen und Gefahren gescheut, um ihn versorgen zu können. Auch Balthasar Eccardt notierte solche Beobachtungen. Eccardts eigene Frau blieb mit den Kindern in Mannheim und wurde nach dem Abmarsch des Regiments in einem Zimmer in der Kaserne untergebracht. Aber sein Kapellmeister, so berichtet Eccardt, sei von seiner schwangeren Frau auf dem Marsch begleitet worden. Beide, sowohl der Kapellmeister als auch dessen Frau, überlebten den Feldzug nicht.

Der individuelle Tod der Soldaten blieb meist anonym, und nur vereinzelt fanden konkrete Nachrichten über Einzelschicksale den Weg in die Heimat. Der Ulmer Bürgermeistersohn August von Baldinger etwa diente als Hauptmann in der Infanterieeinheit Graf von Deroys, wurde am 13. November 1812 von Kosaken gefangen genommen und starb am 25. Dezember an den Folgen der Erfrierungen, die er sich zugezogen hatte. Das alles erfahren wir aus einem Brief, den ein Überlebender, Oberleutnant Frank, im Mai 1814 an die Witwe von Baldingers geschickt hatte.³²

Auch die vorliegenden Aufzeichnungen Balthasar Eccardts werden zum Medium eines solchen individuellen Sterbens. Auf dem Weg in die Gefangenschaft lernt Eccardt den badischen Husaren Mayer aus Rastatt kennen. Sie erleiden einige Zeit gemeinsam die Strapazen des Marsches, bis beide auf ein russisches Musikkorps treffen, bei dem Eccardt schließlich Aufnahme fand, während sich Mayers Spuren verlieren. Dass Balthasar Eccardt nach seiner Rückkehr Mayers Familie in Rastatt von seinem Kameraden Bericht erstattete, lässt sich seinen Aufzeichnungen entnehmen.

³² Vgl. dazu Annedore HABERL, Ulmer Patriziersohn im Russlandfeldzug in Wilna 1812, in: Ulm und Oberschwaben 53/54 (2007), S. 220–228.

Die in den Ego-Dokumenten zum Ausdruck gebrachten existentiellen Strapazen haben kollektiven Charakter. Auch hier ein Beispiel: Die Stadt Wilna war Anfang Dezember 1812 ein wichtiger Sammelpunkt der zurückströmenden Grande Armée. Längst hatte die militärische Organisation ihre stabilisierende und ordnende Funktion verloren. Die Lage vor und in der Stadt war katastrophal, in den Hospitälern herrschte drangvolle Enge. Diese Zustände sind durch eine Reihe von Tagebuchautoren überliefert, und auch mehrere erhaltene Briefe schildern die desaströse Situation in der Stadt. Auch Balthasar Eccardt berichtet als Augenzeuge besonders vom Gedränge am Stadttor, bei dem es zahllose Tote gab. Die verschiedenen Berichte finden ihre anthropologische Bestätigung durch Ausgrabungen, die im Jahr 2002 in Wilna durchgeführt wurden. Damals fand man bei Bauarbeiten die Überreste eines Massengrabes mit mehreren tausend Toten aus der Napoleonzeit. Litauische und französische Anthropologen stellten fest, dass kein einziger verwundet war, sondern alle durch Erfrierungen, Hunger oder Erschöpfung zu Tode gekommen waren – Folgen der extremen Bedingungen und katastrophalen Versorgungslage.³³

Allerdings korrelierte die Sterblichkeit der Soldaten mit ihrem Rang. Je höher der Rang, desto höher war die Wahrscheinlichkeit, diese existenziellen Bedrohungen zu überleben. Gleichwohl gab es Situationen, in denen sich die hierarchischen militärischen Ränge auflösen konnten und die gemeinsame Erfahrung der Strapazen eine humanitäre Gleichheit herstellte. Das wird etwa deutlich bei Eccardts Schilderung seiner Begegnung mit dem Prinzen von Hohenlohe, mit dem er auf dem Rückzug in einem Notbiwak zusammentraf oder als er mit einem bayerischen Major Kartoffeln teilte.

Da sich der Kriegsalltag allem bisher Gewohnten entzog, drängt sich die Frage auf, auf welche Deutungsmuster die Soldaten zurückgreifen konnten, um die extremen Strapazen bewältigen zu können. Solche Deutungsmuster lassen sich in mehreren Bereichen aufzeigen.

Eine Bewältigungsstrategie der existentiellen Erfahrungen kann im Vertrauen auf den religiösen Glauben begründet sein. In den Selbstzeugnissen finden sich Indizien dafür, dass vor allem die niedrigeren militärischen Ränge versuchten, eine solche religiöse Kontingenzbewältigung zu Hilfe zu nehmen. Die Verfasser vertrauen darauf, dass ihr Schicksal in der Hand des allmächtigen Gottes liegt. Auch Eccardt macht hier keine Ausnahme. Dabei scheint eine kategorische Haltung durch, die Zweifel an der Sinnhaftigkeit nicht erlaubt, wie das folgende Zitat deutlich machen kann: Immer verzweifelter, so Eccardt, wurde unsere Lage, *und wir glaubten deshalb, selbst die Vorsehung anklagen zu müssen – doch es läßt sich gegen den Willen des Allmächtigen nichts einwenden, und jedes Murren über seine Schickungen, die wir nicht durchschauen können, ist schon strafbar.*³⁴ Diese Stelle ist in der früheren gedruckten Version kürzer und ohne Umschweife auf den Punkt ge-

³³ Vgl. ebd.

³⁴ S. 179.

bracht: *Wir schrien überlaut zu Gott dem Allmächtigen, um Rettung und Hülffe in dieser Noth, auf eine Art entweder Leben oder Tod.*³⁵

Neben Bewältigungsformen, die aus Glaubensbezügen erwachsen, können ebenso nationale oder regionale Bindungen Deutungsmuster liefern. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang die Frage nach Feindbildern, die möglicherweise in den Tagebüchern gezeichnet wurden, um das „nationale Eigenbild zu schärfen“. Eine Feind-„Konstruktion“ gegenüber den Franzosen hätte also durchaus der Definition einer eigenen „deutschen Nation“ dienlich sein können. Anders gefragt: Half den Soldaten ein gemeinsames Feindbild und ein erwachendes gesamtdeutsches Nationalbewusstsein, um die Belastungen des Feldzugs zu bewältigen? Hier ist zu unterscheiden zwischen dem Bild, das in den zeitgenössischen Tagebüchern von den Franzosen entworfen wurde und dem Befund, wie er in später abgefassten Tagebüchern zum Ausdruck kommen kann. Ein generelles Franzosen-Feindbild lässt sich in den zeitgenössischen Quellen nicht erkennen. In den wenigsten der zeitgenössischen Zeugnisse wird Napoleon überhaupt erwähnt. Anders sieht es in den Quellen aus, die aus der Retrospektive abgefasst sind. Sie stellten auch Napoleon ausgesprochen negativ dar. Eccardt berichtet in der gedruckten Version von 1816 erstaunlich dicht am politischen Geschehen, wobei er kein negatives Urteil über Napoleon fällt, es aber Gottes Vorsehung und damit dem Schicksal anheim gibt: *Schon hatte er [Napoleon] sein Vorgenommenes, in seinem zimlich guten Stande; nur Rusland war noch allein, von welchem England Lebensmittel gebracht wurde, darum fieng er jetzt Krieg mit Rusland an, und dachte, dem ruischen Kaiser Alexander auch Schranken zu setzen: ja sogar ließ er in diesem Jahre 1810, alle englische Waaren in ganz Deutschland verbrennen. Aber Gott strafte seinen Stolz und Hochmuth, und dachte, biß hieher sollst du kommen und nicht weiter.*³⁶

An verschiedenen Stellen lässt sich aus Eccardts Darstellungen Kritik am Verhalten französischer Soldaten herauslesen. Dass diese Feindseligkeiten im Winter 1806/07 in Stettin nicht folgenlos geblieben sind, schildert Eccardt eindrücklich in der gedruckten Version: *Die Badischen Soldaten griffen zusammen und schlugen die Franzosen, daß sie sich in alle Winkel Vergrochen hatten, und welchen Sie Fanden, mußte vom Saal bis auf die Straße durch die Klingen Basieren, so, daß viele Verwundet wurden, ja! sogar den andern Morgen fanden sich Tode, und im Saal mehrere abgeschlagene Finger. Ich selbst war auf eine unbedeutende Art dabey und habe es gesehen.*³⁷ Auch in der späteren Handschrift wird vom Stolz der Franzosen und ihrer Verächtlichkeit gegen die Deutschen berichtet und dass es bereits auf dem Anmarsch in Stettin zu Auseinandersetzungen mit tödlichem Ausgang zwischen französischen und badischen Soldaten gekommen war. Sein Bericht geht hier nicht bis ins letzte Detail, jedoch sein Kommentar spricht für sich: *So weit verbreiteten sich*

³⁵ S. 78.

³⁶ S. 70.

³⁷ S. 60.

*damals die Streithändel unter den Alliierten selbst bey einer unbedeutenden Tanzmussick.*³⁸

Die lange unumstrittene These, die Geburtsstunde der deutschen Nation und des Nationalbewusstseins sei bei den Befreiungskriegen gegen Napoleon anzusetzen, wird seit einiger Zeit aus verschiedenen Richtungen kritisch hinterfragt. Der lange Zeit nur auf Preußen beschränkte Blickwinkel wurde um den Begriff des „föderativen Nationalismus“³⁹ erweitert. Wird schon in Bezug auf Preußen die angeblich vorherrschende nationale Aufbruchstimmung in letzter Zeit in Frage gestellt, so gilt für die süddeutschen Staaten noch stärker, dass sie aufgrund ihres Bündnisses mit Frankreich damals eine ganz eigene Entwicklung durchmachten: „Die in der Nationsforschung geläufige Auffassung, dass Nationalkriege die Integration entstehender Staaten vorantreiben, trifft für den deutschen Süden nicht zu.“⁴⁰ Insofern muss man die gängige These, durch das Scheitern des Russlandfeldzugs hätte sich ein deutsches Nationalbewusstsein als Triebfeder für die Befreiungskriege gegen Napoleon gebildet, sehr stark relativieren. Sie entstand aus der Umdeutung zeitgenössischer Wertungen.⁴¹

Ein ganz wesentliches Erkenntnispotential der Analyse solcher Ego-Dokumente, die für den Russlandfeldzug von 1812 vorliegen, ist aus einem vergleichenden Ansatz zu gewinnen. Der Ansatz ist umso ertragreicher, je mehr Ego-Dokumente in eine solche Analyse einbezogen werden. Die vorliegenden, zeitlich auseinanderliegenden Texte von Balthasar Eccardt bieten auch noch Möglichkeiten, die Fassungen in Art und Weise ihrer Rückerinnerung zu interpretieren. Sie können als Beispiel dafür gelten, dass Wiedererinnerung nicht dasselbe ist wie eine Wiederholung, denn das Gedächtnis unterliegt verschiedensten Einflüssen. Da es scheint, dass das Quellenpotential aus anderen Rheinbundstaaten bei weitem noch nicht ausgeschöpft ist, bleiben Bestrebungen wünschenswert, weiteres Quellenmaterial der Wissenschaft zugänglich zu machen.⁴² An einem konkreten Fall soll verdeutlicht werden, wie fruchtbar ein solcher Ansatz sein kann, wenn dasselbe Ereignis aus unterschiedlichen Erzählperspektiven wiedergegeben wird.

Bei der Belagerung von Thorn im Frühjahr 1813 durch die vorrückenden russischen Truppen gehörte Balthasar Eccardt als Badener einem russischen Musikcorps an, das als Teil des 27. Jägerregiments zu den Belagerern gehörte, die die Stadt

³⁸ S. 153.

³⁹ Dieter LANGEWIESCHE, *Kulturelle Nationsbildung im Deutschland des 19. Jahrhunderts*, in: *Nation und Gesellschaft in Deutschland. Historische Essays*, hg. von Manfred HETTLING und Paul NOLTE, München 1996, S. 46–64, hier S. 48.

⁴⁰ Ute PLANERT, *Wessen Krieg? Wessen Erfahrung? Oder: Wie national war der „Nationalkrieg“ gegen Napoleon*, in: *Der Krieg in religiösen und nationalen Deutungen der Neuzeit*, hg. von Dietrich BEYRAU, Tübingen 2001, S. 111–139, hier S. 132.

⁴¹ Zentral für den deutschen Südwesten ist die Untersuchung von Ute PLANERT (siehe Anm. 3).

⁴² Vgl. etwa: *1812-der leidvolle Marsch nach Russland. Erinnerungen des württembergischen Medizinalrates Christoph Heinrich Groß*, hg. von Dagmar WUTTGE, Seeheim-Jugenheim 2008.

an der Weichsel und die darin liegende Festung einige Wochen einschlossen. In der Stadt selbst befand sich bereits seit dem Januar eine bayerische Garnison zur Verteidigung der Festungsstadt. Vom 12. bis zum 19. April, in der Karwoche, wurden die Reste der bayerischen Truppen nach einem mehrtägigen Bombardement zur Kapitulation gezwungen. Für die Zeit der Belagerung liegen nun mehrere Schilderungen vor, zwei von Balthasar Eccardt und die andere von einem bayerischen Infanteristen, Joseph Deifel, der in Thorn zu belagerten bayerischen Garnison gehörte.⁴³

Balthasar Eccardt lag mit seinem russischen Korps einige Wochen vor der Stadt und war mit seiner Musik direkt dem russischen Belagerungskommandanten Markow untergeordnet. Seine beiden Schilderungen gehen kaum auf belagerungstechnische Details ein, beschreiben vor allem die Fortschritte seiner musikalischen Unterweisungen und seiner russischen Sprachkenntnisse. In der späteren Fassung betont er sogar, dass sie während der Belagerung in einem Dorf *Quartiere und ein strapazenfreies, ordentliches Leben hatten*.⁴⁴

Die Belagerung, die spätere Kapitulation und den nachfolgenden Abzug der verbliebenen bayerischen Kontingente schildert Eccardt in seiner früheren Version unter dem Blickwinkel der Soldatenehre und seiner Zugehörigkeit zu den russischen Truppen, in seiner späteren Fassung relativ nüchtern und knapp: *Die Besatzung Thorn bestand blos aus einigen Baierischen Truppen, die sich nur noch schwach vertheidigen konnten, und daher auf ein in der Karwoche auf die Stadt noch erfolgtes Bombardement, am Karfreitag mit Capitulation, wornach sie nach Ablegung der Waffen ausmarschieren und in ihr Land ziehen durften, die Vestung übergaben. Am Ostertag wurden sonach die Thore geöffnet, die Baiern marschierten aus und wir bezogen die Stadt, worauf auch gleich ein allgemeiner Waffenstillstand erfolgte*.⁴⁵

Ganz anders, fast pathetisch, berichtet der bayerische Infanterist von der Situation: *Thorn wird belagert und beschossen auf das Schärffste. Wir schmolzen zusammen auf ein kleines Häuflein, 700 Mann, und doch gaben wir nicht nach, wir sind Baiern*.⁴⁶

Im Januar gehörten der Garnison noch rund 5400 bayerische Soldaten an, so Deifel weiter. Über Seiten hinweg berichtet der bayerische Infanterist von der Belagerung und Beschießung der Stadt, vom andauernden Sturm auf die Schanzen: *In der Charwoche Mittwoch, Donnerstag und Freitag, das ist damals 16./17./18. April, wurde alle Tag Bresche geschossen [...]; was das war, übergebe ich mit meiner leichten Feder – für uns nicht so viel als für die Bürger und die Stadt*.⁴⁷ Deifel selbst wird kurz vor der Kapitulation und dem Abzug der Bayern noch verletzt. Wie rund 600 weitere verletzte bayerische Soldaten verbringt er mehrere Wochen in verschiedenen Spitälern von Thorn. Die beschriebenen Zustände dort sind katastrophal und for-

⁴³ Mit Napoleon nach Russland. Tagebuch des Infanteristen Joseph Deifel, mit einer Einführung von Julia MURKEN, Regensburg 2012.

⁴⁴ S. 196.

⁴⁵ Ebd.

⁴⁶ Mit Napoleon nach Russland (wie Anm. 43), S. 75.

⁴⁷ Ebd. S. 77.

dern viele weitere Opfer. Am 1. Juni verlässt Joseph Deifel zusammen mit 83 bayrischen Soldaten und einigen Offizieren Thorn und marschiert Richtung Bayern.

3. Die Aufgaben der Musik beim Militär

Ein besonderer Bereich, den die Erinnerungen Balthasar Eccardts ausmachen und dessen Erkenntnispotential noch auszuschöpfen ist, hat mit seiner Stellung als Infanteriemusiker zu tun. Aus seinen Äußerungen lassen sich wichtige Hinweise für die Militärmusik im Allgemeinen, deren funktionale Bedeutung und organisatorische Zusammensetzung gewinnen.⁴⁸

Die Bedeutung der Militärmusik lässt sich schon dadurch erkennen, dass Militärmusiker ab der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert zum festen Bestandteil der sich formierenden stehenden Heere gehörten.⁴⁹ In der historischen Forschung ist die Rolle der Militärmusik bisher wenig und nur an einzelnen Beispielen untersucht⁵⁰, obwohl bereits Autoren des 18. Jahrhundert (Hanns Friedrich von Fleming) die Aufgaben der Militärmusik umrissen.⁵¹ Die musikwissenschaftliche Forschung verzeichnet dagegen mit der umfassenden Studie von Achim Hofer ein einschlägiges Standardwerk.⁵²

Vor diesem Kontext verdienen die Erinnerungen Balthasar Eccardts eine besondere Beachtung. Seinen Werdegang als Musiker im badischen Regiment erläutert er am Beginn seiner Erinnerungen in der Druckfassung von 1816. Wir erfahren, dass er aufgrund einer Krankheit eine eingeschränkte Sehkraft hatte und in Niederhausen bei Anton Schindler das Klarinettenspielen lernte. In Durlach erfolgte seine weitere Ausbildung zum Hautboisten durch den Kapellmeister Friedrich Stahl. Auch wenn die genaue Zusammensetzung des badischen Musikkorps unklar bleibt, lässt sich erschließen, dass „das Mussickpersonal“ 30 Mann umfasste. Im Allgemeinen wird angenommen, dass am Ende des 18. Jahrhunderts in den meisten Militärorchestern Oboen, Klarinetten, Hörner, Fagotte und Trompeten in unterschiedlicher Stärke vorhanden waren. In Eccardts badischem Regiment wurden neben Trommeln auch sogenannte „türkische Deckel“ mitgeführt. Auf dem Rückzug von Moskau nach Wilna beschreibt Eccardt folgende Situation: *Hier hatte ich nur noch zwey Mann von der Mussick bey mir – Posaunist Dietz und Deckelschläger Schwall; auf letztern ich vorzüglich bedacht war, da ich die vortrefflich guten türkischen*

⁴⁸ Im 1. Teil der Handschrift finden sich hierzu nur marginale Äußerungen.

⁴⁹ Achim HOFER, Bernhard HÖFELE, Werner PROBST, „Militärmusik“, in: Die Musik in Geschichte und Gegenwart, zweite, neu bearbeitete Ausgabe, hg. von Ludwig FINSCHER, Sachteil Bd. 6 (1997), Sp. 269–292, Zitat: Sp. 276.

⁵⁰ Vgl. zuletzt Sascha MÖBIUS: *Ein feste Burg ist unser Gott ...! und das entsetzliche Lärmen ihrer Trommeln*. Preussische Militärmusik in den Schlachten des Siebenjährigen Krieges, in: „Mars und die Musen“. Das Wechselspiel von Militär, Krieg und Kunst in der Frühen Neuzeit, hg. von Jutta NOWOSADTKO, Matthias ROGG, Münster 2008, S. 261–289 mit weiterer Literatur.

⁵¹ HOFER, HÖFELE, PROBST, Militärmusik (wie Anm. 49), Sp. 276.

⁵² Achim HOFER, Studien zur Geschichte des Militärmarsches, 2 Bde., Tutzing 1988.

*Deckel, die kurz vor dem Ausmarsch nach Rußland für 19 Louistor angeschafft wurden, gerne gerettet hätte.*⁵³ Allerdings verliert er im Gedränge vor Wilna beide Musiker sowie das teure Instrument aus den Augen. In den württembergischen Regiments-Musikcorps unter Herzog Karl Eugen (1737–1793) waren Holzblasinstrumente noch nicht vertreten, während in anderen fürstlichen Heeren Klarinetten und Oboen sogar aufgestockt wurden.⁵⁴

Von wesentlich größerem Interesse sind jedoch Eccardts Schilderungen der russischen Militärmusik während seiner Kriegsgefangenschaft. Seine Fähigkeiten als Militärmusiker führten letztlich dazu, dass er in russischer Kriegsgefangenschaft als Kapellmeister in ein russisches Regiment integriert wurde und dort bis 1814 verblieb.

In Eccardts Erinnerungen kommen die Lebensbedingungen der russischen Musiker während des Krieges ebenso zur Sprache wie musiktheoretische Erörterungen zur russischen Hornmusik.⁵⁵ Die russische Militärmusik Ende des 18. Jahrhunderts gründete im Wesentlichen auf den Reformen, die Zar Peter der Große durchgeführt hatte. Wie die gesamte Militärreform war auch die Militärmusik nach westeuropäischem Vorbild umgestaltet worden.⁵⁶ Das wichtigste Instrument in den Infanterieregimentern war dabei die Oboe, von eigener Bedeutung war die Entwicklung der russischen Hornmusik.⁵⁷ Durch das ganze 18. Jahrhundert gaben die Einflüsse von ausländischen Musikern in russischen Diensten wichtige Impulse für die Entwicklung dieser Hornmusik. Johann Anton Maresch (1719–1794) aus Böhmen, der sich als Kapellmeister am Hofe des Fürsten Naryschkin aufhielt, hatte nach Ansicht der Literatur ganz wesentlichen Anteil an der Bildung und Ausformung der Hornmusik.⁵⁸ In der Literatur wird die Funktion dieser Hornmusik ambivalent beurteilt. Pannof urteilte über sie: „Wie schon bemerkt, hatte diese Hornmusik für die eigentliche Militärmusik keinerlei Bedeutung. Die russischen Garderegimenter hielten sich zwar bis ins 19. Jahrhundert solche Kapellen, doch war das mehr oder weniger eine Liebhaberei.“⁵⁹

Eine solche Bewertung ist mit den ausführlichen Details aus Eccardts Erinnerungen zu kontrastieren. Fast lehrbuchartig beschreibt Eccardt die Eigenart und Tonfolge dieser Blasinstrumente, die in der Musikgeschichte ihren besonderen Stellenwert besitzen.⁶⁰ Diese Eigenart hatte auch zur Folge, dass die Anzahl dieser einstimmigen Hörner in den jeweiligen Kapellen sehr anwachsen konnte. Mit geradezu wissenschaftlicher Akribie versucht der badische Musiker dieses Instrument zu er-

⁵³ S. 170.

⁵⁴ Vgl. HOFER, HÖFELE, PROBST, Militärmusik (wie Anm. 49), Sp. 277.

⁵⁵ Zur Rolle der russischen Militärmusik vgl. immer noch: Peter PANOFF, Militärmusik in Geschichte und Gegenwart, Berlin 1938, bes. S. 90–99; die Arbeit ist nicht frei von tendenziösen Wertungen.

⁵⁶ Vgl. ebd., S. 92 und S. 94.

⁵⁷ Ebd., S. 99.

⁵⁸ Ebd.

⁵⁹ Ebd.

⁶⁰ Vgl. HOFER, HÖFELE, PROBST, Militärmusik (wie Anm. 49), Sp. 278.

lernen: *Nachdem ich endlich einen reinen Begriff von diesem Horn bekommen hatte, fieng ich an, nach möglichen Kräften in der Mussick zu arbeiten und ließ an Fleiß im Geringsten nichts ermangeln, so dass ich mir auch bald Liebe und Achtung erwarb ...*⁶¹.

Eccardt stieg zunächst durch Protektion und Fleiß, dann aber rasch durch seine musikalischen Fähigkeiten im Gefüge des Musikcorps bis zum Kapellmeister auf. Bei der Belagerung von Thorn, die oben angesprochen wurde, schildert er den regelrechten Betrieb einer Musikschule, jeweils morgens von acht bis zehn und dann noch einmal nachmittags von zwei bis vier Uhr, und versucht dadurch, seine Musiker aus- und fortzubilden. Aber Eccardt gibt nicht nur musikalischen Unterricht, sondern versucht die Soldaten *auch im sittlichen Leben und überhaupt in der Moralität zu üben und zu befördern*⁶². Ein Hauptübel sei, so Eccardt, der übermäßige Branntweingenuss. Den Auftrag zu unterrichten bekam er von seinem Vorgesetzten, dem aus dem Kurland stammenden Oberst Bandineus⁶³, der im Dienst der russischen Armee stand: *Bleibst jetzt bei uns, fuhr der Obrist weiter fort, und bringest mir meine Mussick ein wenig in Ordnung, denn ich weiß wohl, daß ihr sehr vieles mangelt, und überhaupt hierinn die Russen gegen[über] den Deutschen noch weit zurück sind.*⁶⁴

Wichtige Details liefern die Erinnerungen auch zur Funktion der Militärmusik. In dieser Hinsicht hat die Forschung fünf Kategorien herausgearbeitet, die wesensbestimmend für die Militärmusik sind: Sie dient als Mittel, um Befehle, Nachrichten und Signale zu überbringen, sie ordnet militärische Abläufe, etwa beim Marsch oder Exerzieren. Desweiteren kann sie eine unterstützende oder anfeuernde Funktion, etwa im Kampf, bieten, ebenso wird sie eingesetzt bei repräsentativen Anlässen oder innerhalb des sozialen Gefüges, etwa zur Unterhaltung von Offizieren. Und nicht zuletzt erfüllt Militärmusik eine integrative oder identitätsstiftende Funktion.⁶⁵

Für alle diese fünf Kategorien sind aus dem Tagebuch entsprechende Hinweise zu gewinnen. Mehrmals erwähnt Eccardt die signalgebende Funktion der Musik, etwa wenn Trommler das Signal zum Abmarsch geben oder taktgebend beim Marsch wirken. Auch Formen der repräsentativen und unterhaltenden Funktion der Regimentsmusik finden sich in Eccardts Erinnerungen. Bisweilen ging die Pflicht der Unterhaltung in Eccardts russischem Musikcorps so weit, dass die Musiker am nächsten Morgen zu erschöpft für den Musikunterricht waren. Den russischen Offizieren war es nämlich erlaubt, Musiker zur Unterhaltung anzufordern, wie die

⁶¹ S. 194.

⁶² S. 196.

⁶³ Kurland, das heute zu Lettland gehört, kam im Zuge der 3. polnischen Teilung zum russischen Reich. Es kann dort, wie auch in anderen Gebieten unter russischer Hoheit von einer deutschsprechenden Bevölkerungsschicht ausgegangen werden.

⁶⁴ S. 191 f.

⁶⁵ Vgl. Michael C. Schramm, Funktionsbestimmte Elemente der Militärmusik von der Frühen Neuzeit bis zum 19. Jahrhundert, in: „Mars und die Musen“ (wie Anm. 50), S. 247–259.

Musiker Eccardt gegenüber klagten⁶⁶: *einige Officiere hätten sie gestern Abend spät aufgefordert, ihnen in einem Hause hier bei Freymädchen zu Mussicieren, [...] und seyen dann bereits die ganze Nacht, während man ihnen weder Speise noch Trank reichte, so angestrengt gewesen, daß sie zum Mussicieren einstweilen gänzlich unfähig seyen.* Regimentsmusiker als Unterhalter im Kriegsalltag, ein bisher unbeachteter Kontext.

Eccardts Musikunterricht im russischen Regiment trug Früchte: *Auch die ganze Mussick gestaltete sich in kurzer Zeit anderst. Jeder Hautboist beeiferte sich, Meister seines Instruments zu werden, um seiner Stimme vorstehen und dieselbe gehörig vortragen zu können. Dadurch kam die Mussick, welche unter dem ganzen markowischen Corps früher die Geringste war, schnell empor, so daß sie bald den ehrenden Ruf erhielte: von allen Regimentern des genannten Corps nunmehr die Beste zu sein. Dieses schmeichelte so sehr, daß bei dem ganzen Mussickpersonal ein gewisses Ehrgefühl einschlich [...]. Ja noch mehr steigerte sich unter ihm Muth und Character, weil ich das dispotische strenge Wesen [...] bei ihm abschafte.*⁶⁷

Das Zitat lässt zum einen Eccardts pädagogische Berufung erkennen. Nimmt man die Äußerungen ernst, muss es ihm gelungen sein, in relativ kurzer Zeit das musikalische Niveau der Regimentskapelle deutlich zu steigern. Diese neue musikalische Qualität brachte aber, nach Eccardts Worten, auch eine identitätsstiftende Wirkung hervor. Die Musiker waren stolz darauf, als Aushängeschild im ganzen Corps zu gelten, sie empfanden es als Ehre zu diesem Regiment zu gehören. Deutlich erkennbar wird die oben angesprochene Funktion der Militärmusik, eine integrative und identitätsstiftende Kraft nach innen zu entwickeln.⁶⁸

4. Zu Eccardts Rückkehr in die badische Heimat

Gemeinsame, vertraute Musik schafft Verbundenheit, wengleich noch kein Heimatgefühl, wie aus den Aufzeichnungen Eccardts hervorgeht. Nach der Völkerschlacht bei Leipzig am 18. Oktober 1813 hatte Eccardts russisches Corps zunächst den Befehl erhalten, weiter nach Frankfurt vorzurücken. Balthasar Eccardt war voller Hoffnung, dann auch seine badische Heimat wieder zu sehen: *Wer beschreibt nun das seelige Entzücken meines Innern auf die so hoffnungsvolle Nachricht? Ja ich träumte schon von der Ankunft bei den Meinigen. Schon marschierte ich im Geiste, stolz mit meiner 40 Mann starken Mussick an der Spitze unseres Regiments auch zu Mannheim ein.*⁶⁹

Die Realität war eine andere. Die Marschroute des russischen Regiments wurde kurzfristig geändert, Hamburg war nun das neue Ziel. Die Belagerung der Hansestadt sollte Eccardt noch bis in den Frühsommer 1814 im Norden festhalten, bevor er sich nach der Einnahme Hamburgs durch die russischen Truppen von seinem

⁶⁶ S. 197.

⁶⁷ S. 195.

⁶⁸ SCHRAMM, Funktionsbestimmte Elemente der Militärmusik (wie Anm. 65), S. 257f.

⁶⁹ S. 210.

Regiment entfernte und die Rückkehr nach Mannheim antrat. Dass er am 2. August 1814 mit Frau und Kindern wieder bei seinem Regiment in Karlsruhe eintraf und beabsichtigte, zukünftig im Zivildienst zu arbeiten, erfahren wir aus seinen gedruckten Erinnerungen aus dem Jahr 1816. In der handschriftlichen Version fehlt nicht nur die Information, dass er über den badischen Obrist von Neubronn beim Badischen Kriegsministerium in dieser Angelegenheit vorstellig wurde, sondern es fehlen auch Bemerkungen über Ereignisse aus der Zeit zwischen den beiden Berichten. Auch wenn die Gründe für Eccardts zweifache Niederschrift im Dunkeln liegen, bewahren beide Dokumente als Relikte einer individuellen Geschichte den Blick ihres Verfassers auf das Zeitgeschehen zwischen 1805 und 1815.

Der folgende Nachdruck gibt den in Fraktur gesetzten Originaltext anhand des in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe aufbewahrten Drucks (Sign. OK, 19, 16) wieder, wobei die dort in Antiqua hervorgehobenen Fremdwörter kursiviert erscheinen. Ebenfalls in kursiver Schrift sind die Anmerkungen der Redaktion kenntlich gemacht.

II. Nachdruck

Balthasar Eccardt, ein Badischer Hautboist.
Bemerkungen über die Begegnungen und Begebenheiten
meiner Tage. Nachdruck der Ausgabe Karlsruhe 1816.

Balthasar Eccardt

ein

Badischer Hautboist.

Bemerkungen über die Begegnungen und
Begebenheiten meiner Tage.

Selbst geschrieben
zum Andenken meiner Familie.



Karlsruhe,
bey Gottlieb Braun
1816.

[S. III]

Vorrede.

Mehreremal dacht ich an die von meiner Geburt an verflossene Lebens-Jahre, und machte mich aufmerksam, was doch der Mensch in einer Summ von Jahren die ihm von dem gütigen Schöpfer zu Theil wird, verschiedenes zu kämpfen hat: darum nahm ich mir vor, die merkwürdigsten Ereignissen seit meinem ersten Eintritt in die

[S. IV] Welt, aufzuzeichnen, um meinen Nachkümlichen, wie auch jedem | geneigten Leser davon Beweis zu geben. Ein mancher wird vielleicht den Kopf schütteln und denken, ich möchte mir die Mühe nicht geben, das Verflossene meines Lebens, in eine schriftliche Erinnerung zu bringen; oder könnte auch der Fall seyn, sich gar beschämt zu finden, einem andern seinen vollkommenen Lebens-Wandel darzustellen. Ich bekümmere mich zwar über dies alles nicht viel, wenn auch gleich wohl meine folgende Sätze nicht alle Beifall finden, oder diesem und jenem kein Glauben zugemessen wird; nur beruhet mein Stolz darauf, die verschiedene merkwürdige,

[S. V] und zum Theil schauerhafte | Welt-Begebenheiten, nebst meinen eigenen Begegnungen, welches mich einzig dieser Arbeit veranlaßt, nicht darum niederzuschreiben, um meinen Lesern eine Kunst der Schreibart zu zeigen, oder ihnen ein Geschmack von künstlich zusammengesetzten Wörtern beizubringen, sondern nur die Hauptgründen der Schicksalen meines Lebens, mit der reinen Wahrheit, meinen Nachkümlichen zu einem Denkmal zu verfertigen. Ich ersuche daher jeden meiner Leser, der es feiner und künstlicher zusammenzutragen im Vermögen wäre, möchte in dieser Hinsicht, über jeden Fehler der Schreibkunst und des Zusammenhanges

[S. VI] Rück-| sicht nehmen, und nur die (wie wohl nicht so ganz unvernünftliche) Bemerkung der Begegnungen und Begebenheiten meiner Tage betrachten.

[S. VII]

Zusatz des Verlegers.

Die vorkommenden Fehler gegen Orthographie etc. sind nach der Handschrift des Verfassers mit abgedruckt worden, in der Ueberzeugung, daß jede willkürliche Berichtigung und Aenderung dem Eindrücke des Ganzen schaden, der Wahrscheinlichkeit Abbruch thun, und dem geistigen Wesen des Werkchens gerade zuwider seyn möchte.

Der Verfasser gab Alles mit ungeschminkter Wahrheitsliebe, so wie sein lebendiger aufmerksamer Geist, jedoch ohne die erforderliche Ausbildung, die Gegenstände auffaßte; er macht z. B. Bemerkungen über Kleinigkeiten, wie sie reisende

[S. VIII] Gelehrte nicht zu machen pflegen, welche aber demohngeachtet von Bedeu-|tung seyn können. – Neben der reinen Anhänglichkeit an das Vaterland der herzlichen Theilnahme und dem wahren Gottesglauben, welche sich überall aussprechen, zeigen sich auch Spuren von poetischem Gefühl, in anschaulichen lebensvollen Bildern.

Ich glaube daher versichern zu dürfen, daß Niemand das Büchlein ganz unbefriedigt liest, oder die kleine Auslage für den Preiß, wodurch der Verfasser wegen seiner beschränkten Vermögens-Umstände unterstützt wird, bereuen sollte.

Anfang.

[S. 1]

Im Jahr 1782 den 1. August wurde ich Geböhren. Früh zeitlich bekam ich die allgemeinen Bladern, und war zwey wochen Blind daran, wo man nicht wußte ob ich mein Gesicht wieder bekomme oder nicht. Ja! ich bekam daß Gesicht, aber nicht mehr so, wie es im Menschen erforderlich ist.

Ich Wuchse heran, bis zu meine Schul-Jahren, da schickte mich mein Vater in meinem Geburds-Ort Weißweil in die Schuhle.

Wir waren zusammen 3 Brüder. Der Elteste hieß Johann Michael. Der jüngste Georg Friedrich. Starb aber in seinen fruhen Kindes Jahren. Und ich der Mittlere nenne mich Balthasar. Unsere Eltern waren Bauers-Leite in Weißweil. Der Vater mit Namens Balthasar Eccardt. (Eccardt ist unser Geschlecht) und die Mutter war eine Geböhrene Anna Eva Bertschin aus Malterdingen.

Alles was mir in der Schule vor kam, war meinem schwachen Gesicht schwerer, als dem innern Gedächtniß. Deßentwegen machte es mir manchmal nasse Augen, und wurde ganz Traurig, wenn | ich mit meinem heran-wachsentem Verstand, einsehen musste, wie einem manchen daß Lerrnen mit seinen scharffen Augen so schwer wird. Da dachte ich: ach! wie leicht ist mir das Lernen. Hätte ich aber so ein gutes Gesicht wie dieser: wie viel leichter würde es mir hernach werden. Ich wurde oft ungeduldig über den gütigen Schöpfer. Aber nein; wer weist ob mir ein so gutes Gesicht nützlich gewesen wäre. Ich wäre vielleicht Unglücklicher da durch geworden.

S. 2

Nur Er als allwissenter Gott, weist was dem Menschen dienlich ist. Darum wollen wir uns nicht so sehr Kränken, über eine Sache, die uns unser vermeintes Unglück scheint zu sein, und doch in unserer Unbegreifung bestehet, sondern wir wollen alles der Göttlichen Weisheit überlassen, wie ers macht ists recht.

Ich Lerrnte zwar fleissig, und ohne miede. Brachte es in wenigen Jahren dahin, daß ich der Oeberste in der Schul wurde.

Bey diesem allem, war der innere trieb des Geistes am aller ersten auf die Musick. Schon in fruheren Jahren, als wir noch als Kinder im Spiel beisamen sasen, war mein erstes Angeben und Beschäftigung in der Musick. Ich nahm Holz, furnierte eine Geige und Geigte. Manchmal stimmte ich ein Gottes-dienst an, da setzte ich mich an ein gewissen Blatz welcher die Orgel vorstellte. Sang und spielte die Orgel dazu, u. s. w.

Als ich mein 14tes Jahr beinah erreicht hatte, und noch in die Schule güng, Lerrnte ich mit be-|willigung meines Vaters, in Niederhausen bei Anton Schindler: *Clarinetten* blasen: aber wie? nur wie manns auf dem Bauern-Dorf, bey Kirchweyen Hochzeiten, u. s. w. gebraucht.

S. 3

Es ist zwar nichts auf der Welt (Profesion oder eine Sache sie mag auch immer so Gering sein als sie wolle) wo nicht einer Stärker, und der andere Geringer darin ist. Auch ich (um aber bei der Wahrheit zu bleiben muß ich mir selbst etwas Schmeicheln) wurde einer der Beste, und kam im ganzen Bezirk von Weißweil, beinah auf alle Hochzeiten und Kirchweyen zu Spielen, und verdiente vieles Geld.

Dieses setzte ich fort, bis in das zwey und zwanzigste Jahr, habe aber wähernter Zeit harte Krankheiten ausgestanden. Und im Jahre 1804 im Merz, machte ich mich zum Militair, und kam nach Durlach zum Regiment Margraff Ludwick wo ich bei der Türkischen oder Regiments-Musick als Second *F. Clarinettist* angestellt wurde.

S. 4 Jetzt war es als ob ich erst auf die Welt käme. Ich mußte frisch die Musick Studieren (den was ich damals konnte war noch nichts Musickalisches) ich gab mir also viele Miehe, und suchte es durch zu setzen, anstadt daß ein mancher die Ausschweifungen gewöhnt war, blieb ich fleissig zu Hause, und Lernte was jetzt meiner Pflicht erforderlich war den ich dachte: alles was mir in der vorhergehente Zeit als Mensch zu Lernen vorkam, war mir niemals so Schwer, um es nicht Begreifen zu können, folglich muß dieses in welchem ich mich | jetzt Befünde, auch vor die Menschen zum Lernen da sein.

Mir hatten ein Kapelmeister welcher ein sehr artiger, Brafer und Kentnißvoller Mann war, und nente sich Friedrich Stahl.

Der geneigte Leser wird es auch schon in sich selbst gefunden haben, daß man auf der Welt, nicht allen Menschen recht thun kann, und derjenige wo den Kopf am aller ärgsten schittelt über den vermeinte Fehler seines Oberrn, wird es vielleicht am aller Schlimsten machen und weit nicht so Geschick und vernünftigt dahin bringen wie jener. Es ist Traurig, daß heit zu Tag, eine so große Falschheit unter den Menschen herrscht, und was itzt einem Gerathen wird, muß man wohl überlegen, ob es würllich gut gemeint ist, und etwann nicht zu seinem Unglück, oder dem andern zum wohl (mit seinem weit umdenkungs vollen Umkreiß) gereichen solle.

S. 5 Auch ich sahe etwas von dieser Art: achtete aber dieses alles nicht, sondern suchte jetzt erst die gute Lehren meines brafen Eltern zu benutzen, welche man in den jungern Jahren, nicht so Groß anschlägt sondern erst wann der Verstand und solche Fälle heranrücken, sucht man diese gute Lehren zu benutzen. Ich nahm alles an was mir mein Herr Kapelmeister sagte, und tat vieles was der Mensch nicht allemal glaubt Schuldig zu sein und doch in seiner Schuldigkeit bestehet, wann ers genau Beobachtet, ob er es schon nicht dadurch zu einem | hohen Enzweck bringen kann, so wird es ihm doch nützlicher sein als daß Gegentheil.

Den ersten Sommer durch, Befleißte ich mich dann so gut wie möglich, und war bei einem verheirathen Soldat namens A. Lang, im Hause des H. Dräermeister Satzgers im *quartier*. Diese Laite hatten ein Mädchen bei ihnen, welches der Frau ihr Schwester war. Mit dieser machte ich mich etwas auf eine unbedeitende Art, bekannt: liese aber nichts weniger als meinem angelegenem Fleiß, dadurch etwas mangeln. Gegen Spät-Jahr wurde ich wieder hart Krank, und man brachte mich in Durlach ins Spittal, nicht lange hernach kam (durch ein schreiben an meine Eltern) mein Bruder, und ließte mich mit bewilligung des H. Obrist-Leitenant v. Borbeck, nach

Hause bringen, wo ich ein viertel Jahr lang sehr Krank blieb, wurde aber von einem Dockdor, mit Namens Lettenberger von Oberhausen mit der hilf Gottes wieder Gesund hergestellt, und kam ausgäns Spät-Jahr, wieder nach Durlach zum Regiment.

Im Jahre 1805 entwickelte sich zwischen Napoleon Kaiser von Frankreich, und dem Kaiser von Oestreich – ein Krieg – und wir musten mit den Franzosen gegen Oestreich zu Felde ziegen, wo wir den ersten October aus unserer Garnison von Durlach Ausmarschierten, unser Kapelmeister blieb aber (weil er schon ein bejahrter Mann war) mit seiner *Pention* zu Hause.

In diesem Feldzug kamen wir aber nicht weiter als bis an die Oestreichische Kränze – nach Brau-| nau – die Franzosen aber waren damals schon in Wien und bei Austerlitz wurde eine erschrückliche Battalie geliefert, aber Napoleon erhielt den Sieg, machte bei 70,000 Mann Russen Gefangen (weil es damalß die Russen mit Oestreich hielten) und man rechente auch eine große Anzahl Tode und Blesierte. S. 6

Gleich darauf gab es Fried, und wir Marschierten wieder von Braunau zurück nach Augstburg, wo wir alda ein Monat im stand-*quartier* blieben, da wurde unser erster Walthornist namens Kinberger, zum Kapel-Meister ernannt, welcher auch ein brafer und kenntnißvoller Mann war, und nach verflossenem 4 Wochen Marschierten wir von da wieder ab, und kamen im Febr. 1806 zu Hause. Nun glaubte ich, wie wunder Weit ich gewesen wäre, und was ich gesehen und Gehört hätte, aber es kommt noch besser.

In kurzem brachte ich es dahin, daß man mir die *F Clarinett* Prim zu blasen gab. Auch wurde ich in diesem Jahre willens zu Heirathen, und versprach mich mit diesem schon bemelden Mädche. Ich übertrug mein vorhaben unserm H. Obrist-Leitenant von Borbeck, erhielte die Erlaubtniß, und wurde an Marggraff Ludwig einberichtet. Jetzt güng es biß gegen Spätiahr, und der Krieg mit Frankreich und Preussen wurde erklärt, und man sprach schon wieder vom Ausmarschieren: aber von meinem Heiraths-geschäft war noch nichts heraus gegeben, würde auch durch die Krieges-Umstände noch viel länger in Vergessenheit gekommen sein, wenn ich | nicht die Erlaubtnuß bekommen hätte: selbst zu Marggraff Ludwig zu gehen, weil S. 7
aber schon die Marsch-Orter da, und der Tag zum Ausmarsch bestimmt war, erlaubte mir die Zeit nicht, selbst zu gehen, sondern meine zukünftige Frau nahm es vor, und güng nach Baaden (weil Ihro Durchlaucht sich in Baaden befanden) überreichte ein Schreiben, darauf wurde nachgesucht und die schon längst daliegente Schriften fanden sich: wurde Marggraff Lui vorgelegt, und gabs ihr von Ihm Unterschrieben mit folgende Worte in die Hand.

„Geht in Gottes Namen geschwint nach Hause und laßt euch Kuplieren den über-Morgen fruh Marschieren sie ab.“

Den andern Nachmittag um 4 Uhr kam sie zu Hause, ich güng darauf zum H. Pfarrer Sachs und in einer halben Stunde güngen wir in die Kirche, wo ich mich mit Susanna Lammin, gebürdig von Spielberg, in den heiligen Ehestand begab.

Des andern Morgens den 3ten October fruh, mußte ich meine Frau schon verlassen, und mit nach Preussen zu Felde ziehen.

Es ist leicht zu schließen, daß der Augenblick meines Abschieds, mein erster Kampf dieses Kriegs war, welcher aber nur mit kriegerischem Charakter, Muth und Hoffnung besiegt werden konnte. Meine Leser werdens mir nicht verüblen, wenn ich sage, daß jeder Schlag der Trommel zum Abmarsch, mir ein Schmerz der Wehmuth in meine Ohren tönte, aber dennoch mußte es geschehen. Unser Marsch gung
 S. 8 über Würzburg. Bamberg. Bareit. Hof. Al-|tenburg in Sachsen, und nach der Vestung Küsterin. Weil aber die Bruck abgebrannt war, wurden wir in die Schiff über die Oter nach der Stadt gebracht.

Schon fruher hatten die Preusen die grose Schlacht bey Jena verlohren, und der Königliche Prinz verlohrt dabey sein Leben. Von dieser Zeit an, war die Angst und Flucht schon in ihnen: den Napolion war zu seiner Zeit der erste in der Welt, wo er sich mit seiner Französischen Armee befand, war schon Mißmuth. Schräcken und Zweifel. Die Preusen zogen sich zurück, und die Franzosen Verfolgten ihren Feind schleinig biß Berlin und tief ins Land hinein. Einige Vestungen wurden in der Uebereilung in einer geschwindigkeit Uebergeben, und was nicht übergeben wurde, liesen die Franzosen mit einer kleinen Besatzung liegen, und gungen weiter.

Kaum waren wir 14 Tag in Küsterin, so gungen wir auch weiter, und kamen den 23ten November nach der Stadt und Vestung Stettin, wo wir bereits zwey Monat blieben. In wehrenter Zeit erhob sich im Wirths-Haus auf einem Tanzsaal, zwischen uns Badischen und den Franzosen, ein Streit, weil die Franzosen jederzeit den Vorzug haben wolten (wiewohl wir ihre Hilffs-Truppen waren sahen sie uns doch mit Verachtung an) so dachten sie dißmal auch den großen zu machen: aber es kam ganz anderst. Die Badischen Soldaten griffen zusammen und schlugen die Franzosen,
 S. 9 daß sie sich in alle Winkel Vergrochen hatten, und | welchen sie Fanden, mußte vom Saal bis auf die Straße durch die Klängen Basieren, so, daß viele Verwundet wurden, ja! sogar den andern Morgen fanden sich Tode, und im Saal mehrere abgeschlagene Finger. Ich selbst war auf eine unbedeutende Art dabey und habe es gesehen.

Den 22ten Jänner 1807 Marschirten wir wieter nach Preisisch Bummern hinein. Und als wir entlich nach Bohlen kamen, solten wir unser *quartier* im Städtche. N. Stargart – erhalten – wurde aber ganz Nacht, ehe wir die Station erreicht hatten. Als wir aber dahin kamen, und die *quartier* beziehen wolten: auf einmal gabs Lermmen und der Feind kam aus dem verborgenen hervor (denn er hielt sich zuvor nur etwas verborgen) und wolte sich uns Bemächtigen, weil wir aber viel Stärker waren, so kam es zu nichts weiteres, als zu einem kleinen Scharmützel, wo sich nur einige Tode und Blesierte dabey gefunden haben.

In dieser Nacht legte es ein großen Schnee, und wurde sehr Kalt darauf. Des andern Morgens gungen wir wieder weiter, und kamen nach dem Kloster – Beblien – aber die Herrn Geistlichen im Kloster sahen es nicht gar Freundlich mit an, wie man ihre guten Leckerbissen heraus trug, und sichs recht gut Schmäcken ließ. Weil aber der geneigte Leser, schon in sich selbst erachten kann, daß bey solchen Fällen, sich noch mehrere derley sachen zutragen, so will ich mich dabey nicht länger Aufhalten, und meine Erzehlung weiter fortsetzen.

| Nicht lange darnach rückten wir vor das, von da ohnweitliegende Städtche, S. 10
 Dirschau. Als unsere Husaren Vorritten, und an das Thor hinzu kamen, da schossen die Preußen mit zwey Kanonen zum Thor heraus, und bewillkommten sie mit Kardetschen, wo gleich einige davon tödlich Blessirt wurden. (es war keine Vestung, sondern nur mit einer Mauer umgeben) Nun gieng es Frisch drauf los, das Städtche wurde umringt, die Artillerie machte sich auf die dabeiliegende Anhöhen, schossen mit die Kanonen und Hobitzen hinein, wo gleich nichtsmehr zusehen war, als Rauch und Flamm. Die Infanterie gieng mit Sturm draufzu, konnten aber zweymal nichts damit Ausrichten. Als es aber daß 3temal hinein gieng und die Preußen es verspielt sahen, so nahmen mehrere den Ritterath¹ über die dabeifliessente gefrorene Waigsel, da wurde von den Anhöhen dahin geschossen, die Kanon-Kugeln schlugen daß Eis ein, und viele Preußen giengen zu Grund. Einige nahmen die Flucht nebst den Einwohnern in die Keller, und vergrochen sich so gut wie möglich, aber ohne Nutzen. Es ist gleich gesagt, weun ich sage: Dirschau ist gestürmt worden: aber mancher Mensch wird fast die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn er sich ein Begriff von solchen Kriegssachen machen läßt.

Sturm ist an sich selbst schon ein fürchterlicher Gedanken. Als daß Volk hinein S. 11
 Stürmde, so zertheilte es sich in alle Straßen. Alle Häuser wurden mit Geschrey, Getümmel, und einem häffidigen Wuth überfallen, die Thüren und Fenster wurden | eingeschossen, und einem jeden flogen die Kugeln häufig in sein Verborgenes, so! daß manches ohne wieder aufzuwachen Einschlief. Hier lag ein Toder, da lag eine Tode, dort hatte eine Frau ihren sterbenden Mann in den Armmen, jetzt kam eine Kugel und schlug dem Vater sein Sohn neben ihm Tod, dort sprang die Tochter mit ihrer Mutter mit über dem Kopf zusammengeschlagenen Händen, und wehklagten, dort schlugen einige mit den Gewehrkolben ein Kasten ein, da wurden die Waaren aus einem Kauffladen heraus getragen, hier stunt einer und zog einem erschossenen die Kleider aus, und überall hörte man nichts als ein Geschrey und Wehklagen: alles wurde zu Grundgerichtet, theils beraubt, theils verwüestet, einiges wurde ein Rauch² der Flamm, und in einer Stunde war nichtsmehr zusehen als Elend.

Der geneigte Leser wird fast anfangen etwas Traurig darüber zuwerden, und fragen: was haben denn die guten Einwohner dabei verschuld? Antwort! Daran können wir noch nichts unrechtes, sondern nur eine Straffe durch Gottes Gerechtigkeit erkennen, niemals dürffen wir Murren, und sagen wir haben das nicht verdient, den Gott Strafft nicht in gleicher Zeit, und seine Ruthen sind verschieden, mit welchen Er uns Ewig glücklich machen will.

Als wir nun entlich ein wenig Ruhe glaubten, und nach der erschrücklichen Verwirrung wieder etwas Ordnungmäsigen schien zu sein, da hörte man in der Ferne ein Neues Kanonieren. Es ist leicht zu | erachten, daß noch feindliche Truppen, den ihrigen zu hilffe kommen wolten: wurde aber fruher dafür gesorgt. Nicht alle Regi- S. 12

¹ Eccardt verwendet diesen Begriff für Rückzug, der im Italienischen *ritirata* und im Französischen *retrait* oder *retraite* heißt.

² Im vorliegenden Exemplar ist *ch* handschriftlich in *b* verbessert.

mentee giengen auf Dirschau zu, sondern einige zogen sich auf die bedachten Stellen, wo man glaubte, der Feind uns schaden zukönnen. Es war auch so, und wir mußten uns Eilent dahin wenden. Der Abend rückte heran, die Preußen zogen sich wieder zurück, und bis wir dahin kamen war schon alles wieder in Ordnung und Zufriedenheit, aber wo man hinsah, waren in dem dabeiliegenden Dorf alle Häuser voller Soldaten: ich machte mich auch hinein, und suchte mich vor der fünstern Nacht und Kälte zuschützen. In dieser Nacht habe ich mein Regiment etwas verlohren, und wie es Morgen war, gienge ich ganz allein, über das von gestern vorgefallene kleine Schlacht-Feld, wo sich mehrere Tode befanden: da wollte ich mir ein par gute Schuhe unter ihnen aussuchen (weil ich damals die Schuhe benöthigt war) konnte aber nichts dabey ausrichten, den die Gestorbenen waren diese Nacht in die Erde eingefrohren. Ueber diß sahe ich, daß die Land-Leute, die auf dem Feld herumliegende Preußische Gewehr, zusammen sammeln, so rufte ich allen herbey, und schlug einem jeden Gewehr den Kolben entzwey, dann konnte ein jedes nach belieben davon nach Haus schleppen: darauf gieng ich wieder zurück, und fand mein Regiment in diesem Dorff wieder, wo wir bereits acht Tag stehen blieben.

In dieser Zeit hielte der französische General Leveber, über das ganze Corps
 S. 13 Musterung; gleich | darauf rückten wir näher zur Belagerung der Vestung und Stadt Danzig (Danzig ist eine große Handel-Stadt, und liegt in West-Preußen am Ost-See.) Die Preußen zogen sich in die Vestung hinein, zunden aber selbst (um uns kein Aufenthalt zulassen) die Vorstädt, Schittlitz und SchottLand mit Feuer an, und beinahe alles was außer der Vestung war, wurde zu Grundgericht.

Nun wurden alle Belagerungsanstalten benutzt: gieng aber von ausgängs Febr. biß im May, ehe die Vestung übergeben wurde. Der geneigte Leser kann schon etwas in sich selbst erachten, daß in solcher Zeit bei einer Belagerung nicht viel Freundliches und Angenehmes vorfällt. Gegen letzt wurde die Stadt mit schwerem Geschütz beschossen, und wir hatten unser Lager auf dem Ziganien-Berg. Wir hatte das Glück, unsere Batterien nach und nach sehr nahe zu bringen, und die Laufgräben zugen sich bis an die Pallisaden der Vestung.

Da schon bald alle Hoffnungen auf der preußischen Seite verloren waren, so wollte noch zu ihrem letzten Versuch ein englisches Schiff mit 22 Kanonen, deßen Caliver 24 Pf. durch einen günstigen Wind auf der bei Danzig in See Fließende Waigsel, mit MunitionsVorrath in die Stadt dringen; wurde aber von unserer Seite rasch überfallen. Der Wind begann sich zu legen, die Segel hatten kein Gewalt mehr, und das Schiff lieferte sich mit allem was drauf und drin war, in seines Feindes Hände.

S. 14 | Als die Preußen die Ohnmöglichkeit sahen, sich länger halten zukönnen, und merkten, daß einem jeden Dessertier, von dem französischen General, ein Baß nach-Haus zugehen, gegeben wurde, so machten sie sich Häuffig auf unser Seit (bei der Preußischen Armee haben sich damals gar viele Ausländer befunden) und den 24ten May 1807. wurde die Stadt mit Kapitulation übergeben: darauf Marschierten wir Ordnungmäsig zur Besatzung in die Stadt ein, und der General Leveber wurde von Napolion Kaißer von Frankreich, als Herzog von Danzig ernannt.

Ohngefähr zwey Monat waren wir in Danzig: wurde auch sogleich vom Frieden unterhandelt. Die Regimenter mußten wähernter Zeit, weckselweis den von Danzig eine Stundweit entfernte See, besetzen, wo mans auf dem Vorwasser und Waigselmündung heißt. Mein erstes quartier hatte ich in der Hunde-Gasse, dann kame ich in die Alt-Stadt zu einem Herrn Registerather, welches ein sehr brafer Mann war, und hieß B and au. Oft saßen wir in der größten Brüderschafft beisammen, würde auch nichts unsere Liebe und Freundschafft gestört haben, wenn nicht der frühzeitliche Ausmarsch herbei gekommen wäre. Die letzte Nacht saßen wir bis 12 Uhr beisammen, und kein Schlaf zeigte sich in unsere Augen. Als den andern Morgen die Stunde des Abschieds heranrückte, so begleitete er mich vor das Haus heraus, und auf der Straße umfaßten wir uns, und Küßten einander, so, daß jeder ein Abschied zwischen zwey Brüder glauben konnte: seine | Frau hatte mir auch ein Brief gegeben, welchen ich ihrer Schwester (Kauffmännin) beim Rückmarsch in Stettin überreichen sollte, deßen Entfernung sich beinah auf 100 Stund herauswerths beträgt.

S. 15

Es ist doch eine schöne Sache wenn man in einer so weiten Entfernung von 300 Stund, ein so guten Freund antrifft; es ist eine Freude, und dienet dem Vernünftigen zur Regel, auch Fremde die er nicht kennt, gutes zuthun, wenn ers beobachtet, wie schön es ist, wenn gutes von einem gesprochen wird. Es wird sich noch später in meiner Erzehlung fünden, was dieser Menschen-Freund, nach verflrossenen 6 Jahren, noch mehr gutes an mir gethan hat.

Es war den 18. Juli, als wir von Danzig weck giengen, und kamen den 1ten August richtig nach Stettin: jetzt glaubte ich, ein vorzug in alle Vergnügen zu haben, um den von meinen guten Freunden gegebenen Brief, überliefern zukönnen: als ich aber dahin kame, fand ich es ganz anderst, man nahm mir den Brief ab, ohne ein freundliches Wort mit mir zu sprächen. Hier ist es leicht zuerachten, daß da keine so angenehme Freundschafft zumachen gewesen wäre, aber welches ist schöner zuhören, wenn man sagt, das ist ein dankbarer gefühl-voller, oder, das ist ein undankbarer gefühlloser Mensch gewesen? Ich denke, wir wollen die erste Frage bemerken, und uns befließen, daß auch gutes von uns gesprochen werden kan.

Von Stettin Marschierten wir damals nach schwedisch Bummern, zur belagerung Strall-Sunn,| wo die Schweden sich befanden. Das Getreide stunt liebreich auf dem Felde, und war Traurig anzusehen, wie so vieles davon Verwüestet wurde, denn die ganze Armee, von ohngefähr 40,000 Mann hatte ihre Lagerhitten von lauter Rocken und Waitzen gebaut, weil in Napolions-Zeiten keine leinwandene Zelden mehr gegeben wurden. Nach verflrossenen vier Wochen verliesen die Schweden in der Nacht die Stadt, und nahmen den Ritterath über den See, auf den sogenannten Holm. Deß andern Tages wurde die Stadt geöffent, einige Truppen giengen hin ein, und fand sich aber nichtsmehr, als die auf der Vestung, von den Schweden vernagelte Kanonen: auf diesem Holm wurden sie auch wieder verfolgt, und schifften auf die Insel Riegen.

S. 16

Nicht lange darnach wagte sich ein Schwedischer Husar von der Insel in See, welcher seine Frau und Kinder noch in Strallsund hatte, und Schwamm in der fünstere Nacht über den 3-viertelstunde breiten Stürmmnten See, bis in unser La-

ger: war aber ganz Nackent, und hatte nichts als ein kleinen Geldbeutel im Munde: ich gab ihm ein Hemde, ein anderer ein par Hosen, und so wurde er zum General gebracht, wo er sogleich ein Baß zu seiner Frau und Kinder zugehen erhalten hatte. Bald darauf sprach man vom Frieden. Die zwey Feinde wurden miteinander etwas Einig, und wir giengen von da wieder zurück, über Stettin ins preußisch Bummern. Unterwegens blieb ich durch kränkliche Umstände zurück, und kam erst nach eini-

S. 17 gen Tagen, 2 Stunde hinter Stettin, in Altdam wieder zum | Regiment, und nach verflossenen 14 Tagen, kamen wir wieder zurück nach Stettin wo wir ohngefahr 6 Wochen wieder stehen blieben. In dieser Zeit wurde der Friede Vestgeschlossen. Auch wurde in währentem ein Soldat, gebüdig von Ettlingen, nach Kriegsrecht Erschossen: dieser ist früher bei Danzig zum Feind Dossortiert, und hatte ein Vorigged Verrathen, die Preußen schossen dahin, und eine Kanonkugel schlug 3 Soldaten die Füße ab.

Als wir entlich wieder Abmarschierten, und unser Marsch über Berlin, Botzdam, und Leipzig nahmen, dann wurden wir an die böhmische Kränze, zur Besatzung wieder verlegt; gieng aber nicht länger als 3 Tag, so kam die Orter von Karlsruhe, nachhaus zu Marschieren, und gegen ausgangs Dezem. 1807. wurden wir in unserer Garnison Durlach, mit aller Hochachtung und Feyerlichkeit Empfangen.

Nun mußte alles nach dem französischen Fuß gerichtet werden, den Napolion war im Steigen, und wurde im größer. Oestreich und Preußen hatte Er Besiegt, und wo wird's jetzt wieder hingehen?

Gegen Fruhjahr 1808, mußten wir Durlach verlassen, und bekammen unser Garnison in Rastadt; da verlohren wir Margraf Ludwig, und General Haran bekam das Regiment: hatte es aber nur eine kurze Zeit, dann bekamen wir Graf Wilhelm v. Hochberg, und wurde das 3te Linien Infanterie Regiment Graf Wilhelm v. Hochberg genannt. Diesen Sommer mußte unser Großherzog von Baden, dem französischen Kaiser Nabolion, ein Regiment nach | Spannien geben (weil er auch Krieg mit Spanien hatte) da wurde ein Battalion, von uns dem 3ten, und eine vom 4ten, zu einem Regiment furmiert, dann wurden die zwey Regimenter durch frische Reckruten wieder Komblet gemacht, und das, von diese zwey Battalion furmierte Regiment, wurde nach Spanien geschückt.

Den 26ten October, in diesem Jahr 1808, wurden mir in Rastadt 2 Kinder Gebohren, welches Zwillinge und weiblichen Geschlechts waren, und den 28ten empfien-gen sie in der Lutherischen Kirche, die heilige Tauffe, wobei sie ihre Namen erhielten, die Erstgebohrne, Karolina, und die zweite, Luisa. Ich Kauffte ihne eine große Wiege, und legte sie nebeneinander: sie Aßen, Tranken, und blieben mit Gottes-Hilfe gesund. Nach diesem wurde Frankreich mit Oestreich wieder Un-eins, und wir mußten den 16ten Merz 1809 mit den Franzosen daß zweitemal gegen Oestreich zu Felde ziehen. Einmal ist Oestreich von Napolion Besiegt, nun wollen wir sehen was dißmal geschehen wird.

Napoleon hatte schon durch seine Tapferkeit, alle kleinen Mächten auf seine Seite gebracht. Schweiz, Baden, Wirthenberg, Baiern, Heßen, Westphalen, Sachsen, Preußen und Bolen; alles mußte ihm Hilffs-Truppen geben, und nannte sich Kaiser

von Frankreich, König von Italien, Beschützer des rheinischen Bundes und Mittler des schweizerischen Bundes. Oestreich hatte auch wieder eine große und wohlge-
 rüstete Armee beisammen; aber noch niemand konnte den Namen – Nabolion – mit
 seiner sieg-|reichen Armee, herauskratzen. So Standhaft als sich die Oestreicher zu- S. 19
 sein vorgenommen hatten, war doch alles umsonst, noch wolte nichts Fruchten, was
 sie nur anfiengen. Die Franzosen giengen wie jedesmal, ohne zu glauben auch Ver-
 liehren zu können, draufzu, und gewannen eine Schlacht nach der andern, so, daß
 sie in einer kurzer Zeit nach Wien kamen. Wir folgten der ersten Armee nach; über
 Ulm, Augstburg, München, und Braunau, und hatten nur zu thun, daß wir nachkame-
 men. Als wir aber in die Gegent bei Linz, nach Ebersberg kamen, da fanden wir von
 der drey Tag vorhergehente Schlacht, noch alles so voller tode Menschen, daß wir
 beinah nicht durch-Marschieren konnten; das Städtche war ganz abgebrant, und wo
 man hinsah war nichts zusehen als tode Menschen und Elend. Wir marschierten
 immer Weiter ohne ein Feind zu sehen, und kamen den 15ten Mai nach Wien, wo
 unser ganzes Armeecorps, in der Land-Straße einquartiert wurde.

In Wien hatte ich ein guten Freund, welcher des ehemaligen Försters Sohn aus
 Weißweil, und damals Strumpfffabrickkant und wohlhabenter Mann war, ich suchte
 ihn sogleich auf, und als ich in die Vorstadt Wieden, und entlich in die Preßgasse
 kam, sahe ich auf das Haus, Nro. 235. und schon im Begriff war, nach ihm zufragen,
 so kam jemand hinten mir drein, und wer war es? niemand als Wilhelm Litin (so
 hieß mein Lands-Mann) er nahm mich bei der Hand, wir sahen uns an, kennten und S. 20
 Bewillkommten einander; darauf giengen | wir in brüderlicher Freude in sein Haus:
 und als wir uns in Freuden und Freundschaft Erquickt hatten, begab ich mich wie-
 der nach der Landstraße in mein Quartier; kamen aber noch mehreremal zusam-
 men.

Den 18ten May Abents, kam die Orter, daß die ganze in Wien befündliche Ar-
 mee, Nachts um 11. Uhr Ausmarschieren sollte.

Nun kann man sich das Gewümsel und Gedümmel in der finstere Nacht, durch
 den Aufbruch der Armee denken, daß Reitten, Fahren, Trummeln, Pfeiffen und
 Musick, war so anzuhören, daß man der letzte Tag vorhanden zusein glaubte. Ohn-
 gefehr zwey Stunde von Wien Lagerten wir uns bei Ebersdorf, wo wir biß den 20ten
 dieses, stehen blieben. Auf einmal kam Napoleon zu Reitten, wir rückten näher an
 den Fluß Tonau, die Schiffbruck wurde geschlagen und Napoleon gieng zu Fuß der
 ganzen Armee voraus, hinüber; wir waren das erste Regiment wo über die Schiff-
 bruck gienge, und ich folgte Napoleon so nah, daß ich ihm jeden Schritt, die Spoh-
 ren von den Füßen hette dretten können: ich Betrachtete ihn sehr genau, und machte
 mich Rührent, wie so vieles Volk dem einen Menschen zur Schlachtbank nachfolgte.
 Erst waren wir auf der Insel Lobau, und hatten noch ein Theil von der Tonau zu
 beziehen; es war schon Nacht als die letzte Schiffbruck geschlagen wurde, der Feind
 zog sich zurück, und wir giengen ohne Widerstand ganz auf die feindliche Seite.
 Diese Nacht lagen wir ruhig im Gebüsch, aber des andern Morgens den 21ten | May, S. 21
 nahm uns Napoleon heraus auf das Feld, und feyerte das heilige Pfnstfest mit uns,
 wie der geneigte Leser mit folgentem hören wird.

Als wir in der Schlacht-Ordnung stunten, und Nabolion auf eine Viertelstunde weit herumstreichte, so glaubte man alle Augenblick den Angriff, zeigte sich aber diesen Vormittag nichts; dann wurde Befohlen uns zulagern, Kochen und Essen wer zu Essen hatte. Kaum hatten wir ein wenig Gekocht und Gegessen, so griffen die Oestreicher auf dem linken Fliegel bei Aspern an. Nun wurde das Pfingstfest Gefeuert, daß ein Mancher, Arm, Bein, und das Leben dabei verlohr, der Kampf wurde so stark, daß sich in einer halben Stunde schon eine große Menge Tode und Blessierte befanden. Wir, was die Musick anbelangte, blieben von mehrere Regimenter ohnweit davon auf einem gewissen Blatz (weil wir nichts dabey zuthun hatten) und sahen dem erschrecklichen Kanonenblitz zu. Als aber auf einmal ein par Kanonkugeln unter uns Einschlugen und der Feind immer näher kam, dann zogen wir uns weiter Zurück: ich gieng der Schiffbrück zu, in der Meinung auf die Insel Lobau zukommen: als ich aber dahin kam, fanden sich schon viele Tode und Verwundete, daß man sich nicht Wenden konnte, und kein Mensch durfte hinüber, weil die Bruck wegen noch herankommende Artillerie nebst 12 Regimenter Kirrisier-Reitter frey bleiben mußte.

S. 22 Vier oder fünf Stundelang, stunte ich an der Schiffbruck zwischen den Verwundeten, und der Kampf wurde im stärker; so, daß wie es Nacht | war, der ganze Himmel von Kanonenblitz Beleuchtet wurde. Gegen 11. Uhr Nachts, kam ich Glücklich über die Tonau und Inseln herüber auf die Wiener Seite, wo eine große Wagenburg haltete: ich hielt mich diese Nacht bei ihnen auf, und des andern Morgens fanden sich noch mehrere von meinen Kamerathen, aber die Battalie wurde beinah noch Stärker als zuvor, und währete vom Pfingstsonntag bis Dienstag, so, daß im Aspern kein Stein auf dem andern blieb. Viele Leute saßen in die Keller, und mußten die Grausamkeit mit Angst und Schräcken ober ihnen anhören. Man rechnet in der Schlacht bei Aspern 40,000 Kanonenschuß.

Diese Schlacht haben eigentlich die Franzosen verlohren, und mußten sich Dienstags über die eine Schiffbruck nach der Insel Lobau zurück ziehen, und Mittwochs wurden erst die Blessierten nach ihrem langen Schmachten, von der Insel nach Wien gebracht. Die Schiffbrücken wurden mit zwey Reien Soldaten bestellt, um die Verwundete ortentlich Fortbringen zu können: als aber schon mehrere auf der Bruck waren, so kam eine große Maschien von Holz und Stein gemacht, auf dem Wasser geschwommen (welches von den Oestreicher noch zu unserm Nachtheil geschahe) und riß die Bruck mitten entzwey, that aber weiters kein großen Schaden, sie wurde in der Geschwindigkeit wieder gemacht, und andere nebst Nabolion selbst, sahen dem traurigen Kreuzgang mit wehmüthigen Herzen zu, wie so viele hundert Verwundete und Krippel, über die Tonau gebracht wurden. Hier kommt einer mit ei-
S. 23 nem Fuß, dort kommen viere und haben ein auf zwey Gewehr liegen, da hängt einer dem andern am Rücken und klagte seine Schmerzen, und so war der ganze Zug mit Mitleid anzusehen. Alles glaubte jetzt, daß ein Haupt-Ritterath geschehen würde, den Nabolion hatte beinah die ganze Armee, von der Insel wieder Abmarschieren lassen, nur wir und zwey Franzosen Regimenter blieben in einer Division unter dem Komando des Herrn General Leckra, auf der Insel zu Besatzung stehen. Nun

wurde angefangen zu Schanzen, daß in kurzem die Insel einer Vestung gleichsahe, und über die, nebst der großen Insel noch doppelthüßente Tonau, wurde neben jede Schiffbruck eine Jochbruck gemacht, so, daß die Schiffbruck auf den untern, und die Jochbruck auf der obern Seite war, und alles auf der eine hinüber, und der andern herüber Baßieren mußte: die Brücken, nebst der über die Insel frischaufgeworfene Straße wurden Beiderseits mit Lattern-Pfosten bestellt, und alles mußte mit Rothbrauner Ehlfarbe angestrichen werden. Als aber in Zeit von 6 Wochen alles in gutem Stand verferdiget war, so wurden die feindliche Vor-Posten, mit einem Kanonfeuer zurückgetrieben, und wir, nehmlich die Besatzung von der Insel, giengen auf nehmlichen Fleck, wieder über den 3ten oder letzte Theil von der Tonau.

Nun glaubten die Oestreicher, jetzt wirds da wieder Losgehen, und rüsteten sich aufs Neue nach dieser Stelle, aber auf unserer Seite wurde nichts gethan, als einige Batterien, und ein Verhau gemacht, nemlich der Walt abgehauen und die Bäume übereinander gefällt. Unterhalb auf der Insel, geradeüber nach dem Städtche Enzersdorf, war im Gebüsch eine große verferdigte Batterie, mit Hobitzen, Bummen, und schwere Kanonen bestellt, so, daß das Gebüsch auf der ausern Seite nur einige Schrittbreit, und im Feind vor dem Gesicht war. Nach zwey Tagen rückte Nabolion wieder mit einer wohlgerüsteten Armee heran; die in dem Gebüschstehente Batterie wurde geöffnet, und mit dem großen Geschütz in das Städtche Enzersdorf hineingeschossen, daß man glaubte der jüngste Tag wäre vorhanden: in diesem ließ Nabolion unten von der Insel eine Schiffbruck über die Tonau schlagen, gieng mit der Armee hinüber, und kam dem Feind von untenher, auf die Seite: der Kampf wurde jetzt den 5ten und 6ten Juli, auf dem nehmlichen Feld, bei Aspen, Esslingen und Enzersdorf, beinah so Stark, als der erste in der Pfingstwoche, aber die Schlacht wurde Gewunnen, und Prinz Karl mit seiner Oestreichischen Armee, wurde bei 10 Stundweit ins Böhmen hinein Verfolgt.

Auf dem Schlachtfeld war es jetzt wieder Traurig anzusehen, wie so viele tode Menschen dalagen, und die Blessierten noch ohne Verbunden sich unter ihnen herumwälzten; alles schrie um Hilfe und Wasser: ich selbst sah und hörte es mitan, mein Herz wurde darüber Erwaicht, daß ich ganz allein hingienge und ihnen Wasser herbeibringen wollte, weil aber sogar alle Brünnen in dieser Gegend Ruiniert waren, so Knüpfte ich die herum-liegende Bandasch zusammen, band eine Feld-Flasch daran, schöpfte Wasser und gab denen Verwundeten zutrinken. Gleich darauf wurde Waffenstillstand gemacht, und erst nach 6 Tage mußten die Wiener mit alle Wägen und Kutschen herausfahren, die jetzt noch lebende Blessierte und Krippe, wie die Zehngarben auf dem Feld sammelten, und nach Wien in die Spittäler führen. Wir aber, blieben noch bis ausgans August, zur Besatzung auf der Insel Lobau stehen. Die Insel Lobau ist ungefähr ein halbe Stund Breit, und eine Stunde Lang, und liegt 2 Stunde unter Wien, zwischen Ebersdorf und Enzersdorf im Tonaufuß.

Den 30ten August Nachts 11. Uhr wurden wir von der Insel Eingeschiffet, und auf der Tonau nach Raab in Ungarn gebracht, wo wir 3 Monat zur Besatzung stehen liebten. In dieser Nacht wurde ich von dem leidigen Fieber überfallen, und blieb die

währente 3 Monat Krank daran. Als entlich der schon lang gewünschte liebe Friede herbei kam, so wurde die Vestung Raab gesprengt, und wir Marschierten von da wieder zurück nach unserm Vaterland zu.

S. 26 Man kann sich wohl denken, daß mir jetzt der Marsch mit meinem Fieber in diesem schon Winter-Monat Dezember, Sauer geworden ist: weil ich aber 2 Tag frey, und nur den 3ten das Fieber hatte, so kam ich mit vieler Mühe eine Zeitlang mit meinem Regiment fort, Als wir entlich wieder heraus in die Gegen von Linz kamen, und mich an einem sehr unfreundlichen Wintertag, da die | Erde schon mit Schnee belegt war, auf dem Marsch das Fieber anfallte, so machte ich mich an der Straße in ein Bauern Haus, und legte mich sehr Betrüb auf den Ofenbank. Auf einmal kam mein H. *Capitain* v. Ehrenberg, mit H. Mayor v. Beißt, in die Stube herein, und wollten ein wenig Mittagbrod verzehren, Sie sahen mich an, mein *Capitain* kannte mich, und gab mir ein Glas Wein. Als Sie schon im Begriff waren wieder fort zu gehen, so gaben Sie dem Bauersman Befehl, mich mit einem Wagen dem Regiment nachzuführen; weil Sie aber dachten, wenn wir fort sind so ist dieser Mann allein, und der Befehl würde nicht befolgt werden, so schickten Sie mir zwey Grenatier zur Unterstützung.

Nicht lange darnach meldete ich mich ins Spittal, weil mir doch entlich der Marsch in dieser kalten Witterung zu Sauer geschah. Nun kam ich zu noch mehrere Kranken nach Mariantafel; blieben aber nur eine kurze Zeit da, dann wurden wir nach Linz gebracht. In dieser Zeit marschierte das Regiment zu Hause, und niemand wolte wissen wo ich geblieben wäre.

S. 27 Der Vernünfftige wird sich wohl denken können, wie es meiner Frau mit die zwey kleine Kinder muß gewesen sein, da eine jede gefühlvolle Frau ihren Mann mit Freuden wieder umarmmen kann, und von dem ihrigen kein Mensch nichts wußte, ob er Lebend oder Tod ist. Der Herr *Captain* v. Ehrenberg war so Gefällig und ließ meiner Frau auf der regiments Kanzley, ein Brief nebst dem | regiments Siegel verferdigen, um mich in die Feld-Spittäler aufzusuchen, aber nichts wolte sich von meinem Leben oder dasein zeigen.

In Linz war ich beinah ein Monat, und verlohr mit der Hilffe Gottes das Fieber. Nun eilte ich nach meinem Vaterland zu, denn ich stellte mir die ganze Lage und Traurigkeit von meiner Frau zu Haus vor. Es war sehr Kalt als ich mit noch mehrere Kamerathen weck gienge: die Tonau war zugefrohren, und die Erde mit Schuhtief Schnee bedeckt. Zwey oder drey Märsch giengen wir miteinander, dann wurde ich mit einer hitzigen Krankheit überfallen, und kam nach Baßau ins Spittal, wo ich wieder ein Monat sehr Krank war. Wie ich merkte daß ich wieder etwas gut war, so meldete ich mich Gesund, und gieng mit dem nächten Tranzbort, von da wieder ab. Nun zehlte ich jeden Tag und Stunde, in welcher die Meinigen ihr Verlohrengeschätztes wieder fünden werden, aber die tröstliche Hoffnung gieng auch dißmal verlohren; nur eine kurze Zeit lebte ich in dieser Beruhigung, dann erneuerte sich die Krankheit, und der Himmel wurde mir noch viel dunkler als zuvor. Meine Kamerathen verliesen mich, und ich war jetzt ganz allein auf der Straße. Die benannte

Station konnte ich nicht erreichen, und wo ich sonst hinkame wollte man mich nicht Beherbergen. Ich war Trostlos und meines Leben Satt.

Nun gieng ich ganz Langsam mit betrübtem Herzen, die Straße fort, und erreichte entlich wieder eine rechtmäßige Station, wo ich ein Soldat von | meinem Regiment antraf, welcher sich ebenfals in dieser Lage befand. In diesem Städche war ein sehr brafer Komisarius, der sich väterlich um uns annahm: er Quartierte uns ein, gab uns den andern Morgen eine Frohnschlitte, wo wir hernach von einer Station zur andern, bis nach Landshuth in Baiern geführt wurden. Es war sehr Kalt: ich wurde immer Schwächer und Kränker, und glaubte nicht, Landshuth mehr erreichen zu können. Als ich doch entlich mit vielem Leiden dahin kame, so bracht man mich, in das, bei Landshuth auf dem Berg stehente Schloß, welches zum Spittal gemacht war: wo sich noch mehrere Hundert kranke Franzosen befanden. S. 28

Schon habe ich die Hoffnung, wieder nachhaus zu die Meinigen zu kommen, aufgegeben, den ich fühlte in mir eine unauflösliche Krankheit. Die grausamme Hitze übersteigte mich, so, daß es mir einmal bei der Nacht, in der Hitze vorkam, meine Kamerathen von unserer Musick wären vor der Thür, und ruften, ich sollte mit ihnen hinunter nach der Stadt ins Quartier gehen.

Es war im 3ten Stock wo ich lage. Alles war jetzt ruhig: die Krankenwärter schlafften, und sahen nicht, wie ich von meinem Bette aufstunte, in der Meinung mit meinen Kamerathen fort zu gehen: ich gienge hinaus, und Stürzte gleich die erste steinnerne Stege, welche sehr nahe an der Thür war, hinunter, so, daß mich der Gewalt auf der zweite nicht liegen ließ, sondern bis in ersten Stock auf den großen Gang getrieben hatte. | Nun wußte ich meines Leids kein Rath: mein Zimmer konnte ich nichtmehr fünden, und kein Mensch war da, der mich zu Recht gewiesen hätte. Ich gienge den Gang weiter, und kam die 3te Stege, glücklich hinunter in den Hof, welcher voller Schnee und Wasser war. Im Fallen habe ich mein Kopftuch und ein Schuh verlohren, und so gienge ich beinahe ohne Gekleidet, in dem Schneewasser herum. Entlich sahe ich ein Licht, ich gienge draufzu, und kam zum Thorwächter: jetzt fühl mir wieder die Numro von meinem Zimmer ein, nemlich No. 7. ich Bate den Thorwächter, mich dahin zubringen; aber ein steinnernes Herz, zeigte sich in diesem Menschen; niemand wollte sich um mich annehmen: man stieß mich wie ein Uebelthäter, zur Thüre hinaus. Nun taumelte ich wieder in dem Schnee und Wasser herum: fand aber zu allem Glück, wieder den rechten Weeg, ganz hinauf, aber mein rechtes Zimmer, blieb mir noch lange unbewußt. Ich machte mich wieder herunter in den großen Gang, wo ich mir zu Bleiben vorgenommen hatte, und dachte, diese Nacht wird mich Gott, durch den Tod, von diesem großem Jammer und Elend befreyn. Als mich aber die Kälte zu Stark plagte, so fienge ich noch einmal an, mein Zimmer zu suchen, und fand es. Die Krankenwärter schliefen noch ruhig, und legte mich ganz Ermattet, ohne mich jemand gesehen zu haben, wieder ins Bett. Des andern Morgens fanden die Krankenwärter, auf der Steege, mein Schuh und Kopftuch, kannten es, und brachten mirs wieder. S. 29

| Alles was mir jetzt Begegent war, gab mir doch, Gottlob weiters kein Nachtheil, nur im Fallen, habe ich meine Stirnne und das linke Knie beschädigt. Nach und S. 30

nach wurde ich Besser, daß ich in kurzem, meiner Frau und Kinder, wieder gute Nachricht geben konnte: ich Schrieb auch zugleich um etwas Geld, welches ich bald erhalten habe: aber erst in der Karwoche, den 18ten April 1810 bekam ich meine Entlassung, aus dem Spittal von Landshuth, nach Haus zu reißten, wurde aber mit noch mehrere, von einer Station zur andern, in der Frohn geführt. Kurz vorher, brach mir die Krankheit, noch an dem rechten Fuß aus, daß ich die ganze Reißse, mein Fuß mit die zwey Hände, auf dem Wagen frey halten mußte.

Den 26ten April, kam ich wieder von dem zweiten österreichischen Krieg, und acht Monat langen Krankheit nach Rastadt, wo ich meine Frau und Kinder, in der Kasern, noch Wohl und Gesund antraf, aber mit meinem kranken Fuß, hatte ich noch beinah, den ganzen Sommer zuthun, bis er wieder ganz gut wurde.

S. 31 Nun hatte Napoleon, Oestreich daß zweitemal Besiegt, und auf seine Seite gebracht: ja, sogar hatte er sich dem österreichischen Kaiser, zum Tochterman gemacht, und nannte sich Unüberwündlich. Alles dachte jetzt, er wird einmal Groß genug sein, und seinen vielen Untergebenen Mächten, und Unterthanen, die schon längst gewünschte Ruhe gönnen; aber England wollte Ihn noch nicht, vor das was Er jetzt ist, erkennen: den Nabolion war | von keinem hohen Geblüt, sondern Er hatte nur das Kriegswesen Stuttiert, und wurde erstlich bei der französischen Artillerie, als Leitenant ernannt, mit Namens Bonabarte: brachte es aber immer Weiter, und kam einmal durch seine große Kunst und Dapferkeit, mit einer Armee bis nach Egypten; kam aber mit einer ganz kleinen Armee, wieder zurück, und er selbst würde vielleicht nichtmehr gekommen sein, wenn nicht, die in selbiger Gegend, so genannte Mammalucken, ihre Treuheit an ihm erwiesen hätten; die er bis hieher in unser Gegend gebracht hat, welche ich selbst gesehen habe.

S. 32 Napoleon Bonabarte Kaiser von Frankreich, hätte sich England vielleicht schon längst bemächtigt, wenn der große See nicht gewesen wäre daß er zu Land hätte können dahin kommen: weil aber England, ohne andere Länder, und überhaupt ohne Deutschland nicht Leben kann, und wenig oder gar keine Getreide darinn gepflanzt werden können, so konnte es nicht anders Bezwingen werden, als durch die Einschränkung den Lebensmitteln, deßentwegen suchte Nabolion alle Gelegenheiten, um diesen Entzweck benutzen zu können. Schon hatte er sein Vorgenommenes, in einem zimlich guten Stande; nur Rusland war noch allein, von welchem England Lebensmittel gebracht wurde, darum fieng er jetzt Krieg mit Rusland an, und dachte, dem rusischen Kaiser Alexander auch Schranken zu setzen: ja sogar ließ er in diesem Jahre 1810, alle englische Waaren in ganz Deutschland verbrennen. Aber Gott strafte seinen Stolz und Hochmuth, und | dachte, biß hieher sollst du kommen und nicht weiter.

Fruh im Jahre 1811 mußte schon das zweite Regiment von wegen gedachten Kriege mit Rusland, aus ihrer Garnison Mannheim ausmarschieren, dann mußten wir Rastadt verlassen, und die mannheimer Garnison beziehen. In diesem Jahre starb unser gute alte Grosherzog von Baden Karl Friedrich, und der Prinz, Karl Ludwig trat die Regierung an. Auch zeigte sich am Firmament ein Komeestern, welcher eine fürmliche Ruthe bey sich führte: dieser stunt Abends, gegen halb Mit-

ternacht, und hatte seinen Gang gegen Morgen. Bald darauf wurde der Krieg mit Rusland vestgeschlossen, und wir mußten den 16ten Febr. 1812. wieder mit den Franzosen zu Felde ziehen.

Nun gieng Nabileon Bonabarte Kaiser von Frankreich, mit einer ungeheuren großen Macht gegen Rusland. Die allierten Mächten, mußten nach Vermög des Landes, Hillfs-Truppen geben: die Schweiz, Baden, Wirthenberg, Baiern, Oestreich, Hessen, Westphalen, Sachsen, Preußen, Dänenmark, Holand, ohne das grausame volkreiche Frankreich an sich selbst. Jetzt war der französische Stolz viel größer als noch einmal, alle andern Mächten sahen sie vor ihre Knechte an, und hielten Nabileon für ihren Gott.

Wir nahmen unser Marsch über Frankfurt, Kasel, Braunschweig, und wieder ins Preußen nach Stettin, wo wir 10 Wochen stehen blieben. Nun wollten die Franzosen, gegen uns Badische, und über-|haupt gegen alle Deutschen, ihren Hochmuth wieder zeigen, aber die französische Sklaferrey, griebelte schon in alle teutsche Herzen, und man ließ sich nicht mehr so leicht Trutz bieten, kurz, es kam dißmal wieder wie vor 6 Jahr, aber jetzt auser der Stadt auf dem Freyen, zu einem Streit und Kampf, daß es mehrere Tode und Verwundete dabey gab. S. 33

Bald darauf marschierten wir Weiter, und kamen zu Danzig nach dem Vorwasser und Weigselmündung, um den See zu besetzen, den die Engländer flankierten täglich auf dem See herum, und kamen manchmal mit ihre Kriegsschiffe bis auf eine Stundeweit zu uns heran. Entlich wurden wir von andere Truppen da wieder Abgelöst, und kamen hinein nach der Stadt. Jetzt fühlte ich mich so Vergnügt als käme ich gleichsam nach meiner Heimat, weil ich glaubte, mein guten Freund, und alten Hauswirth, wo ich vor 6. Jahr gehabt habe, wieder Besuchen zu können: aber ich traf ihn, in Danzig nichtmehr an, sondern man sagte mir, er wäre nach Marienburg versetzt worden, welches 6. Meil von Danzig gegen Königsberg zu, Entfernt ist.

Die erste Armee war jetzt schon weit in Rusland, und Siegte täglich, daß man glauben konnte, Rusland würde auch bald bezwungen, und Ueberwunden werden; wenn nicht Gott ein Mißfallen daran gehabt hätte, und nicht Größer und Stärker, als die vermeinte unüberwündliche Armee, gewesen wäre. Wir marschierten bald von Danzig wieder ab, auch der ersten Armee nach, und ka-|men zufälliger Weise, über Marienburg, wo entlich mein schon längst Gewundschenes, durch das Wiedersehen meines guten Freundes, erfüllt wurde. Freude und Vergnügen war jetzt Gegenwärtig: man setzte mir Essen und Trinken vor, und nach einer halben Stunde, begleitete er mich mit vielen Glückwünschen zum Haus heraus, und Befohl mir, wenn ich wieder Glücklich sollte zurück kommen, bey ihm Einzukähren. S. 34

Unser Marsch gieng über Königsberg, Dillsitt, und entlich über den Fluß Memel, ins rusisch Bolen nach Kobno. Das Spätjahr nahete sich schon, und wir mußten von der Stund an, alle Nacht im Lager verlieb nehmen. Unser vaterländische Art, hatte jetzt ein Ende: wo man hinsahe war schon alles Roh und Wild gegen unserm schönen Deutschland anzusehen. Tagreussen marschierten wir in den Wälter, und Wildnißen, und in den besten Gegenten stunt im September, die Frucht noch auf dem Felde: ihre Wohnungen sind sehr schlecht, von lauter Holz gemacht, und sind

gleichfalls wie Räuberhitten, gegen unserer Bauart anzusehen: in den Stuben sind Oefen, wie unsere Backöfen, welche zum Wärmen, Kochen, und auch zum Brodbacken gebraucht werden. Oben in den Stuben, sind hie und da Luftlöcher, und das Querholz ober der Stubenthüre, ist zum wecknehmen gemacht, daß wenn sie in Ofen feuren, der Rauch hinaus ziegen kann: nebst dem muß noch die Stubenthüre aufgemacht werden, und doch kann man, weil das Feuer brent, nicht aufrecht in der

S. 35 Stube stehen:] wenn man von einer Stelle zur andern will, muß man ganz tief auf dem Boden (welcher nicht mit Dillen belegt, sondern nur die blose Erde ist) hin und her Grieben: wenn das Feuer verbrennt, und der Rauch, aus der kohlschwarzen Stube hinaus ist, so wird die Thüre wieder zugemacht, und die Luftlöcher verstopft, daß die Wärme darin bleibt; und so werden die Stuben in Rusland, auf dem Bauern-Dorf im Winder Warm gemacht.

Man fünd auch nicht in alle Häuser Tische, sondern wenn sie essen wollen, stellen sie ein holzenen Stock, mitten in die Stube, welcher oben Ausgehölt ist, daß gerade der Kessel hinein past, dann stehn sie Rings herum, und Essen: nach diesem kommen die Schweine, und halten auch ihre Malzeit in der Stube: darauf legen sie sich ganz Stolz nieder, und Trocksen, als wären sie vielmehr als nur Schweine, und sehr große Geschäfte verrichtet hätten. Neben dem Ofen, ist eine Britsche, welche zur Ruhe und Schlafstelle dienet, aber nicht mit gar schönem feinen Bettwerk belegt, wo Jung und Alt, wie ein Nestvoll junge Katzen draufrum wimselt: einige legen sich auf den Ofen, und wenn er ein wenig Abgekühlt ist, ganz hinein. Im ganzen Haus ist nur ein, oder aufs höchste, zwey eingemauerte Fenster, wo das ganze Jahr nicht aufgemacht werden können. Ihre Kleidung besteht gemeinlich in Schafbelz, weil es sehr Kalt in dieser Gegend ist: was die Mannsleut sind, haben nebst einem Schnautzbart, die Haare lang über den Kopf herunter hängen. Die Schuhe sind

S. 36 mehren-|theils von holzene Schienen, wie die Endschuh, zusammengeflochten, und werden, weil sie nur ganz nieder sind, mit Schnür an die Fußsolen angebunden, und bis an die Waden umwickelt: und ich will nicht dafür Schwören, daß wenn ein solcher rusischer Bauer, hier zu Land in einer ungangbaren Gegend gesehen würde, wo nicht das nächste ganze Dorf, mit Gewehr und Waffen, ausrücken müßte, um das Ungeheuer aufzufangen.

Jeder rußischer Bauer hat seine eigene Hand-Mühle in seiner Wohnung, mit der alles selbst, was seine Haushaltung erfordert, gemahlen wird, wovon die rußische Hausfrau verschiedener Art Speisen zubereitet; jedoch alles sehr einfach tractirt wird. Das Brod ist ziemlich rau und schwarz, und in große runde Laib gewürkt, deren Umgreis sich wohl auf 56 bis 60 Zoll belaufen mag. Was die übrige Nahrung betrifft, ist Kraut, Rüben und Kartoffeln; Kritz ist eine lieblings Speise, der aber meistens ganz dick, wie einen vesten Breu gekocht werden muß; doch wird Kapusta, oder auf Teutsch Sauer-Kraut, vor allem vorgezogen. Fleisch ist im Allgemeinen eine Seltenheit. Was das Getränk anbelangt: ist Kwas, ein von Roggen selbst gebrautes schlechtes Bier; auch werden kleine rothe Rüben, deßen Form wir die Gelbrüben, mit Wasser, in eine Art Krautstande eingemacht, welches aber, jedoch ein nicht verwerfliches geschmackvolles rothes Getränk giebt, wovon ich selbst sehr oft

und mit dem größten Wohlbefinden getrunken habe; Brandenwein aber, ist den Russen das Angemes-|senste, und wird ausserordentlich geliebt. Was die Religion S. 37 betrifft, sind sie nach meinem Erachten eine Art griechischer Christen, und wird alles, was von der Geistlichkeit abhängt, jedoch scheint es maschienmäßig, ohne einen wahren Begriff davon zu haben, pünktlich beobachtet und gehalten. Sie halten ihre Fasten-Zeit, vorzüglich von Fastnacht bis Ostern ganz genau, wo bey einem Landmann, wählender Zeit nicht nur kein Fleisch gekocht, sondern sogar keine Speise mit Fett, ausgenommen mit Oehl geschmälzt wird; dennoch aber, wenn die Ostern oder sonst einen balschaien Braßnig (auf Teutsch großen Fest- oder Feiertag) heranrückt: der Ruß es für eine religiöse Nachlässigkeit hielte, wenn er ein solch großes Fest ohne berauscht ablaufen ließe. Ihre gute Gesinnung oder Höflichkeit, äußern sie gemeiniglich mit einem Kuß; eben so bey einem Willkomm und Abschied. Das Flehen, Bitten, oder Danken, vom Niedern an den Höhern, geschiehet unter Niederliegen auf die Erde, um deßen Schuhe, oder der untere Theil des Kleides zu küssen; vorzüglich aber, wird eine große Hochachtung den Hrn. Geistlichen ertheilt. Ein Begräbniß wird von den Rußen höchst feierlich begangen. Vor der Beerdigung wird die Leiche von den nächsten Freunden und Bekannten noch einmal geküßt, und um Verzeihung gebeten. Wenn der Ruß zu Gott betet, so stellt er sich gewöhnlich gegen Sonnen-Aufgang, sodann nach vollbrachtem Gebet, besegnet er sich mit vielmaligem Kreuz-machen, darauf laßt er sich nieder und küßt die Erde; S. 38 alles | dieses aber geschiehet sehr andächtig, und läßt sich auch im Geringsten nicht in seiner Andacht stören. Auch hat der Ruß die Gewohnheit: daß wenn er des Frühjahrs das erstmal Donnern hört, sich auf der Erde überpurzelt, und kaum hat sich die Frühlings-Sonne blicken lassen, so ist das Baden bey ihnen allgemein. Im Winter machen sie in einem Kessel warmes Wasser, und giesen es in eine Art Backmulde, oder in sonst etwas dazu dienliches (ich glaubte, als ich es das Erstmal sahe, man wollte ein Schwein brühen) nachdem legt sich einer nach dem andern nackend hinein, und wird von seinem Gegner gewaschen. Hemden tragen sie vorzüglich gern von Karton aller Arten, weil sie weniger schmutzen als die andern, und in der Hinsicht des Waschens, ihnen viel Mühe erspart; sie machen auch den größten Staat damit.

Unser Marsch gieng über Willna, Minzk, und kamen anfangs October nach Schmollenzk, aber Napoleon war schon den 14ten Sept: als Sieger, in die große russische Hauptstadt Moskau eingezogen, welches noch bey 90 Stund, weiter von Schmollenzk Entfernt ist: theils kamen ungefehr noch 20 Meil weiter als Moskau. Jetzt nahete sich der Winter, mit einer großen Kälte, der Hunger war gegenwärtig, und Naboleon der Unüberwündliche, schien auf einmal Ueberwindlich zu werden. Hier wäre ein Wort vom Frieden zu sprechen gewesen, wenn man gewollt hätte, wie wohl Ruß-Land, nur England allein, und jetzt auch der Winter auf seiner Seite hatte, so wollte man doch nicht. | Lieber die eigene Stadt verbrennt; und der Feind wieder S. 39 heraus getrieben.

Nun kam auf einmal Angst und Schrecken in die französische Armee, denn Moskau, welches noch der einzige Aufenthalt vor eine solche Armee gewesen wäre, ist

jetzt verbrent. Alles kehrte um und fliehete mit Furcht und Bangigkeit wieder Deutschland zu, und Nabeleon selbst soll gesagt haben, „ein jeder rette sich wie er kann.“

Wir waren das neunte Armee-Corps unter dem Comando des französischen Generals Dendel, aber noch etwas Dunkel von der Moskauischen Begebenheit. Die Großen mögen es wohl besser gewußt haben, darum kamen wir nicht mehr Weiter, sondern zogen uns Links von Schmollenzk nach Wittibsk. Nach vier Tagen marschirten wir da wieder ab, und bald darauf schlugen wir noch zweimal mit den Russen, welche nach meinem Erachten da Ausbrechen und dem Ritterath den Pas abschneiden wollten.

S. 40 Als wir zur ersten Schlacht anmarschirten, war unser damaliger Capelmeister der Musick nicht gegenwärtig, auch niemand wußte wo er geblieben wäre: vermuthlich war er zurück bei seiner Frau, weil sie viel mit der Margententnerrei zu thun hatten. Jetzt hielt ich die Musick aus eigenem Trieb und Vorsicht, so gut wie möglich beisammen, weil dieser Zeitpunkt nicht erlaubte auseinander zu laufen, sondern jetzt die Hauptsache war, beisammen zu bleiben. Alles hörte zwar auf mich, und wir blieben ohnweit von der Schlacht in dem daliegente | Dorf, wo sich mehrere französische Musicken befanden, welche von ihre Regiments-Chöf dahin zurück geschückt wurden.

Wie es Nacht war stellte ich zur Versicherung eine Wacht in den Hof, und die übrigen konnten in das Haus hinein gehen. Diese Nacht war alles ruhig, aber des Morgens kam ein Soldat, und brachte von unserm Herrn Obrist Brückner die Ordre, wir sollten uns Eillend zum Regiment wenden, indeme sich alles Links zurück ziege. Kaum waren wir zum Dorf heraus, so sahen wir schon die Kosacken von Ferne. Ohnweit war ein Walt: ich rufte gleich allen zu, daß man sich in den Walt begäbe, und wir retteten uns alle von den rußischen Kosacken, aber viele andere die sich Einzel verlossen hatten wurden Gefangen, wo sich unser Capelmeister auch darunter befunden hatte. Unser Obrist glaubte jetzt nicht anderst, als die ganze Musick wäre gefangen. Da wir aber bald wieder zum Regiment kamen und ich unser Dasein meldete, so Freuete sich Herr Obrist, bekennte meine Vorsicht und Sorgfalt, und stellte mich der Musick als Capelmeister vor, mit diesem Ausdruck, ich seye und bleibe es und wann auch Nicola (so hieß der Capelmeister) wieder käme so sollte er auf eine andere Art vresorgt werden.

S. 41 Bald darauf wohnten wir der zweiten Schlacht bei, aber alles war vergeblich: wir mußten die Blesirten und Kranken Hilflos zurück lassen, und jetzt auch den Ritterath zur Hand nehmen. Da wir endlich wieder auf die moskauer Hauptstraße | kamen, sahen wir erst die fürchterliche Flucht der großen Armee, anzusehen wie ein Maskenball, aber unser Regiment blieb bis an die Berezina noch ziemlich in Ordnung.

Hier sah es erst Fürchertlich aus: die Russen kamen den vielen Tausend Fliehente in die Flanken, und ein kleiner Theil auf unserer Seite war noch Bewaffent. Wir hörten schon von Ferne den erschrücklichen Kanonenknall. Die Franzosen machten in der Eil zwey Brücken über die Berezina, und dennoch stopfte sich das Volk. Die

Kanonen Pulfer Pagasch und Margententners Wägen, mit einem Wort 1000 Wägen werden nicht genug sein, wo hier an der Berezina in der Flucht waren, ohne die viele Tausend Menschen und Vieh, jedes wollte am ersten hinüber. Wer den Schrecken Angst und Furcht bedenkt oder selbst gesehen, wo man den Feind, ein jämmerlichen Tod, Ahrm und Bein zu verliehren, und keine menschliche Hilfe mehr vor Augen hatte, mag sich wohl näher zu Gott dem Allmächtigen wenden, denn hier war kein Trost, als der einzige Seufzer zu Gott. Viele stürzten ins Wasser und er-säuften, Ein anhaltender Wind, die Kugeln und Schneeflocken in der Luft nebst einem fürchterlichen Geschrey stürmte zu gleicher Zeit: wo man hinsah war alles Aufgezehrt und Verwüestet, und ein mancher ruft jetzt Gott um Beistand an, und suchte Hilfe bey dem, den er noch niemals als Helffer erkant hatte.

Wie größer jetzt die Angst Flucht und Verwirrung wurde, und kein Widerstand mehr gethan | werden konnte, desto Ernsthafter drang der Feind heran. Alles was bishero noch in Ordnung war wurde jetzt in Unordnung gebracht, und mancher Flohe, und suchte nebst seinem großen Verlust, nur das Leben und sich von der Barbahrischen Gefangenschafft zu retten. Hier sahen wir in der Hinsicht des Elends alle einander gleich, und waren Brüder der Flucht. Mehrere Meilen weit war nichts zu sehen als Himmel und Menschen. Alle gefallene Pferde wurden aus Hunger auf-gezehrt. Die Kälte war durchdrügent und kein Tag gab die tröstliche Hoffnung eines schützzenten Nachtquartieres, ohne zu wissen wo man täglich sein Essen her-nehme: vor den Durst mußte man den Schnee am Feuer verschmelzen und das Was-ser davon trinken. S. 42

Die Straßen wurden durch die viele Passanden so glatt, daß Menschen und Vieh auf die Erde hinstürzten, wo manches nicht mehr aufstehen, und niemand mehr retten konnte. Die Pferde, Kanonen und alle Wägen blieben nach und nach zurück, fielen in des Feindes Hände, und die Fuhrleute flieheten mit ihren Leben davon. Säugente Mütter flohen von ihre Säugling, wo ich selbst gesehen habe Kinder mit einem Alter von ein bis zwey Monat auf der Straße im Schnee liegen. Viele tapfere Krieger mußten erfrühren oder erhungern: wenn jemand ein Mittagmal wie mans in der Ordnung und Sicherheit genüßt, hätte können dahin bringen, mochte wohl von einem oder dem andern hundert Thaler dafür bekommen haben.

Unser Regiment hatte sich nun auch ganz verloh-|ren, und einer von dem andern sich verlossen, denn der Zug von Mosgau her, durch Preußen und bis an die Elbe war wie ein Bienenschwarm anzusehen, und so schwer als es sein würde, in einem Bie-nenschwarm eine derselben für sich einzel und immer die nemliche im Gesicht zu behalten, bis der Schwarm zu Ende ist: „Eben so schwer und unmöglich war es, einen Kameraden, sein Bruder, oder einer von dem andern sich nicht zu verliehren.“ Auch eben so wenig war einer vor dem andern zu kennen, Soldat, Officier, Obrist, General, Prinzen, alle waren jetzt einander gleich, und keiner war zu hoch, nicht ein stück Brod, eine Kardoffel oder eine ärmliche Nachtherberg von dem andern anzu-nehmen. S. 43

Als wir einst an einem Abend, da wir von der Musick noch zimlich beisammen und jetzt im Begriff waren etwas Holz und Stro zu sammeln, um uns in der großen

Kälte und langen Winternacht, nur mit einem kleinen Wintschirm und Feuer zu schützen, so kamen einige andere mit Pferde zu uns heran, und einer davon bat mich, um die Nachtherberg auch bei uns nehmen zu dürfen: ich sagte, wir hätten zwar schon vieles an unserer Hütte gearbeitet, aber dennoch könnten sie diese Nacht bei uns bleiben, wenn nur einige von ihnen noch ein wenig helfen wollten damit wir bald ferdig würden: „Darauf rufte derjenige den seinigen zu, und ich hörte die Antwort,“ was befehlen Ihro Durchlaucht? es war ein Fürst mit seiner

S. 44 Dienerschaft, ich zeigte so gleich meine Ehrfurcht und ließ mir von den an-|dern zu wissen thun daß es Prinz von Hohenlon wäre.

Nun blieben wir diese Nacht beisammen, unterhielten uns im Gespräch, und näherten uns der Bekantschaft, wo ich sogleich erfuhre, daß Er auch sein ganzes Regiment nebst Eclepage bei Mosgau verlohren und nichts mehr hätte als wie Er hier wäre. Unteranderm seufzte der Prinz und sagte: „Ach wenn ich nur ein einzigen Tropfen Schnaps hätte.“ Darauf zog ich ein kleines Medizin-gläslein aus meiner Tasche und gab zur Antwort: „Hier Ihro Durchlaucht habe ich Ihnen einwenig Schnaps.“ (denn ich hatte gerade den Tag vorher die glückliche Gelegenheit etwas Brandenwein zu bekommen) Freudenvoll als wenn sich gleichsam der Himmel über Ihn erhellt hätte nahm mir der Prinz das Gläslein ab, dankte und gab mir einen Thaler dafür, mit diesen Worten, wenn ich glücklich wieder nach Haus kommen und mich je einmal in seiner Gegend befunden sollte, so sollte ich zu ihm kommen, und des andern Morgens zog jeder wieder seines Wegs.

Bald hatte ich die große Reise durch Rußland in der fürchertlichen Flucht zurück gelegt, aber je weiter man heraus kam, desto mehr Menschen haben sich nach und nach verlohren, theils kamen durch Hunger oder Erfrührung jämmerlich um das Leben. Viele Tausend wurden Gefangen, und die Mehresten starben auch in diesem Elend. Als ich endlich nach Wilna kame, hatte ich nur noch zwey Mann von unserer

S. 45 Musick bei mir, welche doch vor die-|sem 30 Mann stark war. An und unter dem Thor war ein fürchterliches Geträng, denn die Straße war manchmal für die Fliehente nicht breit genug, viel weniger jetzt das schmale Thor, und es sah gleichsam aus wie ein gespantes Wasser welches auf ein Mühlrath gerichtet wird, wo hinten vielmehr zusammenfließt als vornen durch die kleine Oefnung durchrauschen kann. Der feindliche Kanonendunner nahete sich schon wieder, und viele die jetzt nicht durch kamen mußten sich den stürmenten Kosacken preis geben. Unter dem Thor lagen Menschen und Vieh die verdrückt wurden so Hoch aufeinander, daß ich bei meinem Durchdrängen beinah oben am Gewölb anstieße, aber einer von meinen Kameraden der die türkischen Deckel hatte wo bei der Musick gebraucht werden, blieb zurück.

Der Abend schimmerde schon, und ich blieb diese Nacht mit den übrigen Bekanten nebst viele Tausend andere hier in der Stadt Wilna. Kurz, es gieng eben den andern Morgen so ängstiglich zur Stadt heraus als den Tag vorher hinein, meine paar übrigen Kameraden und Bekanten verliehrten sich jetzt auch noch und kamen in die rußische Gefangenschaft, welches einer davon ein Hauboist war namens Phallen-tien Dietz, der andere ein Unteroficier aus meinem Geburts-Ort Weißweil na-

mens Georg Haag, der dryte ein Grenatier gebürdig von Botdingen namens Pracht, und nach diesem wieder aus Gefangenschafft zurück kam, die übrigen aber sind in der Gefangenschafft umgekommen.

| Nun gieng ich unter dem großen Zug Menschen aber etwas langsam die Straße fort, denn ich hätte gern meine Kameraden und hauptsächlich der Mann wieder gefunden der die türkische Deckel hatte, welche der Herr Obrist Brückner kurz vor dem Ausmarsch nach Rußland für 19 Luisdor gekauft hatte. Aber durch mein gewissenhaftes Gemüth tat ich mir großen Schaden: ich blieb immer weiter zurück, und wurde bei Kobno an der Memel welches schon die preußische Kränze ist, in einem Baurenhaus Nachts um 12 Uhr von den russischen Kosacken gefangen genommen. S. 46

Jetzt war die tröstliche Hoffnung meines Lebens Rettung verlohren: erstlich hatte ich den grosen weiten Weg nach Rußland zurück Transportiert zu werden vor Augen, 2tens die große Kälte, 3tens Ausgezogen und Beraubt zu werden, 4tens kein Obdach, 5tens nichts zu Essen, 6tens Schläge, und 7tens Erhungern Erfrühren oder sonst auf eine jämmerliche Art das Leben zu verlohren.

Keines von diesen Leiden blieb aus, sondern noch viel größer wurde das Elend als man sichs vorgestellt hatte. Des andern Morgens wurden wir einige hundert Gefangene wo sich noch mehrere Badische darunter befunden haben, nach Kobno in ein Kloster gebracht, und saßen 7 Tag ohne daß man uns etwas zu Essen gab. Wer da nicht sein Geld oder wenigstens etwas davon erhalten hatte, mußte Erhungern. Alle Gäng in diesem Kloster lagen in kurzem so voll tode Menschen, daß man die Thüren fast nicht mehr aufmachen konnte. Die Kosacken | stürmten täglich hinein, Schlugen und Blinderten uns aus und nahmen was ihnen gefiel. Mein Geld welches ungefehr noch in 6 preußische Thaler bestunte habe ich doch Glücklich erhalten, aber auch in den sieben Tagen gebraucht und doch großen Hunger dabey gelitten: den die Juden brachten nur Brod um ihnen zu bereichern und nicht uns zu speisen, und nahmen vor ein Brod was hier 4 Kreutzer kost, ein kleinen Thaler dafür und auch ein großen, und dennoch mußte mans mit Angst und Schrecken kaufen, denn wenns die Kosacken sahen, nahmen sie uns das Geld gegen Schläge ab. Auch kamen die Bauers-Leute vom Land und raubten uns noch das was den Kosacken nicht anständig war, so, daß auch mir einmal ein Bauern-Weib das Halstuch von meinem Halse abgezogen hatte. S. 47

O Schmerzent ist es, und einem manchen gefühlvollen Leser werden die Thränen flüßen wenn er nach vielen Jahren noch ein gefühlvollen Blick mit einem mitleidtem Auge dahin wirft, wo nichts als Verachtung, Verspottung, Hunger und Kälte, und keine barmherzige Seele mehr vorhanden war: wo man über ein klägliches Anhalten um Essen oder Wärme Verspott, Verlacht, Verfolgt und geschlagen wurde.

Nach sieben Tagen wurden wir wieder gegen Rußland zurück Transportiert, und mußten Nachts unter dem freien Himmel verlieb nehmen. Da wir die erste Nacht ein kleines Feuer machen und ich es ganz Betrübt anblasen wollte, so bekam ich auf einmal von einem russischen Bauer ein Schlag | auf den Kopf, daß ich einige Minuten halb Tod auf der Erde im Schnee lag. Einige fielen aus Mangel an allem, von sich S. 48

selbst um, und gaben erst nach vielem Leiden ihren Geist auf. Als wir dieses alles mit ansahen und uns das Elend immer mehr drückte, so Unterreden wir uns einige Landsleute und giengen diese Nacht den Kosacken heimlich davon. Jetzt schafften wir uns mit vieler Mühe durch den großen Schnee, Gebüsch, und über die die gefrorene Memel hindurch. Des andern Morgens kamen wir ganz Ermattet und Erfrohren in ein Dorf, wo wir dachten uns ein wenig zu erholen oder etwas Essen zu bekommen: aber Unbarmherzig stürmte man auf uns zu, nahm uns wieder das Beste von unserer ärmlichen Kleidung, und blieb uns nichts mehr übrig als mit unserm Leben davon zu fliehen. Nun giengen wir wieder in Walt, gleichsam wie wilden Thiere die auf der Jagt von dem Jäger verfolgt werden. Die Füße sind uns in die Schuhe angefrohren. Die Hände und Ohren wurden vor Kälte steif. Unsere Gesichter mit sehr großen Bärde (weil wir uns nicht mehr Balbieren konnten) wurden durch den Atem mit Eis und Dufft behenkt; und so zogen wir wie die Wilden, trostlos und ohne Hoffnung umher. Nach einigen Tagen kamen wir daß zweytemal durch die rußische Kosacken in Gefangenschafft, blieben aber nur zwei Tag, dann giengen wir ihnen wieder durch, und wurden bald darauf (gerade auf den heiligen

S. 49 Christ-Tag) bei Brien von den rußischen Jäger daß 3te mal Gefan-|fangen, und des Nachts in ein Kalten Ziegenstall gebracht.

Nun wurde Jammer und Elend noch viel größer. Die Bauern stürmten mit zu uns hinein, blinderten uns und zogen mir meine letzten Hosen jetzt auch noch aus: „O Schrecken und Jammer, Schaudernt ist es vor den der sichs nur denken läßt, vielmehr vor den der sich selbst in solchem Elend befündet.“ Ich hatte nun nichts mehr als meine Augen zum Weinen: auch die geringste Hoffnung war jetzt verlohren und keine mitleidende Seele mehr zu fünden.

Jetzt giengen wir wie ein Stall voll Schaaf untereinander herum und schrien überlaut vor Hunger und Kälte: aber ein glücklicher und freudenvoller Augenblick war es, wie wir auf einmal etwas Mehl und rohes Ziegenfleisch fanden und jetzt etwas zu Essen hatten. Aber noch viel glücklicher schätzte ich mich wie ich noch dazu zwey Bocksfell bekam, welche ich mir um meine Füße wickelte, gleichsam wie Jacob um seine Hände da er sich vor seinen Bruder Esau ausgab.

Am zweiten Weinachtsfest wurden wir nach Brien, und den Tag darauf mit noch mehrere hundert Gefangene wieder zurück gegen Wilna Tranzportiert. O, wie erbärmlich wurden wir jetzt mit dem hunrigen Leibe, ungekleidet, und wie das Vieh mit Schläge die Straße fortgetrieben, und die gröste Ergötzlichkeit herrschte unter dem rußischen Volk, wenn sie sahen, wie einer nach dem andern dahin stürzte, und

S. 50 aus Schwäche im Schnee verstickte,| und freueten sich wenn sie Jammern hörten und unser Leiden vernahmen. Wir schrien überlaut zu Gott dem Allmächtigen, um Rettung und Hülffe in dieser Noth, auf eine Art entweder Leben oder Tod.

Da wir nun bald wieder Wilna erreicht hatten, und vor Schwäche fast nicht mehr gehen konnten, so giengen wir unsere drey Badische, nemlich ich ein Soldat von ersten Regiment, und ein Husar namens Mayer gebürdig von Rastadt, in ein nah an der Straße stehentes Haus, welches aber Ruiniert und nicht Bewohnt war, und wollten uns etwas zu Essen suchen: wiewohl aber in einem solchen Haus nicht viel

zu fünden ist, so hatten wir doch mit halb verwesene gefrorene Rüben auch verlieb genommen, die manchmal hie und da auf einem Dunghaufen gefunden wurden. Nun fanden wir aber ein Pferd, welches noch bei Leben war. Wir stürmten sogleich wie die Wölfe drauf zu: und da es Tod und geöffnet war, so aßen wir das zusammengerunnene warme Blut aus des Pferds Leibe heraus. Wir nahmen von des Pferds Fleisch so viel wir fortbringen konnten, mit auf den Weg, und giengen dem Tranzport wieder nach. Darauf wendete ich mein Antlitz gen Himmel, und versprach bei Gott dem Allmächtigen: wenn mir sollte das große Glück gewittmet sein, wieder aus diesem großen Elend zurück nach meinem Vaterland zu die Meinigen zu kommen, und ich das erstmal meines vaters Hause wieder betrete: so soll bei meinem Eintritt, ehe ich ein Wort mit mir sprechen lasse, den | Dank für Gottes gütige und weisliche Rettung aus mir erscheinen; und so giengen wir in diesem kläglichen Gespräch die Straße langsam fort.

S. 51

Nicht lange darnach begegnete uns eine rußische regiments Musick, und ich sahe Instrumenten die ich nicht kannte und auch in meinem Leben noch nicht gesehen hatte. Ich betrachtete sie sehr genau, aber mit betrübtem Herzen, und dachte; „Ach wie glücklich sind diese Mensen gegen mir, da sie mit Ordnung, Zufrieden, und ohne Angst und Verfolgung ihre Straße ziehen können.“ Darauf sahen sie mich auch an, und merkten daß ich ein Musicant wäre: sie fragten mich etwas auf Rußisch, aber ich verstunte es nicht, und wußte auch nicht ob man mich wie die Zeit her geschehen, Mißhandeln wollten, darum eilte ich wieder meinen Kameraden nach. In diesem kam ein Ofecier (vermuthlich haben die andern ihm gesagt daß ich ein Musicant seye) und sie ruften mir wieder zurück. Nun fragt mich der Ofecier: „di Musicant?“ (das heißt nach dem Teutschen Ausdruck, „bist du ein Musicant?“ „Ja sagte ich.“ „Karoscho,“ sagte er wieder: (das heißt auf Teutsch, gut). Darauf wendete er sich um und befahl, mir ein Schnaps zu geben, und sogleich geschahe was befohlen war. Der geneigte Leser wird hier ersucht, nicht zu glauben daß ich damals die Rußen schon verstanden, nein, sondern erst nachher etwas gelernt habe, und dann wieder an die Worte dachte; die auf jenem Blatz zu mir gesprochen wurden, wie man weiter in meiner Erzählung hören wird.

| Den 30ten Dezember 1812. war es da sich die Stunde meiner Erlösung nahete: ja ich sahe schon, wie sich die finstere dicke Wolken über mir zertheilten, und wie dort von Ferne schon ein glänzender Sonnenstrale empor kommt, bald bald ist der Sturm vorüber, und der herrliche Sonnen-Glanz wird mich wieder beleuchten. Der Ofecier ließ mir ein Mandel geben, und die Musicanten nahmen mich mit ins Quartier. „Ach wie glücklich fühlte ich mich, da ich wieder meine Nacht-Herberg in einer warmen Stube auf dem Stro nehmen konnte, und zu Essen hatte.“ Ja sie pflegten mir wie eine Mutter ihrem Säugling: sie Balbierten mich, heilten mir meine aufgefallene Wunden, einer machte mir von einem alten Mandel ein paar Hosen, und wickelten mich noch in ein rußischen Bauern-Kittel ein.

S. 52

Gerade auf das Neu-Jahr 1813 marschierten sie da wieder ab, und nahmen mich von einer Station zur andern mit, aus rußisch Bohlen heraus: traf sich aber daß wir zufälligerweise über Marienburg kamen, wo ich mein guten Freund und alten

Hauswirth wieder angetroffen habe. O wie erschrack er, da er mich jetzt in diesem elenden Stande sahe: denn ich sahe aus in dem rußischen Bauern-Kittel, wie ein solches Ungeheuer, wovon die Erklärung schon fruher in meiner Erzählung ist. Er war gerade auf dem Rathhaus: ließ mich aber sogleich durch ein Polizeydiener in sein Haus bringen, wo ich von seiner Frau Essen und Trinken erhalten habe. Da ich wieder fort wollte und von ihm Abschied nahm, so gab er mir einen thaler Geld

S. 53 nebst ein | paar Winter-Handschuh mit auf den Weg, und sagte, „wenn sie je wieder Glücklich und Gesund sollte zu Haus kommen, so schreiben sie mir ganz umständlich, auf daß ich auch erfahre wie es ihnen gegangen ist, und wenn es vier Bögen Papir ausmacht: dessen Atres! An Herr Registerrather Bandau, in Marienburg in Westpreußen. „O was für ein tröstlicher Augenblick, und ein gefühloser Mensch müßte der sein, der ein solchen Mann nicht auf seiner Seite der Liebe behält.“ Er wird einst zur rechten Hand stehen und die Stimme hören: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist mir über wenig Treu gewesen, gehe ein zu deines Herrn Freude.“ Freudenthränen flossen mir, und ich sagte: „ich kann Ihnen keinen Dank für Ihre Güte und Mitleid erweisen, als Sie für einen Wohltäter mein Lebenlang in meinem Herzen zu tragen, und Ihren großen Namen einst in meinem Vaterlande erschallen lassen.“

Darauf gieng ich wieder mit den Rußen fort, bis nach Torn in Bolen an der Waigsel. Nun kamen sie wieder zu ihrem Regiment, denn es stunte schon da, um die Vestung zu belagern, indeme die Baiern Torn noch in Besatzung hatten. Man brachte mich sogleich zu ihrem Herrn Obrist, namens Bandineus, welcher ein Teutscher, nemlich ein Curländer war. Er fragte mich also diß und jenes, wie es mir eigentlich gegangen, und ob ich ein Musicant wäre: „ja sagte ich,“ und erzehlte ihm dann mein trauriges Schüksal: wußte aber noch nicht was diese Leute mit mir vor hatten, de-

S. 54 ßentwegen verleu-|gente ich auch mein Namen, und gab zur Antwort als man darnach fragte: „ich heiße Kasper Müller.“ „Bleibst jetzt bei uns, fuhr der H. Obrist weiter fort, und bringest mir meine Musick ein wenig in Ordnung.“ Darauf erwiderte ich! „Es wäre mir unmöglich Dienst zu nehmen, indem ich Frau und Kinder zu Haus hätte, und auch nicht willens wäre meinem Vaterland untreu zu werden.“

Der Herr Obrist war sehr Vernünftig, und gab mir zu verstehen, daß ich in dieser Hinsicht kein Angst haben sollte, sondern ich möchte nur so bei ihnen bleiben, um ihnen die Musick in ein bessern Stand zu setzen, dafür sollte ich so gut wie möglich von ihm bezahlt werden, und alle Tag frei sein.

Jetzt war das ein hellglingenten Ton für mich, und ich dankte Gott in meinem Herzen. Man sahe schon daß die Franzosen nicht mehr vorwerths kamen, denn die Preußen sind schon von ihnen abgefallen: alliirten sich und siegten täglich mit den Rußen, welches mir Hoffnung machte, bald nach meinem Vater-Land zu kommen. Nun fieng ich an zu Arbeiten, und brachte die Musick in kurzem so weit, daß sie bei dem ganzen margowischen Corps vorgezogen wurde, und gewann mir dadurch viel Gunst: so, daß mich der H. Obrist wieder kleidete, mit Geld unterstützte, und mir alle Gewalt über die Musick gab. Es war das 27te Jäger Regiment von der 16ten Di-

vision des Herrn General Boladow, deßen Corps H. G. Margow, unter dem Kommando des H. G. Feldmarschall Graf v. Beningsen.

Freilich fiel es mir anfangs sehr Schwer, nemlich, | bei 40 rußische Musicanten Kapelmeister zu sein: indeme ich nicht Rußisch Sprechen konnte, und auch keiner von ihnen die Teutsche Sprache verstunte. Auch wußte ich nicht, wie diese viele messingene Horn, die ich hier das erstemal sahe, in ihre Tonarten beschaffen sein: da sie von verschiedener Größe, aber alle nach einerlei Art gemacht waren. Ich betrachtete sie ganz genau, und ließ mir entlich mit vieler Mühe alles begreiflich machen: denn die Musicante mußten nur merken was ich fragte, und ich was sie antworteten. Sie zeigten mir Nothenbücher, bliesen mir vor, und dann wurde ich klug in der Sache, und brachte es ins Reine, wie diese art Horn gesetzt und geblasen werden: nemlich jedes hat nur einen Ton, dann hat man so viele, gemeiniglich vom G. Bass durch alle ganzen und halben Töne, bis in das, ober der Linie zweimal gestrichene Discant C. S. 55

Denn, hat man sie tiefer, so ist das 4 bis 5 Schuh lange Horn zu schwer: und hat man sie höher, so ist das fingerkleine Hörnlein zu schwierig anzublasen. Die Musick wird gesetzt wie Clavier-Musick. Die Horn sind eingetheilt, in Bass, Tinor, und Discant, und ein jedes hat nach dem Tabellen, und eigenem Ton seinen Namen. Wenn die Partitur geschrieben ist, so wird einem jeden Horn nach seinem Namen, dieselben Nothen heraus geschrieben und die Tacke, wie auch schon in der Partitur nummeriert: dann zehlt ein jeder Tack vor Tack weiter und blast unter Pausen, nach gehöriger Eintheilung die folgende Nothen. Es kann aber einer zwei, und im Nothfall auch drei solche Horn blasen: nur ist | zu bemerken, daß dieselben nicht zur Hand genommen werden, von welchen die Töne oder Nothen in der Partitur nicht zu nah auf einander folgen, damit man durch Pausen, bequem mit dem Mund von einem auf das andere kann. Wenn dann alles nach gehöriger Art gesetzt und geblasen wird, so ist die Harmonie nicht unangenehm: und ich wollte wetten darauf, daß wann jemand der es nicht weißt, eine solche Horn-Musick von Ferne hörte, wo er nicht sagen würde, „ich höre eine Orgel.“ Man kann auch diese Horn ganz rein Stimmen: dann ein jedes hat unten an seiner Dicke, ein Aufsatz mit einer Schraube, wo in jedem Fall, wenn der Ton zu hoch oder zu tief ist, die Schraube aufgeschraubt und der Aufsatz aus und ein gezogen werden kann. Es können Adagio, Andante, und auch in einem etwas langsamen Tempo, Allegro damit geblasen werden: doch ist es mit sehr pünktlichem Zehlen und Aufmerksamkeit verknüpft, wenn man zum Exempel in einem Lauf, 8tel oder 16tel zu schlucken und zu blasen hat, daß den Pausen und Nothen ihren gehörigen Werth gegeben werden. Man kann solchen Horn-Nothen fünf Linien ziegen wenn man will, auch nur drei, und wenn man nicht will, gar keine: denn es folgen immer einerley Nothen in ihre Namen, und das Horn gibt keinen ander Ton, weil es nur einen hat: wenn man nur richtig Pausiert und den Nothen ihren gehörigen Werth gibt. Alle andern Instrumenten aber, hat man ebenfalls, und die Horn werden bei | der türkischen Musick nur zum Abcompanima gebraucht S. 56 S. 57

Ich ließ mir dann alles sehr angelegen sein, war fleißig und arbeitete Tag und Nacht, nur mir Gnade und die Gunst zu erwerben, um mich einst mit Ruhe und Frieden, wieder nach meinem VaterLand ziehen zu lassen; aber je fleißiger ich war, desto angenehmer und anständiger war ich ihnen. Die Musicanten waren mir sehr geneigt, und zeigten Ehrfurcht gegen mir: denn sie sahen daß mir alle Gewalt gegeben war, und großen Nutzen durch mich hatten: ich verschafte ihnen vielmehr Freiheit, und suchte das strenge Wesen, nach und nach von ihnen abzuwenden, welches gewöhnlich bei den Rußen herrscht: wie wohl aber bei der rußischen Nation eine strenge Manns-Zucht sehr nothwendig ist, indem die Teutschen oder französische Sitten, sehr fremd bei ihnen sind, und zwei bis drei hundert Ruthen auf den nackenden Buckel beinah eben so viel Würkung macht, als einem Franzosen eine Stunde Arest: deßentwegen lachte der H. Obrist auch manchmal wenn er mein Vorhaben vernahm, daß ich die Musicanten mit Sanftmuth und Liebe hoffe zu gewinnen, „und sagte:“ ich glaube schwerlich. Aber nichts desto weniger als daß es mir fehlschlug.

S. 58 Nach und nach lernte ich auch etwas Rußisch Sprechen, und gewan mir immer mehr und mehr Liebe. Aber dieses alles machte mir nicht viel Freude: denn, das Sehnen nach meinem Vaterlande und das Anliegen durch die Meinigen, unterblieb | doch nie in meinem Herzen, und ein muthloses Wesen nagte an meiner Ruhe. Die Hauboisten oder Musicanten, (bei den Rußen heißt es Musicanti) taten was sie mir an den Augen ansahen, und der Brandenwein oder Schnaps (Watki heißt es auf Rußisch) welchem diese Nation Menschen sehr übergeben ist, floß in allen Ecken: so wohl bei allen H. Offecier, wie auch bei den Musicanten, und hätten mich manchmal fast Versäuft, wenn ich es nur angenommen hätte.

Gegen Fruh-Jahr setzte mir eine Krankheit durch einen körperlichen Aussatz zu: denn der häufige Schnaps trieb alle böse Säfte aus meinem ruinierten Körper; aber der H. Obrist schückte mir ein Chirurgus, und ich wurde bald wieder Rein auf meinem Leibe. Bald darauf mußten alle Regimente, welche sich bisher noch in den umliegenden Dörffer befanden, näher nach Torn an die Vestung hinrücken und das Lager beziehen. Aber wie Freude sich der H. Obrist, da so gleich den andern Morgen seine ganze Musick, vom H. General-Marschall, belagerungs Comandant von Torn vorgezogen und wieder aus dem Lager zurück gerufen wurde, um Ihme alle Abend eine Abendmusick zu machen, welcher zwei Stund von dem Lager auf einem Edelfhof logierte. Er ließ mich in voller Freude zu sich rufen, gab mir wieder einige Rubel Geld, (eine Rubel ist 2 Teutsche Gulden) und schückte mich in seinem größten Vertrauen mit der ganzen Musick dahin, wo wir hernach in diesem Edelmanns-Dorf, ganz | bequem einquartiert wurden, und bis zu Ende der Belagerung unser schöne Ordnung hatten.

S. 59

Auf den heiligen Karfreitag in diesem Jahre 1813 wurde die Stadt Torn mit Capitation übergeben, nemlich die Baiern welche Torn bishero noch in Besitz hatten, durfften ohne Gewehr und Waffen nach Haus gehen und nicht als Kriegsgefangene angesehen werden: wir aber nemlich die Rußen übernahmen die Stadt und marschierten auf den heiligen Oster-Tag mit der schönsten Ordnung ein, wo wir bis den

12ten August zur Besatzung stehen blieben. Der H. Obrist ließ mir so gleich ein bequemes Quartier geben, und die Musicanten legte Er kasernenmäßig nahe dabey in ein großes Haus, wo ich die währende Zeit täglich zweimal Probe mit ihnen machen konnte.

Von dieser Zeit an wurde auf fünf Monat Waffenstillstand gemacht und vom Frieden unterhandelt. Aber Napoleon konnte von seiner vorrigen Ehre Pracht und Stolz nicht so leicht ablassen, und genehmigen was von Ihm gefordert wurde. Er sammelte in währender Unterhandlung wieder eine Armee und stellte sich in Sachsen an der Elbe. (Vermuthlich in der Meinung, der vorrige Sieger und Weltbeherrscher wieder zu werden.) Aber alles war vergeblich. Ob gleich wohl der oestreichische Kaiser seyn SchwiegerVater war, so fiel Er doch von Ihm ab, und alierte sich mit Rußland, welches schon ein Hauptpunkt seines Verderbens war.

Da nun endlich die Zeit des Waffenstillstands zu Ende gieng, so giengen wir den 12ten August von | Torn wieder ab, und marschierten durch Bolen, Schlesien und nach Dresden zur Belagerung. Da wir nun daselbst waren, so geschahe den 18ten October bey Leipzig noch eine Haupt-schlacht, aber die Rußen und Preußen siegten, und Napoleon mußte jetzt Teusch-Land mit dem größten Verlust verlassen, und sich mit den Uebrigen seiner Armee bey Frankfurt und Mainz schleinig über den Rhein begeben.

S. 60

Ja dieser schreckbare blutige Kampf brachte jetzt die Auflösung des ganzen rheinischen Bundes, und eine neue Furcht in die französische Armee. Viele tausend Todte und Blessierte befanden sich in dieser Schlacht. Mehrere Franzosen verlohren ihr Leben durch Ersäufen in der Flucht über die Elster, unter welchen sich der neuernannte französische Marschall Fürst Poniatovsky auch befunden hatte.

Muth und Freude erreckte sich jetzt in meinem Innern, durch die Hoffnung bald mein Vaterland wieder zu sehen, und eiferte noch viel mehr, mir ein Lob meiner Aufführung von diesem fremden Volk in mein Vaterland zu bringen. Nicht lange darnach bekam ich mein eigen Reitpferd mit einem neuen englischen Sattel, auf welchem ich auch später nach Carlsruhe gekommen bin. Nach der Uebergab Dresden erhielt ich von einem H. Major namens Lutgovsky einen dunkelgrünen Ueberrock, (weil ich mich nicht militärisch tragen wollte) wofür er 20 preussische Thaler ausgelegt hatte.

Ich freuede mich zwar darüber, und dankte Gott für die bishero gütige und weisliche Versor-|gung und gefundene Gnade bey diesem fremden Volk. Aber noch viel tröstlicher war mir der von Dresden baldige Abmarsch, durch die fröliche Nachricht, nach Frankfurt und gegen meinem Vaterland zu marschieren. Aber bald verschwand diese fröliche Hoffnung, und verwandelte sich in Mißmuth und Zweifel: denn gleich den zweiten Tag kam die Order, daß das ganze markovische Corps nach Hamburg marschieren solle, indem die Franzosen diese Vestung noch in Besitz hatten.

S. 61

„O wie war es mir jetzt zu Muth.“ Ich gienge mit mir selbst zu Rath, und sinnierte was zum Besten für mich zu thun war. Weil ich aber nebst der großen Gnade und Gunst die ich hier fandte, doch immer ein Gefangener war, so konnte ich nicht sagen:

„gebt mir mein Entlaß, ich will nach meinem Vater-Land zurück kehren.“ Dann selbst mein Regiment mußte sich wie ich vernommen habe, bey der leipziger Schlacht den Rußen und Preußen noch gefangen geben. Auch wollte es mir nicht gefallen für mich selbst so weg zu lauffen, und mich dem vorigen Elend wieder preis geben. Also blieb mir nichts übrig als noch mit nach Hamburg zu gehen und meinem Schicksal abzuwarten.

Im Dezember in diesem Jahre 1813. kamen wir richtig bey Hamburg an. Auf der französischen Seite war zur Vertheidigung Hamburg, der Marschall Prinz Eckmühl. Zur Belagerung aber, war auf der rußischen Seite, Marschall Graf von Benningsen.

- S. 62 Gleich darauf fieng es an zu wintern und Kalt | zu werden. Die Erde wurde mit tiefen Schnee belegt. Die an Hamburg verbeyfliessente Elbe, wurde so hart gefrohren daß die schwersten Kanonen konnten überpassieren. Der französische Marschal Eckmühl, ließ alle Einwohner welche er nicht auf die bestimmte Zeitlänge verproviantirt fande, von all ihrem Haab und Guth zur Stadt heraus treiben. Alle Straßen waren in dieser kalten Witterung mit Fliehente und Vertriebene angefüllt, und ein manches wo vielleicht sein Lebtage ein Diener oder Dienerin gehabt, und wohl möchte seiner Ehre zuwider gewesen sein, nur eine Kleinigkeit über die Gasse, oder etwas eingekauftes auf dem Markt selbst nach Haus zu tragen, mußte jetzt mit einem kleinen Bündlein auf dem Rücken, ganz verlassen durch den Schnee wandern. Alle Gebäuer außerhalb der Vestung wurden verbrent. Es ist aber nahe bey Hamburg noch die Stadt Altona, und nur eine halbe viertel Stunde von einander entfernt ist, wo mans von einem Thor zum andern, auf dem hamburgener Berg heißt, wo eine schöne Straße, Spatziergang, und mit prächtigen Wirths Häuser, Krämerläden u. d. g. bestellt war; auch da blieb nicht ein Stein auf dem andern.

- Von disseits der Elbe und Hamburg, gegen Hanover, ist drey Stunde weit, bis an die noch kleine Vestung Haarburg eine einzige Tiefe und Sumpf, und hält schwer von der Seite ankommen zu können. Die Rußen machten oft ein Versuch, aber ohne Wirkung. Das Hauptquartier von Graf Benningsen, war jenseits in Binnenberg, und die rußische Truppen waren auf den umliegenden Dörfer verlegt. Wir befanden uns in Neuendorf, später aber und bis zur Uebergab Hamburg in Logstett.
- S. 63

Nun forschte ich fleißig nach, wie es dann mit dem Kriege und überhaupt mit meinem Vaterland oder badischen Millitair aussehen würde. Ich suchte mich hie und da mit vernünftigen Leuten bekannt zu machen. Manchmal mußte ich den Rußen Dolmetscher seyn, wo sich jeder Teutscher, der solchen Fällen gegenwärtig war, meiner guten teutschen Sprache wunderte, da doch sehr wenig Rußen so gut Teutsch sprechen können, bis ich endlich Gelegenheit hatte, ihnen mein Schicksal kläglich zu offenbaren, mit dem Gedanken, „es ist vielleicht später noch ein Wörtlein mehr nothwendig zu sprechen.“ (von der Hilfe in der Noth) Unter anderm fand sich ein sehr rechtschaffener Mann in meiner Bekantschaft, mit Namens Myer, welcher seiner Profession ein Parückenmacher war, und vor und nach dem in Hamburg in der Valentinkamp Nro. 154 wohnte; damals aber während der Belagerungs-Zeit sich in Neuendorf befand, und seine eigene Wohnung da hatte. Dieser brafe Mann samt

allen im ganzen Hause, erzeugten mir viel Liebe und Freundschaft. Wenn ich manchmal zweifelte ob mich die Rußen wenn es Friede oder wenigstens mein Land offen ist, auch würden mit Frieden abfolgen lassen, so tröstete er mich in meinem Schicksal, und sagte; „wenn nur Hamburg einmal | offen ist, dann wollen wir der Sache schon ein Weg finden.“ S. 64

Endlich erhielt ich die tröstliche und auch wahrhafte Nachricht, dass das Land Baden (Grosherzogthum) samt dem ganzen rheinischen Bund allirt, und auch das Militair schon mit den rußischen Truppen gegen Napoleon über den Rhein gegangen wäre. Ja fast ganz Europa, und alles was ehemals mit Napoleon war, war jetzt wider Ihn, und allirte sich mit Rußland.

Im Dezember 1813. gieng Sr. Majestät Kaiser von Rußland, Kaiser von Oestreich und König von Preußen, an der Spitze einer zahlreichen Armee bei Basel über den Rhein. Ja wie ein Schneegestöber stürmte alles auf einmal hinüber. Eine Brücke an der andern stunt von Basel bis nach Mannheim, auf dem Rhein; und es war die Anzeigung einer schnellen Eroberung Frankreich, und einem baldigen Frieden.

Gegen Fruhjahr 1814 erklärten sich die sieges Nachrichten immer deutlicher, und ich forderte mein Entlaß. Der H. Obrist Bandineus meinte, Er wolle mich zwar in dieser Hinsicht nicht kränken, sondern mir alles mögliche, Paß und Marschroude vom Haupt-Quartier Graf v. Benningsen verferdigen lassen: nur rathe Er mir, noch eine kurze Zeit zu bleiben, bis alles noch mehr in Ordnung käme, indem man durch die gewissesten Nachrichten Hoffnung hätte, daß Kaiser Alexander bald als Sieger in die große französische Hauptstadt Paris einziehen, und der allgemeine Friede sich erklären | würde. Ich ließ mir auch den Vorschlag gefallen, aber ich hatte nunmehr keine Ruhe. Gleich darauf tönte ein freudiges Frohlocken über den Einzug am 31ten Merz 1814 in Paris, in alle Länder. Sr. Majestät Kaiser von Rußland divilierten an der Spitze seiner Garde durch die Stadt: und als Er von seinem Pferde abstieg, sprach Er, „nun wird das Blut einmal aufhören zu fließen.“ Ja man hörte sogleich in allen Gegenden die freudigen Töne des Friedens aller Glocken; und Napoleon Kaiser von Frankreich wurde vom Thron enthoben, und mit sechs Millionen jährliche Pension auf die Insel Elba gebracht. S. 65

Nun gieng ich das Zweitmal zum H. Obrist und bat um einen Paß nach Haus zu reisen. Aber man versprach mir wieder, „gleich nach dem Einzug in Hamburg sollte ich meine Entlassung haben.“ Gleich darauf schickte Er mir (der H. Obrist) ein Offecier, und ließ mich fragen was ich jährlich haben wollte wenn ich mit nach Rußland gienge, man wollte mir noch ein Pferd und ein Wagen geben, und ich sollte Frau und Kinder kommen lassen. Aber ich dankte ganz gehorsam für die gütige Anerbiethung, und merkte jetzt, daß bald ein Wörtlein mit vernünftigen und guten Leuten nothwendig zu sprechen ist.

Bald darauf wurden die Thore von Hamburg geöffnet, und der herrliche und freudige Einzug wurde von den rußischen und englischen Truppen gehalten. Sie divilierten durch alle Gassen der Stadt. Alle Häuser, Fenster, ja sogar alle Dachläden waren mit Menschen angefüllt, mit weissen | Fähnlein oder Tüchlein in den Händen; und es war ein Tag des Jubels. S. 66

Jetzt gieng ich das Drytemal zum H. Obrist, und bat, mich der Gefangenschaft loszugeben indem ich vernommen habe, daß das Regiment schon die Marschorder hätte, sich von da wieder zurück gegen Rußland zu ziehen. Der H. Obrist sagte, sie marschieren nur einige Märsch weiter ins Dänisch hinein, da aber blieben sie wieder stehen, ich sollte also noch mit dahin gehen, alsdann wolte er mir Paß und Marschrouth geben, um dann von da nach Haus reisen zu können. Nein (dachte ich) man würde mich so lange täuschen bis man mich nach und nach wieder nach Rußland brächte. Muthlos und kränkend fühlte ich mich, denn die vorher schon lange Täuschung gab mir den größten Beweiß, mir weiter nichts übrig geblieben zu seyn, als jetzt verlassen und kummervoll den Weg meines Vaterlands suchen zu müßen. Das Innerste meines Gewissens, die Liebe der Meinigen und des Vaterlandes, hatte mich einzig veranlaßt das Schicksal zu wagen, bey gute Freunde Hülfe zu suchen, um der Unruh und Qual ledig zu werden. Ich faßte mich kurz, gieng ins Quartier der Musicanten, und sagte zu dem der mir immer mein Pferd besorgte, Babine! (so hieß er Mann) sattel auf den Abend mein Pferd und bring mirs zu meinem Quartier, ich will ein wenig spazieren reiten. Darauf gieng ich nach Haus, faßte Muth, und packte meine Sachen zusammen. Was dem Regiment war, Instrumenten, Musicalien

S. 67 u. d. g. legte ich auf | den Tisch, und schrieb dazu ein Brief , der lautet also.

Vielgeliebte Musicanten
sammt allen, die mir
gut waren!

Daß ich seit fünf viertel Jahr mit einem angelegenen Fleiß gearbeitet habe, werdet ihr mir nicht läugnen, darum hoffte ich auch biß Ruhe und Frieden diese Freundschaft zu verdienen, mich mit einem als männlichbetragenen Atestat zu belohnen, und mich der Gefangenschaft loszugeben, um wieder zurück nach meinem Vaterland zu kehren. Weinent schreibe ich, und ist mir schwer, daß ich mit der großen Mühe die ich gehabt habe jetzt noch auf solche Art von euch muß und von H. Obrist Bandineus mit Undank belohnt werde. Mein bester Trost ist, daß ich in mir ein gutes Gewissen fühle, und hoffe mit meinem Betragen von der Welt noch nicht verlassen zu seyn. Ich werde mir auch diesen Fall in mein Herz einschreiben, und solange ich leben, denken was mir geschehen ist. Uebrigens mache ich meinen Musicanten nebst allen die mir gutes taten, meine Danksagung für alle Gute das sie mir gethan haben, und wenn ich irgent jemand sollte beleidigt haben, so bitte ich um Verzeihung. Einem jeden der nicht heuchlich, sondern aufrichtig mir gut war, sollen diese Worte mein abschieds Kuß bedeuten; adieu lebet glücklich und wohl.

S. 68 Des Abends brachte mir der Mann mein Pferd in der schönsten Propretät; ich setzte mich drauf und ritt nach Neuendorf zu meinem Freund Mayer, | wo mir so gleich eine väterliche Aufnahme glänzte. Da es ganz Nacht war, ritte ich wieder zurück, nahm alles was mein war, und brachte es auch dahin. Den andern Morgen früh da der Tag anfieng zu grauen, nahm ich mein Pferd und ritt in den nahe dabeistehente Walt und waidete es. Mittags kam der Haus-Jung, brachte mir Essen, und sagte, daß mich die Musicanten schon bey ihnen gesucht hätten. Es hatte zwar nichts zu bedeuten, denn, ich hätte es im wahren Grund nicht einmal nothwendig gehabt, auf

solche Art weg zu laufen. Mein Pferd und alles was ich hatte, war mein eigen und den Lohn meinem Fleiß der Arbeit, und nach Gesetz und Recht mußte man mich doch losgeben: um aber alle Vertheidigungen zu verhüten, fand ich doch dieses für das beste Mittel. Des Abends begab ich mich wieder nach dem Dorf, und des andern Morgens früh, hörte man schon in Logstett zum Abmarsch dem Regiment Generalmarsch schlagen, und nach einer Stunde marschierten sie ab.

Nach einigen Tagen besorgte mir dieser brafe Mann alles zu meiner Abreise: ich erhielt durch ihn, von dem hamburgers Senat ein Paß, wo ich ohne Anstand den Weg meines Vater-Lands wandern konnte. Es war den 20ten Juni 1814 da ich von Hamburg abreißte; ich setzte mich zu Pferd, ließ mich über die Elbe herüber schiffen, und wanderte dann mit Freuden den Weg meiner Heimath, und legte jeden Tag 7 bis 8 Meil zurück. Ja bey der Abreise sahe ich in meinen Gedanken auch schon die Ankunft bey den Meinigen. Mein Herz klopf-te mir wenn ich in den Gedanken beschäftigt war, ob ich die Meinigen auch noch gesund und wohl, oder vielleicht gar nichtmehr bei Leben antreffen werde, oder sonst verschiedene Fälle und Schicksalen sich möchten ereigent haben, wodurch eine traurige Lage einer freudigen Ankunft mächtig würde, und der kummervolle Schmerz, mit der jetzt hoffenter Linderung nur erst wieder einen frischen Anfang nehmen möchte; so eifferte ich nach diesem Bewußtseyn, ich ließ mein Pferd schnell forttrappen als wollte ich jetzt schon heranreiten, ohne daß ich es nur wußte. S. 69

Mein Weg war über Haaburg, Hanover, Ketdingen, Cassel, Marburg, Giesen, Friedberg, Frankfurt, Darmstadt, und kam den 29ten Juni nach einer zehntägigen Reise nach Mannheim. Der Abend dunkelte schon als ich endlich Mannheim erblickte. Gott! wie fuhr es mir jetzt durch alle Glieder. Wie sehnsichtig, wie verlanget, wie eifrig ritte ich drauf zu. „Wer wird sich meine Gegenwart einbilden, und denken daß ich so nahe bin“, dachte ich, „oder wer wird noch zweifeln, daß mein Körper nicht schon lange, wie noch vielen Tausend meiner Mitbrüder, nach eines elenden Todes in Rußland, die Verwesung gesehen hätte. Da ich in die Stadt kam, ritte ich erstlich zu bekanten Leuten, welche auch ein Sohn bei unser Musick hatten, namens Hirtling, und jetzt ebenfals in den Schmerzen des Vermissens lebten, um da dem Verhältniß meiner Familie bekant zu werden.

Ich erhielt auch sogleich die Nachricht, daß meine | Frau noch hier in der Kaserne wohnt, und sammt den Kindern noch gesund und wohl, mein Vater aber in der Zeit meiner Abwesenheit gestorben wäre. O so angenehm und tröstlich jetzt der Anfang der schon längst geeiferter Botschaft war, so schmerzent war auch der Beschluß: beydes, Leid und Freud kämpfte jetzt mit einander; mein Herz entbrante, und ich fand mich vor Tränen nichtmehr mächtig, um nur noch weiter mehr zu fragen. Die Frau Hirtling war dann gleich beschäftigt, mir die Wohnung meiner Familie zu zeigen, wo ich ihr mit größter Begierde nachfolgte, um die unvermuthete Ankunft, und das Widersehen der Meinigen, in Erfüllung zu bringen. Die Frau gieng hinein, öffnete die Stubenthüre; aber, wie vom Schlag gerührt war die Empfindung meiner Frau, durch die süßen Töne freudiger Ankündigung der unverhofften Ankunft ihres Mannes. Sie sprang eilends heraus, fand mich vor der Thür bey meinem Pferd S. 70

stehend, umfaßte und bewillkommte mich mit Freuden-Tränen. Die Kinder folgten und zeigten auch nach ihres Verstandes, die Freude ihren Vater wieder gefunden zu haben. O welch ein Mensch, der über einer solchen Begebenheit der Empfindung los wäre, und ihn nicht das äußerste seines Gefühls über den jetzigen Ausruf erregen würde? freuet euch mit mir, den ich habe meinen Groschen wieder gefunden.

S. 71 Den andern Morgen gieng ich zum H. Stadt-Commandant, meldete mein Daseyn, und erhielte eine Marschrouten, mit Frau und Kinder nach Carlsruhe ziehen zu können, indem mein Regiment sich | da in Garnison befand. Es war in den Nummern und Aufschlög verändert, anstatt roth waren die Aufschlög gelb, und anstatt das dryte, war es das zweyte Linien Infanterie-Regiment Graf Wilhelm von Hochberg. Den 1ten Juli gieng ich mit meiner Familie von Mannheim ab, und kam Sonntags den 3ten in Carlsruhe an, wo ich dann ebenfals mein Daseyn meldete, und sogleich wieder zu diesem Regiment getheilt wurde. Ich tat meine Sachen in das mir zu wohnen angewiesene Zimmer Nro 23 in der infanterie Kasern, und des andern Tages nahm ich mit hoher Bewilligung unseres damaligen H. Obrist v. Neubronn, die Reise, samt meiner Familie, auf ein Monat nach Weißweil meinem Geburts-Ort vor, um meine noch lebende Mutter, Bruder, und alle Anwesende zu besuchen. Da wir nach zwey Tagen meinem Geburts-Ort nahe kamen, und sich eine zweyte Umarmung einer freudigen Ankunft dessen schon längst verlohrengeschätztes näherte, so ritte ich schnell vor dem Wagen her, auf welchem meine Frau und Kinder saßen. Da ich endlich an dem nahe am Dorf liegende Gottes-Acker vorbeey ritte, so konnte ich mich den Tränen nichtmehr enthalten, sondern dessen Anblick goß einen nach dem andern. Die Liebe und das Bewußtseyn meines hier in der Erde liegent seeligschlaffen Vaters, durchbohrte meine Seele mit Schmerzen der Wehmuth. „Ja ganz gewiß“, dachte ich, „hat auch noch der letzte Puls euers Lebens, mir geschlagen“.

S. 72 Es ist ein großes Uebl, daß so viele Menschen der jetzigen Welt, nur dem thierischen Sinn nach | leben, oder vielmehr dem Gespött über eines edeldenkenten Menschen gewachsen sind, sich glücklich schätzen, wenn es ihnen gelingt ihren Nebenmenschen zu schaden, und ihn zu quälen: ihren Retter und Wohlthäter in einem glänzenden Wohlstand vergessen, und den Verstand nur dem Mißbrauch widmen, kein Gewissen über gar nichts mehr zu machen seye, wenn es nur zu ihrem Vortheil gereicht, und den Witz der Bosheit dadurch gepriesen wird, (weil es jetzt Mode ist und nobel aussieht) ob gleich wohl ein allerhöchstes Wesen verkannt und vielmehr eine wahre Gottes-Verehrung nur für eine Dumheit angesehen wird. Aber wo ist der Mensch der läugnen kan, wenn ihm ein unerträgliches Leiden nahe ist, und sich von allen Menschen verlassen fühlt, daß nicht selbst die Natur ein Seufzer der bey ihm in einem glücklichen Leben unter dem Gespött leidete, aus ihm hervor wirkt, und einem sichern Helffer zuruffet. Es ist nicht schwer in dem Augenblick eines harten Leiden, sich zu demüthigen, aber in den vollen Tagen nicht zu vergessen, wem er in jener Noth den Dank für Hülfe versprochen.

Jedem meiner Leser welcher kein Vergnügen an diesem Satz gefunden, ersuche ich den folgenden auszulassen, in welchem ich jetzt bey meinem ersten Eintritt in meines

Vaters Hause, das in Erfüllung gebrachte Versprechen bemerke, welches mein Leser schon fruher auf der Seite 50 gelesen, oder dort finden wird.

Da ich in den Hof hinein ritte, hörte ich schon im Hause durch einen lauten Ausruf, meine Ge-|genward bewundern. Hier fand ich eine Lage, welche Stärke erforderte der Schwachheit Sieger zu werden, um nicht schamhaft zu seyn, das Versprechen in Erfüllung zu bringen, und meinem Retter den Dank nicht zu enthalten, der mich so weißlich mit seiner Hand geleitet, und mir in dieser Hinsicht ein Vorzug vor so viele tausend Menschen gelassen, welche nicht das Glück hatten ihr Vaterland mehr zu betretten, sondern nach eines elenden Todtes in Rußland die Verwesung sahen. Alles was jetzt gegenwärtig war, kam mir schon entgegen mich zu bewillkommen; aber ich faßte mich frisch, gieng in die Stube und besahe niemand ehe ich folgende Worte gesprochen: Gütiger Gott und Vater! Dank sey dir für die gütige und weißliche Rettung, die du mir erwiesen hast. Herr! ich habe deinen Stern gesehen und auch gefühlt; du aber o Gott, zogest deine barmherzige Hand nicht zu weit von mir ab, sondern befreystest mich bald wieder von diesem großen Jammer und Elend Freuet euch mit mir, und helftet Gott loben und preisen. Gesegent sey der Augenblick, und heilig soll mir der Tag sein, da ich jetzt das erstemal meines Vaters Haus wieder betrette, und die Meinigen mit Freuden umarmen kan. Wo ist mein Vater, wo ist meine Mutter, und Bruder wo bist du mit den Deinigen. S. 73

Diese für mich merkwürdige Tage, sind, erstlich der 29te Juni 1814, der mich nach einer zweyjährigen Vermissung, meine Frau und Kinder wieder brachte: zweytens, der 6te Juli (dieses Jahrs) wel-|cher meine Wünsche durch den Eintritt in meines Vaters Hause auflöste. S. 74

Meine Mutter und Bruder waren nicht gleich gegenwärtig, sondern sind in Geschäften über Feld gegangen: begab sich aber sogleich jemand auf den Weg, um ihnen die unvermuthete fröliche Botschaft meines Daseyns zu verkündigen, und sie zur Umarmung herbey zu ruffen. Ehe eine Stunde kam schon mein Bruder; und als wir einander mit süßen Freuden-Tränen küßten, so erregte sich ein neuer Schmerz der Erinnerung unsers durch den Todt verlohrenen Vaters. Die Mutter bey ihren Geschwistern in Malterdingen weiter abwesent, kam später, weßwegen ich ihr auch nach meiner Erholung entgegen gehen konnte. Als ich ihr endlich nahe kam, hörte ich schon wieder die durchdringente Worte: „könnten wir deinem Vater die Freude auch verkündigen“, sagte sie, „der in seiner Schwäche auf dem Todtbett noch von dir stammelte, und am Ende seines Lebens, da er nicht mehr sprechen konnte, den für dich kummerhaften Schmerzen, uns nur noch mit einem Seufzer bewieß“. O er würde gewiß mit den schönen Gedanken der gefühlvollen Worte Jacobs eilent herbey kommen, die er einst zu seinem Sohn Joseph gesprochen, der ihm in Egypten entgegen gieng: „ich habe genug daß mein Sohn Joseph noch lebet, ich will nun gerne sterben nachdeme ich sein Angesicht gesehen habe“.

Darauf kehrte ich mit meiner Mutter in ihr und meines Bruders (welcher seiner Profession ein Beck war) von unserm seeligen Vater hinterlassene Woh-|nung zurück, und blieb diesen ganzen Monat Juli mit Frau und Kinder bey ihnen, wo dann die größte Liebe und Zufriedenheit unter uns herrschte: auch meines Bruders zwey- S. 75

te Ehegattin, welche ich fruher noch nicht als meine Schwägerin gesehen habe, ließe ihr nicht ermangeln, die Zufriedenheit meines Daseyn zu erweisen. Den letzten dieses Monats begab ich mich wieder auf den Weg nach meiner Garnison, und kam den 2ten August mit Frau und Kinder wieder in Carlsruhe bey meinem Regiment an.

Weil ich dann nun alle die bishero vorgefallene Feldzüge beygewohnt, und durch so viele Leiden kriegerischen Begebenheiten (wie man hier in meiner Beschreibung findet) gänzlich mein Körper meinem Vaterland geopfert, wie auch die noch zuletzt mir übergebliebenen Kräften zur militairischen Dienstfähigkeit, durch die unerträgliche rußische Gefangenschaft, beraubt wurden, so wagte ich durch unsern H. Obrist v. Neubronn, unterthänigst eine Bitte, mit einer Vorstellung an das Großherzoglich Badisch Hochlöbliche Kriegsministerium, um ein mir anpassenten Civildienst. Nach wenigen Tagen kam der Beschluß vom Kriegsministerium an das Regiment zurück, daß ich eines Civildienstes sollte verwend, einstweilen aber, bis zu einer facanten Stelle, bey dem Regiment beybehalten werden.

S. 76 Ich wurde einigermaßen darüber beruhigt: aber (dachte ich) wie viele Monat Jahr und Tag werden vergehen, bis ich einst wieder einmal bemerkt, und eine (die ich wohl nicht ganz unwürdig) sichere | Versorgung erlangen werde; ob ich gleichwohl im Schreiben und Rechnen, mir kein Zweifel zusetzen durfte, einer auch bedeutender Stelle nicht gewachsen, und in moralischer wie auch in physischer Hinsicht mir möchte etwas anzuvertrauen sein: aber, der größte Mangel bestunt darin, keine höhere Recommendation oder Vorsprach zu haben, der äußerst meiner ganzen Sache bewußt ist, welches mich oft außer Hoffnung setzte; nur erhielt die Wurzel der Hoffnung durch den tröstlichen Gedanken noch Saft – es ist Friede – und der Baum welcher vielen andern Bäumen und Bäumlein die Sonne verhüllte, ist abgehauen: die Aeste haben sich abgelöst, das Laub sich losgerissen, und schluckten Saft eines fremden Stammes, von welchem man ein Baum des Paradieses erwartete. Ja fast alle europäische Mächten wanderten jetzt einen Weg, um die Quelle der Ruhe und Einigkeit zu suchen. Alles jubelte und war mit den trostvollen Gedanken beglückt, ferner nichtmehr die schweren Leiden kriegerischer Umstände tragen zu müssen, sondern künftig in Wonne und der Zufriedenheit leben zu können.

S. 77 Im September wurden alle Hohen der Alliirten nach Wien zum Kungreß eingeladen, um dort den förmlichen Beschluß des Friedens, allen Ländern zu ertheilen. Jederman erwartete mit Sehnsucht die Zergliederung der Eintracht. Man sprach, man hörte, man hoffte, man wünschte, aber jedes fesselte sich nur an die Wünschen seines eigenen Wohl. Mehrere Monate verschwanden in dieser Hoff-|nung; endlich nahete sich auch das Fruhjahr 1815, und der Sinn der hohen Morarchen war noch zimlich verschieden. Aber, was für eine erstaunliche Nachricht brachte endlich der Monat Merz. Was ist das vor ein Wundergetöse, das Stapheten und alle Blätter der Zeitung auf einmal austönen, und jetzt noch, dem Beschluß des Kungresses hinternuß macht? Die Wurzel des gefällten Baums, hat wieder ausgeschlagen, und der Zweig wurde in sein Naturgrund gesetzt, wo er frische Aeste hervorzubringen und sich schnell auszubreiten sucht. Napoleon ists, der, der Insel Elba wieder entrissen, und hat (wie man sagt) sein Abgang nach Frankreich, mit hundert Kanonenschuß

gejubelt. In wenigen Tagen verkündigten schon wahre Nachrichten, die Flucht des von den Allirten neu eingesetzten König von Frankreich, Ludwig der 18te, wie auch die Ankunft Napoleons mit einem schon bedeutenden Anhang der Franzosen in Paris.

Es war also keine Zeit mehr zu verlieren, sich auf allen militairischen Seiten der Allirten in Bewegung zu setzen, um dem Strom des Uebels seiner erneuerte Laufbahn abzugraben, der schon seit 20 Jahre, nicht nur gegen das Wohl Teutschlands fließte, sondern beinah die ganze Welt darunter leiden mußte.

Kaum war ein Jahr dahin, als man glaubte den Franzosen ihren Gewalt genommen zu haben, und sich erst Hoffnungen auf eine allgemeine Ruhe blicken ließen, so wollten sie schon wieder das alte | Spiel durch ihr unruhiges Wesen erneuern. Aber nicht nur Teutschland, das schon so viel Jahre unter Napoleons Gewalt lebte, und nur für seinen Nutzen, Ehre, Pracht, und Herrlichkeit streiten mußte, sondern Rußland und England, über welche auch noch, aber doch grundlose Maasregeln angewendet wurden, um sie zu stürzen, und sich Frankreich, zur Ehre Napoleons unterwerfen zu müssen, sind diesen französischen Stolz und immerwährende Unruhe endlich müde geworden. So wie Rußland, England, Oestreich, und Preußen, unter welchen letztere noch den kräftigsten Antheil daran nahmen, ja fast ganz Europa anno 1814 einträchtig zusammen schritten; eben so war auch jetzt anno 1815 der Zusammenhang dieser Allirten mit einerley Sinn und Treue verknüpft, und rüsteten sich neuerdings mit größtem Muth und Eifer, zum Krieg wider Napoleon, um die Ruhe Europas gänzlich herzustellen. Der Angriff geschah. Die Siege gelangen, und Napoleon wurd in kurzer Zeit als Gefangener auf die Insel Helena verbannt. S. 78

III. Edition

Kurze Beschreibung der merkwürdigsten Ereignissen des Balthasar Eccard Großherzoglich Badischer Hautboist, während der Feldzüge nach Oesterreich, Preußen und Rußland.

Transkribiert von Günter Birkner, bearbeitet von Mireille Geering

Editorische Vorbemerkungen

1. Herkunft und Beschreibung der zweibändigen Handschrift

Die „Kurze Beschreibung der merkwürdigsten Ereignissen des Balthasar Eccard“ wurde in zwei kleinen Bändchen niedergeschrieben, die in digitaler Form im Generallandesarchiv Karlsruhe unter der Signatur Q Eccard 1 einsehbar sind. Die Rückseiten der Vorderdeckel beider Bändchen sind mit einem Stempel folgenden Wortlauts versehen: „Justus Seufert / Karlsruhe / Maxastr. 27“. Laut den Karlsruher Adressbüchern behielt die Maxastrasse, die vor 1913 Maxaubahnstraße hieß, ihren Namen bis 1946, im Jahr 1947 wurde sie in Ludwig-Marum-Straße umbenannt. Die Hausnummer 27 dagegen blieb immer erhalten. Die Gültigkeit des Stempels liegt demnach zwischen 1913 und 1946. Die Handschrift ist im Besitz der Erben des Karlsruher Kaufmanns und Geschäftsführers Justus Seufert (17. 2. 1871 in Karlsruhe, † 25. 12. 1951 daselbst). Leider können seine Nachkommen bis heute keine Auskunft geben, wie das Manuskript in die Familie gelangte. Die Enkelin Justus Seuferts, Frau Kathinka Deuringer-Seufert, stellte Günter Birkner, dem damaligen Leiter der Musikabteilung in der Zentralbibliothek Zürich, die Handschrift für die Übertragung und Vorbereitung zu einer Edition zur Verfügung. Nach dessen Tod habe ich seine Arbeit fortgesetzt und die Edition mit Anmerkungen versehen. Diese enthalten Auszüge und Informationen aus anderen Zeitzeugnissen, Begriffserklärungen sowie Hinweise auf historische Ereignisse und zu Personen, die in der Berichterstattung eine Rolle spielten oder dazu in unmittelbarem Zusammenhang stehen.*

Die Bändchen sind mit brauner Tinte beschrieben und in Pappe gebunden; ihre Außenformate weisen 11,2 x 17,2 cm (Bd. I) und 11,2 x 17,6 cm (Bd. II) auf. Auf der Vorderseite des Rückendeckels von Band I ist handschriftlich mit brauner Tinte vermerkt: „Selbst eingebunden am 10/7.1839“. Einen weiteren Anhaltspunkt über den Zeitpunkt der Niederschrift gibt das Erscheinungsjahr der „Geschichte Napoleons und der großen Armee im Jahre 1812“ des französischen Generals und Historikers Philippe Paul de Ségur (1780–1873), die 1835 in der deutschen Übersetzung von Franz Kottenkamp (1806–1858) veröffentlicht wurde. Diese Ausgabe muss dem

Schreibenden bekannt gewesen sein, denn im zweiten Bändchen (II 106) wird eine Stelle daraus mit genauer Seitenangabe vermerkt (S. 248), für die es in früheren Ausgaben von Ségur keine Übereinstimmung gibt. Die Niederschrift, zumindest des zweiten Bändchens, müsste somit zwischen 1835 und 1839 erfolgt sein.

2. Zur Autorschaft Balthasar Eccardts

Da sich der Weg der Handschrift nicht rückverfolgen lässt, bleibt unklar, ob Balthasar Eccardt die Bändchen selbst geschrieben hat oder ob die Schrift von anderer Hand stammt. Die zeitliche Lücke zwischen dem Druck von 1816 und dem Entstehen der Handschrift macht sich weder durch fehlerhafte zeitliche Abfolgen, noch durch sich widersprechende Schilderungen von Begebenheiten bemerkbar, so dass vermutet werden kann, dass den beiden Fassungen dasselbe Konzept zugrunde lag und derselbe Autor tätig war. Da Balthasar Eccardt den Druck von 1816 autorisiert haben muss, wird diese Namensschreibung als gültig übernommen.

Es fällt auf, dass die in der Ausgabe von 1816 verzeichneten biographischen Angaben wie Herkunft, Ausbildung, Eheschließung usw. in der Handschrift vollständig fehlen. Während das Weisweiler Kirchenbuch die Geburt eines „Johann Michael Eccardt“ am 5. Februar 1780 und eines „Balzer Eckardt“ am 31. Juli 1782 verzeichnet,¹ finden sich diese Angaben in der gedruckten Fassung nur insoweit bestätigt, als dort Eccardts ältester Bruder Johann Michael erwähnt wird, sein eigenes Geburtsdatum gibt er in der Druckschrift mit dem 1. August 1782 an.

3. Übertragungsprinzipien für die Edition der Handschrift

Der Text ist orthographisch so weit wie möglich originalgetreu wiedergegeben. Die deutsche Schreibschrift Eccardts bereitet einige Schwierigkeiten bei der Lesung: So sind ss-Schreibungen schwer vom Buchstaben ß zu unterscheiden, auch die Kleinbuchstaben „e“ und „n“ an den Wortenden sind nicht eindeutig. Ebenso lässt sich zwischen den meisten kleinen „v“ und „w“ (am Anfang oder innerhalb eines Wortes) kein Unterschied feststellen. Ausschlaggebend bei der Interpretation dieser Buchstaben war der Kontext. Der bei Wortanfängen als Klein- oder Großbuchstabe gedachte Buchstabe „d“ wurde nach der heutigen Rechtschreibung übertragen. Überstrichenen „m“ und „n“ wurden als „mm“ bzw. „nn“ ausgeschrieben. Die im Text als Einklammerungen zu verstehenden Zeichen „|:…:|“ wurden als runde Klammern gesetzt, Ergänzungen in eckigen Klammern kennzeichnen editorische Hinzufügungen. Auf doppelte Unterstreichungen am Ende von Datierungen beim hochgestellten „ten“ wurde verzichtet. Da die Interpunktion als Verstehenshilfe nützlich ist, wurde sie dem heutigen Gebrauch angeglichen.

¹ Kirchen-Buch Kirchengemeinde Weisweil 1778–1809, Band 4 (Landeskirchliches Archiv Karlsruhe, Mikrofilm 883).

4. Sprachliche Eigenarten

Die handschriftlichen Texte sind in einer mundartlich geprägten Sprache geschrieben. Sie waren, wie auf den Titelseiten und in den Vorworten sowohl der gedruckten als auch der handschriftlichen Quelle hingewiesen wird, lediglich als Vermächtnis für Familie und Nachkommen bestimmt und wollen kein literarisches Kunstwerk sein. Sie sollten der bleibenden Erinnerung an die nahezu unvorstellbaren Erlebnisse des Autors dienen, der ausdrücklich betont, dass er um eine wahrheitsgetreue Wiedergabe seiner Erlebnisse bemüht war.

Ungewöhnliche Schreibungen dürften teils Hinweise auf die mundartliche Aussprache geben, teils mögen sie auf Unsicherheiten in der Orthographie des Verfassers beruhen. Der Text weist infolgedessen phonologische Besonderheiten auf, wie:

– der Diphthong eu statt ei (Breu für Brei, beuß für heiß, Gerstenschleum für Gerstenschleim, Vertheutigung für Verteidigung); oder umgekehrt ei statt äu (Gestreiche für Gesträuche);

– die Entrundung von ü zu i (Bockspringe für Bocksprünge, erschittern für erschüttern, gleichiltig für gleichgültig, rachsichtig für rachsüchtig, schichtern für schüchtern, schitteln für schütteln) oder Rundung des i zu ü (Bauernküttel für Bauernkittel, Bürkenbäume für Birkenbäume, Futterkrüppe für Futterkrippe, genüßen für genießen, Gebürge für Gebirge, Ruthenhübe für Rutenhiebe, würgen/Würkung für wirken/Wirkung);

– Verwechslung der Konsonantenpaare b/p und d/t, weil diese in großen Gebieten des Alemannischen nicht unterschieden werden² (Beloton für Peloton, bassieren für passieren, Blatten für Platten, Debot für Depot, Wachtbarade für Wachtparade, zabeln für zappeln; Patterie für Batterie, prüllend für brüllend, Pursche für Bursche // Deppich für Teppich, Medote für Methode, Patriodismus für Patriotismus; Blokate für Blockade, Brannt für Brand, Gebäute für Gebäude, Getreite für Getreide, hintern/Hinterniß für hindern/Hindernis, Mont für Mond, Quatrat-Meile für Quadratmeile, tänteln für tändeln, Vertauung für Verdauung, zertrosselt für zerdrosselt bzw. erdrosselt, Zusammenplautern für Zusammenplaudern);

– „hyperkorrekte Schreibung“³, d. h. die Aussprache genau wiedergebende Schreibung (schwindlich für schwindlig);

– Verwechslung ß/ss/s (verreißen für verreisen, Genessung für Genesung, wusseln für wuseln);

– Verwechslung s/(t)z (schluchsend für schluchzend, Reitz für Reis);

– Verwechslung u-Häckchen/Umlaut-Zeichen “ (Stürz für Sturz, zübringen für zubringen);

– Verwechslung ü/ue bei der schriftlichen Wiedergabe des alemannischen Diphthongs „ue“ („Führen“, gemeint Fuehre = Führen, Wagenladungen).

² Hubert KLAUSMANN, Konrad KUNZE, Renate SCHRAMKE, *Kleiner Dialektatlas : Alemannisch und Schwäbisch in Baden-Württemberg*, 2. durchgesehene und ergänzte Auflage, Bühl/Baden 1994, S. 53.

³ Ebd., S. 54.

Alemannischen Ursprungs sind morphologische Besonderheiten des Textes, wie:

- Singular-Endung „er“ statt „or“ (Director, Registrater);
- Plural-Endung „er“⁴ (Better, Werker);
- Pluralformen „Mauren“, „Wägen“;
- Adverbform „anderst“ (für anders)⁵;
- nicht umgelautetes „u“ vor „ck“⁶ (Bruck, gebuckt, gedruckt);
- Infinitivformen „verdunklen“, verüblen“;
- Partizip Perfekt-/Adjektivformen⁷ „durchgeschwumen“ (für durchgeschwommen), „halbverbrent“ (für halbverbrannt), „zusammengerunnen“ (für zusammengeronnen).

Von der ostpreußischen Mundart entlehnt sind:

- Diminutivsuffix „-che“⁸ (Mädche, Städtche, Stückche);
- Verbformen „schneete“, „eingeschneet“⁹.

Das Verb-Präfix „ver“ anstelle von „er“ („verlöschen“, „versticken“) entstammt sowohl dem alemannischen¹⁰ als auch dem ostpreußischen¹¹ Sprachraum.

Bei den Adjektivformen „blechenen“ (für blechnen), „eisenen“ (für eisernen) und „holzenen“ (für hölzernen) dürfte es sich wohl um ältere Formen handeln, die sich in der Sprechsprache bis in die neuhochdeutsche Zeit erhalten haben¹².

Die zahlreich vorhandenen falschen Präteritumbildungen wie „entscheidete“ (für entschied), „fließte“ (für floß), „haltete“ (für hielt) sind wohl durch den Umstand zu erklären, dass die alemannische Mundart kein Präteritum verwendet.

Ungewöhnliche grammatikalische Konstruktionen dürften hauptsächlich von der alemannischen Mundart oder von der Sprechsprache beeinflusst sein, bzw. auch hier aus Eccardts fehlender Schreibpraxis hervorgegangen sein, so:

- Konstruktionen von Präpositionen mit Nominativ sowie „Nominativobjekte“ von transitiven Verben (die alemannische Mundart macht keinen formalen Unterschied zwischen Nominativ und Akkusativ);

⁴ Ebd., S. 53.

⁵ Hubert BAUM, *Alemannisches Taschenwörterbuch für Baden, Freiburg i. Br.* ⁷1999, S. 16.

⁶ KLAUSMANN, KUNZE, SCHRAMKE, *Kleiner Dialektatlas* (wie Anm. 4), S. 74, 172/173; BAUM, *Alemannisches Taschenwörterbuch für Baden* (wie Anm. 5), S. 38.

⁷ Albert WEBER, *Zürichdeutsche Grammatik: ein Wegweiser zur guten Mundart*, Zürich ³1987, S. 374; Damaris NÜBLING, *Entwicklungen im Flexionsklassen- und Ablautsystem des Alemannischen*, in: *Bausteine zur Sprachgeschichte, Referate der 13. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie in Augsburg* (29.9.–3.10. 1999), Heidelberg 2000, S. 224.

⁸ Walther ZIESEMER, *Die ostpreußischen Mundarten: Proben und Darstellung*, Wiesbaden ²1979, S. 14, 20, 27 f.

⁹ Ebd., S. 29.

¹⁰ WEBER, *Zürichdeutsche Grammatik* (wie Anm. 7), S. 362; Rudolf SUTER, *Baseldeutsch-Grammatik*, Basel 1992, S. 196; Werner MARTI, *Berndeutsch-Grammatik für die heutige Mundart zwischen Thun und Jura*, Bern 1985, S. 210.

¹¹ ZIESEMER, *Die ostpreußischen Mundarten* (wie Anm. 8), S. 16 f.

¹² Wolfgang PFEIFER, *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*, München 1995, S. 147, 273, 553.

– Verbindung der gleichen Präposition mit unterschiedlichen Kasus; auffallend hingegen ist Eccardts fast durchgehende Verbindung der Präposition „gegen“ mit Dativ, nur selten mit Akkusativ („gegen dem Städtche“, wohl in der Bedeutung „dem Städtche entgegen“);

– fehlende Übereinstimmungen im Genus, Numerus oder im Kasus zwischen Artikel, attributivem Pronomen, Adjektiv oder Partizip und Bezugs substantiv bzw. dazugehörigem Pronomen;

– Abweichungen im Numerus zwischen Substantiv und dazugehörigem Verb.

5. Besetzung der Infanteriemusik zur napoleonischen Zeit

Der Hautboist Balthasar Eccardt begann seine militärmusikalische Karriere im März 1804, als er als Militär nach Durlach in das Regiment Markgraf Ludwig eintrat und dort bei der „Türkischen oder Regiments-Musik“ als zweiter F Klarinettist angestellt wurde. Mit „Hautboisten“ wurden seit dem frühen 18. Jahrhundert im deutschsprachigen Raum alle Infanteriemusiker einer Regimentsmusik verstanden, möglicherweise zum Teil auch nur die Holzbläser.¹³ Diese Bezeichnung geht auf die Einführung der französischen Oboe anstelle der Schalmei in den Regimentsmusikerkorps des deutschsprachigen Raums zurück. Bereits 1690 schrieb der deutsche Musiktheoretiker Wolfgang Caspar Printz (1641–1717): „Vor wenigen Jahren seyn die Französis. Schallmeyen / Hautbois genannt / auffkommen / und im Kriege bräuchlich worden.“¹⁴

Der Straßburger Musikschriftsteller Johann Georg Kastner (1810–1867) begründet in seinem „Manuel général de musique militaire à l'usage des armées françaises“, warum der Begriff „choeur des hautboistes“ (Hautboisten-Chor) noch heutzutage (1848) in Deutschland für die Bezeichnung bestimmter Militärmusikkorps verwendet werde: weil die wichtige Funktion als Hauptmelodieträger, welche heute den Klarinetten anvertraut werde, ursprünglich von Oboen ausgeführt worden sei.¹⁵

Das Instrumental-Ensemble, in das Eccardt 1804 eintrat, die „Türkische oder Regimentsmusik“, umfasste außer Blasinstrumente auch Schlaginstrumente aus der Janitscharenmusik, welche laut Hofer in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts allmählich in die europäische Militärmusik eingeführt wurden.¹⁶ Damit wurde das Ensem-

¹³ Achim HOFER, *Studien zur Geschichte des Militärmarsches*, Tutzing 1988, 1. Band, S. 492. Der Begriff „Hautboisten“ oder „Hoboisten“ erhielt sich noch bis 1918 in Deutschland als Bezeichnung für die Militärmusiker der Infanterie. (RIEMANN Musiklexikon, Sachteil, Mainz 1967, S. 369.)

¹⁴ Wolfgang Caspar PRINTZ, *Historische Beschreibung der edelen Sing- und Kling-Kunst*, Dresden 1690. Faksimile-Nachdruck, Graz 1964, S. 179.

¹⁵ Georges KASTNER, *Manuel général de musique militaire à l'usage des armées françaises*, Réimpression de l'édition de Paris 1848, Genève 1973, S. 124.

¹⁶ HOFER (wie Anm. 13), 1. Band, S. 519f. Bei seiner chronologischen Bestimmung der „türkischen Musik“ lässt sich Hofer vom Notenmaterial der ersten Märsche mit ausgeschriebenen Schlagzeugstimmen aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts leiten (siehe 1. Band, S. 441ff.; 2. Band, S. 873). Warum in der Literatur keine eindeutigen zeitlichen Angaben zur Übernahme der türkischen Schlaginstrumente in die europäische Infanteriemusik zu

ble zur „Türkischen Musik“. Dies erfolgte etwa gleichzeitig wie die Ergänzung des Instrumentariums durch Klarinetten, woraus geschlossen werden kann, dass die Verstärkung des Blasmusikkörpers durch Klarinetten Bedingung für eine „Türkische Musik“, wegen deren lauten Schlaginstrumentariums, war. Die Klarinette begann sich ab Beginn der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts als militärmusikalisches Instrument durchzusetzen, nachdem Friedrich der Große 1763 sie in die Bläsergruppe der preußischen Militärmusikkorps eingeführt hatte, die sich demzufolge aus 2 Oboen, 2 Klarinetten, 2 Hörnern und 2 Fagotten zusammensetzte. Diese Besetzung wurde zum Standardmodell für das übrige Europa. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts kamen noch weitere Blasinstrumente dazu: Flöte, Piccolo-Flöte, Serpent (Basszink in Form einer Schlange), Bassethorn, Posaune und Kontrafagott.¹⁷

Eccardts Instrument war die Klarinette in F, bei der es sich um die Kleine Klarinette in F handeln dürfte.¹⁸ Kastner erwähnt in seinem „Manuel général“ verschiedene Militärmusik-Besetzungen aus der napoleonischen Konsular- und Kaiserzeit, die alle unter den Holzblasinstrumenten eine oder zwei Kleine Klarinetten in F oder Es führten, so auch folgende einer „musique d’infanterie impériale“:

16 Klarinetten in C, 1 Kleine Klarinette in F, 1 Kleine Flöte, 4 Hörner, 2 Trompeten, 4 Fagotte, 3 Posaunen, 2 Serpente, 1 „buccin“ (französische Posaunenart), mit der türkischen Schlagzeuggruppe Große Trommel, 2 Paar Becken, 1 Wirbeltrommel, 2 Kleine Trommeln, 2 Schellenbäume, 1 Triangel.

Eccardt nennt in seinen Erinnerungen die Schlaginstrumente „Große Trommel“ und „türkische Deckel“ (Becken). Ob auch ein Schellenbaum zum Instrumentarium seiner Musikkorps gehörte, erwähnt er nicht. Nach Kastner, der dieses Instrument mit „pavillon chinois“ bezeichnet, an anderen Stellen seines „Manuel général“ dafür aber auch den Namen „chapeau chinois“ verwendet, besteht dieses Instrument aus Schellen, die an einem „umgestülpten Croissant“ aufgehängt sind, das an einem etwa 6 Fuß hohen Stock befestigt ist.¹⁹

finden sind, führt Hofer auf den Umstand zurück, dass diese Instrumente zunächst außertatmäßig verwendet wurden; die etatmäßige, offizielle Einführung dieser Instrumente erfolgte erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts (1. Band, S. 250).

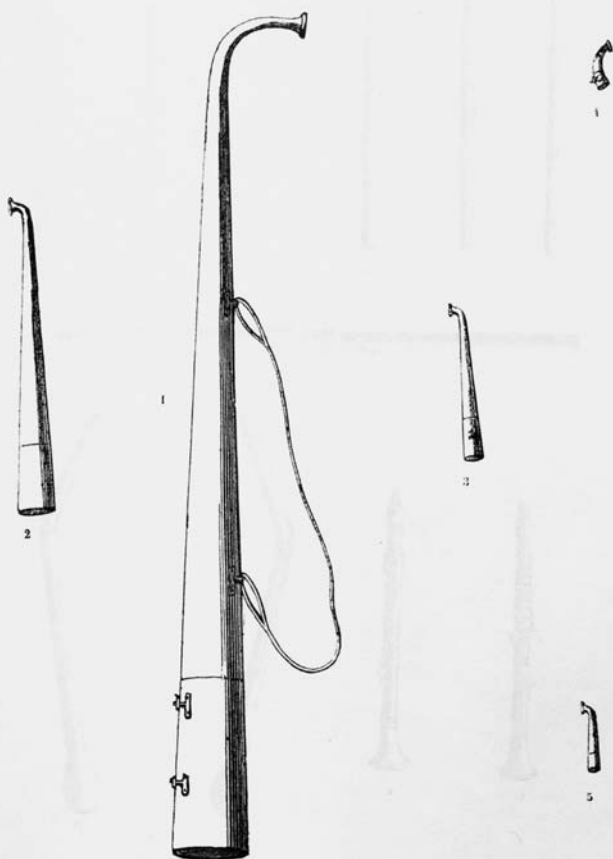
¹⁷ HOFER (wie Anm. 13), 1. Band, S. 237ff., 254.

¹⁸ Bei den von Hofer analysierten preußischen Märschen von 1817 bis 1839 ist die dort häufig präsente Kleine Klarinette in F mit „Clarinetto piccolo in F“, „Piccolo Clarinetto in F“, oder bloß „Clarinetto in F“ bezeichnet, wobei bei letzterer die Stimmung „in F“ auf die Kleine Klarinette in F hinweist, vgl. HOFER (wie Anm. 13), 2. Band, S. 550 sowie die Faksimiles von gedruckten Partiturseiten auf den S. 571–574, 582, 598.

¹⁹ KASTNER (wie Anm. 15), S. 146, 171, 199, 211. Sachs nennt für dieses ursprünglich türkische Glöckcheninstrument mit chinesischen Verzierungen, das zur napoleonischen Zeit Eingang in viele Militärkapellen fand, die drei französischen Namen „bonnet chinois“, „chapeau chinois“ und „pavillon chinois“, und die drei deutschen „Schellenbaum“, „Halbmond“ und „Mahometsfabne“. Parallel zu den unterschiedlichen Bezeichnungen für dieses Instrument variierte auch dessen Erscheinungsbild, vgl. das in Sachs abgebildete Exemplar aus der Leipziger Instrumentensammlung und Kastners bildliche Darstellung. (Curt SACHS, Handbuch der Musikinstrumentenkunde. Nachdr. der 2. Aufl. 1930, Wiesbaden, 1979, S. 51f.; KASTNER, wie Anm. 15, Tafel XIX.)

PI. IX.
INSTRUMENTS EMPLOYÉS DE NOS JOURS DANS LA MUSIQUE MILITAIRE
DES DIFFÉRENTS PEUPLES.

FAMILLE DE CORS RUSSES.



- 1 Cor russe, Contre-basse.
2 Id. Ténor.
3 Id. Alto.
4 Id. Soprano.
5 Id. Soprano aigu.

N. B. On n'a donné sur cette planche que les instruments formant les principales divisions du système de l'aigu au grave; mais il est sous-entendu qu'entre ces principaux membres de la famille des Cors russes se trouvent d'autres membres intermédiaires correspondant à tous les degrés de l'échelle chromatique.

*Russische Hörner, Tafel IX aus:
Georges KASTNER, Manuel général de musique militaire [...]*

Als Eccardt in seiner russischen Gefangenschaft ab Ende 1812 die Ausbildung und Leitung der dortigen Regimentsmusik übernehmen durfte, wurde er mit einer neuen, ihm ganz unbekanntem Art von Horninstrumenten konfrontiert, welche ihn zu einer detaillierten Beschreibung in seinen Erinnerungen veranlasste.²⁰ Ihm fielen die gerade Form dieser Hörner aus Messing und die Vielzahl verschiedener Längen auf, die ihn an Orgelpfeifen erinnerten. Die Form der Hörner würde von oben, wo das Mundstück sich in einer kleinen Krümmung befindet, nach unten in der Dicke zunehmen. Um die Stimmung korrigieren zu können, sei am untern Ende ein Aufsatz mit einer Schraube befestigt, der aus- oder eingezogen werden könne. Diese Beschreibung entspricht weitgehend der Abbildung, die Kastner in seinem „Manuel général“ veröffentlicht hat (siehe S. 99).

Da jedes dieser Hörner nur einen Ton hervorbringen könne – gerade auch wegen dieser Funktion mochten sie Eccardt wie Orgelpfeifen vorgekommen sein²¹ – sei für jede Tonstufe vom „G. Bass“ (gemeint ist die Tonstufe G in der großen Oktave) zum „oberen Diskant c“ (das zweigestrichene c) ein Horn anderer Länge erforderlich. Geht man von der chromatischen Tonleiter aus, so erfordern diese zweieinhalb Oktaven 30 verschieden lange Hörner. Kastner gibt andere Größen an: Für den Umfang von 3 Oktaven waren 37 Hörner notwendig, für 4 Oktaven 49, und für 5 Oktaven 60 Hörner.²²

Erfunden wurden diese „russischen Hörner“, die jeweils nur einen Ton hergaben, um die Mitte des 18. Jahrhunderts von Jan Antonín Mareš (1719–1794), einem böhmischen Hornisten, der im Dienste der von Fürst Naryškin geleiteten zaristischen Hofkapelle in St. Petersburg stand. Er übernahm Naryškins Jagdhornkapelle, die in vier gleichen Gruppen gegliedert war, gemäß den nur auf den D-Dur-Dreiklang gestimmten Instrumenten. Mareš erhöhte die Zahl der Hörner von 16 auf 24 und führte die chromatische Stimmung in zwei Oktaven ein. Er bearbeitete dreistimmige Kompositionen und komponierte eigene vierstimmige Werke für eine Kapelle, die nur aus solchen Hörnern bestand. Mareš' Hornmusik erfuhr einen solchen Erfolg, dass die Kapellen stetig vergrößert und bis zu 91 Hornisten erweitert wurden. Diese Hornkapellen waren noch im 19. Jahrhundert an den russischen Höfen verbreitet.²³

Eccardt gruppiert die Hörner gemäß den Stimmlagen Diskant, Alt, Tenor und Bass, wobei für jede Stimmlage verschieden lange Instrumente vertreten gewesen sein dürften, ließ sich doch aus einem Horn nur ein Ton hervorbringen. Diese Einteilung in vier Gruppen ist wohl als Hinweis auf die Vierstimmigkeit der vorhan-

²⁰ Eccardt 1816, S. 55–57, hier S. 81f.; Handschrift II 162–167, hier S. 193f.

²¹ Wilhelm von Hochberg hatte ähnliche Assoziationen, als er dieser Hornfamilie zum ersten Mal während seines Aufenthalts in St. Petersburg im März 1816 begegnete: „Bei ihm [dem Oberkammerherrn Naryschkin] hörte ich auch zum ersten Mal die russische Hörnermusik, bei welcher jeder der Leibeigenen, der zur Kapelle gehört, nur einen Ton bläst, was mich sehr an unsere Schwarzwälder Orgeln erinnerte.“ (Wilhelm von Baden, S. 435.)

²² KASTNER (wie Anm. 15), S. 128, Tafel IX.

²³ Undine WAGNER (Jaroslav BUŽGA), Mareš, Maresch, Jan Antonín, in: Die Musik in Geschichte und Gegenwart, 2., Neubearb. Ausgabe, Personenteil 11, Kassel 2004, Sp. 1076.

denen Kompositionen zu verstehen, in denen die Hörner, wie Eccardt präzisiert, nur die Begleitung „zu einer vollen Feldmusik“, also nur Akkorde und keine Melodien auszuführen hatten.

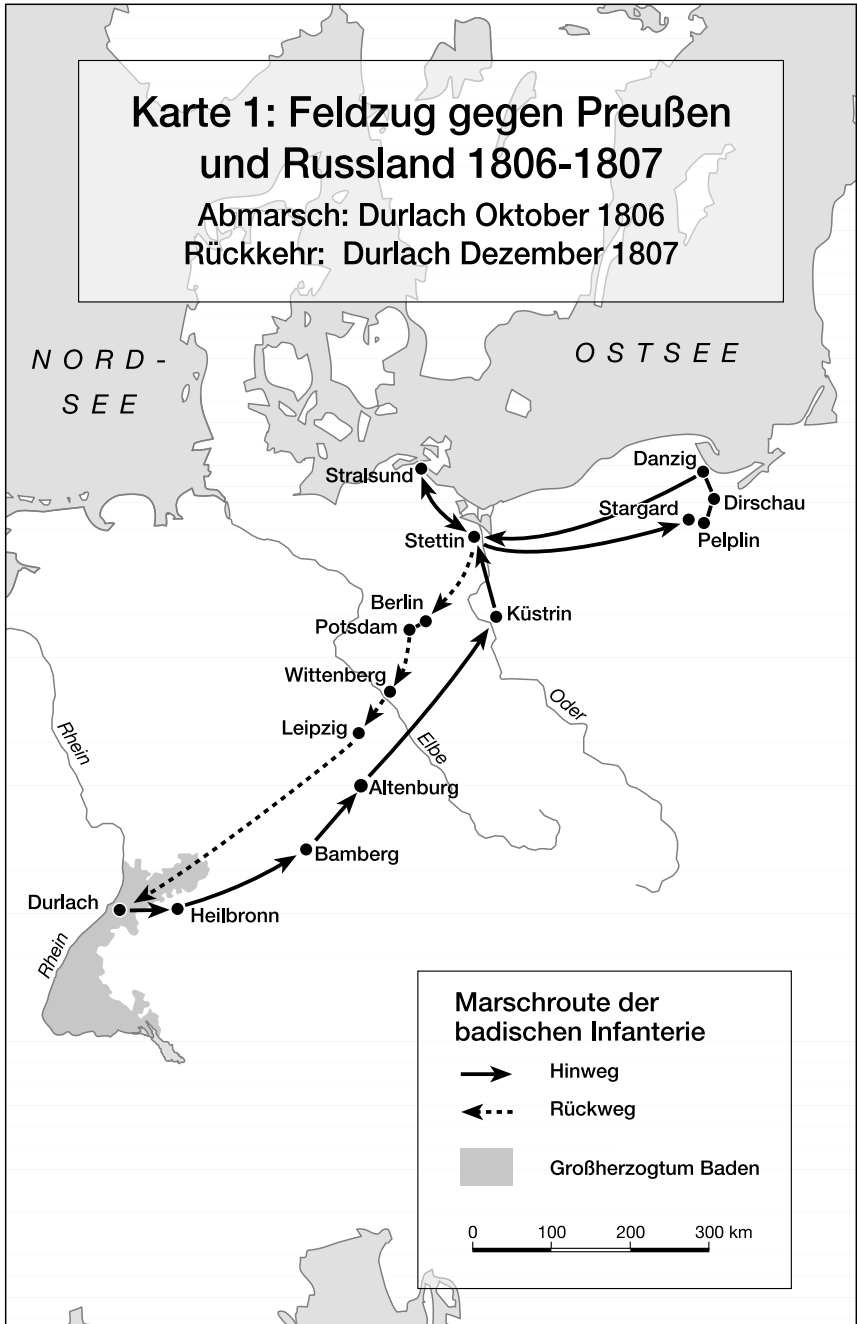
6. Chronologie der Ereignisse

Zum Feldzug gegen Österreich 1805

- 1804 Aufnahme von Balthasar Eccardt als Second-Clarinettist in das 1. Bataillon des Großherzoglich Badischen Infanterie-Regiments Markgraf Louis in Durlach. Ausbildung zum Hautboisten.
- 1805 1. Oktober: Abmarsch aus der Garnison Durlach an die österreichische Grenze nach Braunau.
13. November: Napoleon erobert Wien.
2. Dezember: Napoleon besiegt in der Schlacht bei Austerlitz die vereinigten Truppen des russischen Zaren Alexander I. und des österreichischen Kaisers Franz II. Rückzug der badischen Truppen in die Garnison Durlach.

Zum Feldzug gegen Preußen und Russland 1806–1807 (Karte 1)

- 1806 Anfang Oktober hat sich Eccardt vermählt; er marschiert mit den badischen Truppen nach Küstrin in Preußen. Die Festung ist bereits von den Franzosen eingenommen.
14. Oktober: Napoleon siegt in der Doppelschlacht von Jena und Auerstedt.
27. Oktober: Napoleon zieht in Berlin ein.
29. Oktober: Stettin ergibt sich ohne Widerstand.
23. November: Ankunft der badischen Truppen in Stettin.
- 1807 22. Januar: Die badischen Truppen marschieren von Stettin nach Preußisch Stargard.
Am Abend wehren sie in Stargard einen preußischen Angriff ab und marschieren am nächsten Morgen weiter zum Kloster Pelplin. Nach zweitägigem Halt brechen sie nach Dirschau auf.
20. Februar: In Dirschau besiegen französische, badische und polnische Truppen die preußischen Gegner und plündern die Stadt.
Die badischen Truppen treffen nach einem zweistündigen Marsch Richtung Danzig auf polnische Truppen, die sie unterstützen, sich gegen die Preußen zu verteidigen. Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen in einem kleinen Dorf, werden die badischen Truppen vom französischen General Lefebvre gemustert, bevor sie nach Danzig weitermarschieren, wo sich die Preußen in die Festung zurückgezogen haben.
11./12. März nachts: Die Preußen stecken die Danziger Vorstädte Schidlitz und Altshottland in Brand.
Unter dem Befehl von General Lefebvre nehmen die badischen Truppen auf dem Zigankenberg Stellung.
26. März (Gründonnerstag): Nach einer Schlacht mit großen beidseitigen Verlusten erfolgt für einige Tage Waffenstillstand, um die Toten zu begraben. Danach wird der Kampf wieder aufgenommen.
15. Mai: Auf der Weichsel-Insel Holm werden russische Truppen von badischen und französischen Truppen überfallen.
19. Mai: Ein englisches Schiff, das Munition in die Stadt Danzig bringen will, wird überwältigt.



24. Mai: Die Preußen kapitulieren und ihr General Kalckreuth übergibt Danzig den Franzosen.

Das Fahrwasser an der Ostsee wird besetzt und Eccardt wird für 2–3 Wochen als Beobachtungsposten eingesetzt. In dieser Zeit kommt Napoleon nach Danzig, lädt Marschall Lefebvre zum Frühstück ein und verleiht ihm den Titel Herzog von Danzig. In Danzig ist Balthasar Eccardt bei Registrator Bandau und seiner Familie einquartiert.

7./9. Juli: Nach Verständigung zwischen Napoleon und Alexander I. wird der Frieden von Tilsit geschlossen.

18. Juli: Aufbruch der badischen Truppen wegen eines Marschbefehls nach Stralsund.

1. August: Ankunft in Stettin. Nach einem Rasttag Weitermarsch nach Stralsund, wo die Schweden vergeblich versuchen, die Stadt von der Festung aus zu verteidigen. Nach 4 Wochen verlassen die Schweden Stralsund und ziehen sich auf die Insel Rügen zurück.

Rückmarsch der badischen Truppen nach Altdamm bei Stettin; nach 2 Wochen erfolgt eine Order zur weiteren Kantonierung in Stettin. Ende des Jahres 1807 trifft die badische Infanterie mit Balthasar Eccardt in der Garnison Durlach ein.

Zum Feldzug gegen Österreich 1809 (Karte 2)

1808 Frühjahr 1808 wird das 1. Bataillon von Durlach nach Rastatt in die Garnison des 2. Bataillons des Regiments von Markgraf Louis versetzt. General Valentin von Harrant übernimmt für kurze Zeit das Infanterieregiment.

26. Oktober: Wilhelm von Hochberg übernimmt die Führung des Regiments, das zum „3. Linien-Infanterie-Regiment Graf Wilhelm von Hochberg“ formiert wird. Eccardt wird Vater von Zwillingmädchen.

1809 Anfang 1809 beginnt der Krieg Frankreich gegen Österreich.

26. März: Abmarsch des Regiments aus Rastatt mit Balthasar Eccardt, um sich der französischen Armee anzuschließen.

3. Mai: Schlacht bei Ebelsberg an der Traun. Nach 3 Tagen erfolgt der Sieg der Franzosen.

13. Mai: Kapitulation der Stadt Wien.

15. Mai: Balthasar Eccardt erreicht mit seiner Truppe Wien und wird in der Wiener Vorstadt Landstraße einquartiert. Eccardt sucht seinen Jugendfreund Wilhelm Lidin in Wien auf.

18. Mai, um 11 Uhr nachts: Aufbruch der ganzen Armee und Marsch nach Ebersdorf.

20. Mai (Samstag vor Pfingsten): Näherrücken der Truppen am Ufer der Donau, Eccardt begegnet Napoleon auf der Donau-Insel Lobau.

21. Mai, Pfingsttag, frühmorgens: Napoleon lässt seine Armee auf dem Theresienfeld in Schlachttordnung aufstellen.

21. Mai, Mittag: Beginn der Schlacht bei Aspern, in der die Österreicher unter Erzherzog Prinz Carl gegen Napoleons Armee kämpfen.

23. Mai: Napoleons Truppen können das linke Donauufer nicht gewinnen, sie weichen und ziehen sich auf die Insel Lobau zurück. Noch streitfähige Truppen Napoleons marschieren nach Ungarn zur Belagerung der Festung Raab; das Regiment von Balthasar Eccardt und zwei französische Regimenter bleiben weitere 14 Wochen zur Besetzung der Insel Lobau zurück.

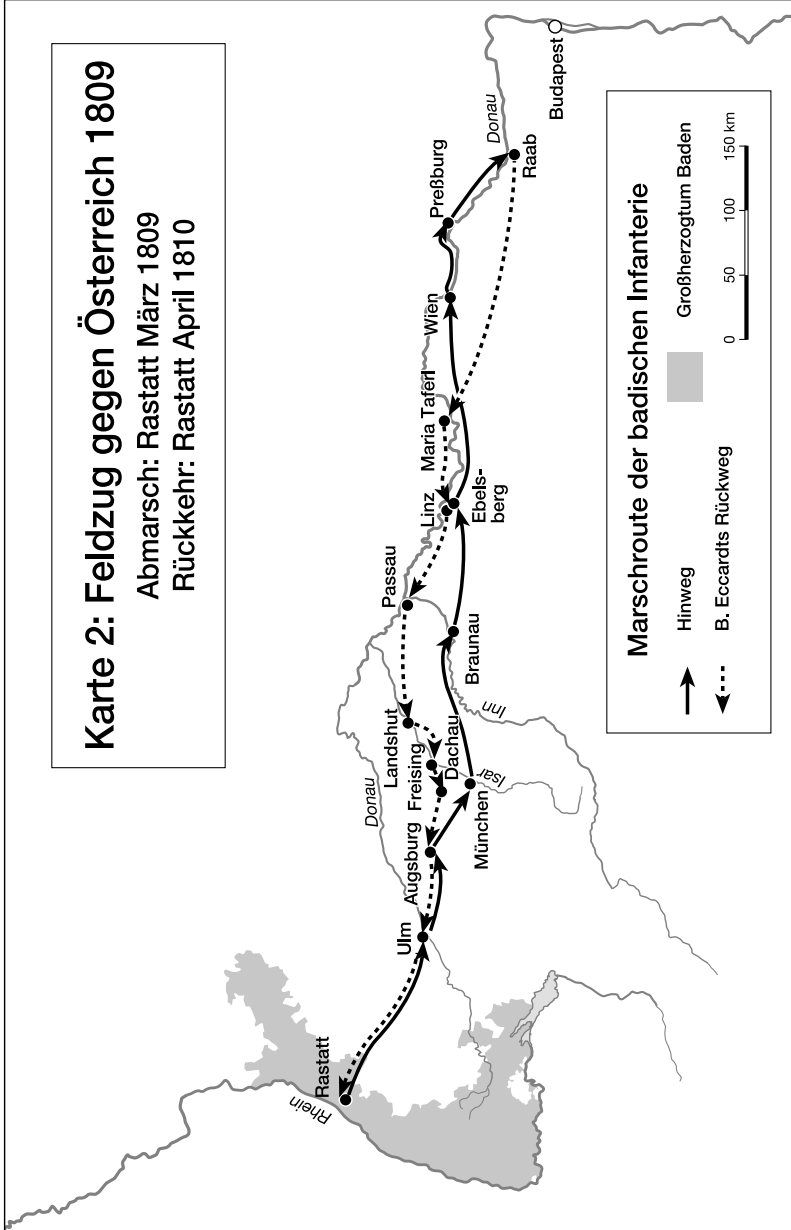
14. Juni: Schlacht bei Raab.

24. Juni (Johannestag): Die Nachricht von der Einnahme der Festung Raab durch französische Truppen erreicht die Truppen auf der Insel Lobau.

4. Juli: Die österreichischen Vorposten werden beschossen.
 5. Juli: Beschuss von Enzersdorf durch Napoleons Heer.
 5./6. Juli: Schlacht bei Wagram, Napoleon schlägt die Österreicher; diese weichen ins Böhmisches bis Znaim zurück.
 9.–11. Juli: Gefechte um Znaim.
 12. Juli: Napoleon schließt Waffenstillstand mit Erzherzog Carl.
 30. August, nachts um 11 Uhr: Abzug der auf Lobau zurückgebliebenen Regimente nach Raab in Ungarn. Auf der Flussreise auf Donau mit Zwischenhalt in Preßburg erkrankt Balthasar Eccardt.
 1. September: Die Ankunft in Raab erfolgt gegen Abend und Eccardt wird bei einem Stiefelmacher einquartiert.
 14. Oktober: Friedensschluss in Wien (Schönbrunn).
 Nach drei Monaten Aufenthalt in Raab wird die dortige Festung gesprengt und das badische Regiment tritt den Rückmarsch in die Heimat an.
- 1810 Krankheiten verzögern Balthasar Eccardts Rückweg, er hält sich in Militärspitälern in Maria Taferl, Linz, Passau und Landsbut auf.
 18. April: Balthasar Eccardt verlässt das Landshuter Spital und gelangt nach Zwischenhalt in Freising über Dachau nach Augsburg, wo er nach einem Besuch bei Bekannten seine Reise über Ulm fortsetzt.
 26. April: Ankunft in der Rastatter Kaserne bei seinem Regiment und seiner Familie.
 Das weitere Jahr in der Garnison Rastatt verläuft ruhig.

Zum Feldzug gegen Russland 1812 (Karte 3)

- 1811 Frühjahr: Ausmarsch des 2. Linien-Infanterie-Regiments aus der Garnison Mannheim nach Preußen, das Rastatter Regiment mit Balthasar Eccardt wird nach Mannheim beordert.
- 1812 16. Februar: Ausmarsch des Regiments mit Balthasar Eccardt von Mannheim nach Stettin, dort zehnwöchige Kantonierung.
 7. Juni: Aufbruch von Stettin in etwa 13 Tagesmärschen nach Danzig zur Besetzung des Fahrwassers an der Ostsee.
 24.–26. Juni: Napoleon überschreitet mit seinen Truppen den Niemen bei Kowno.
 28. Juli: Das badische Regiment mit Balthasar Eccardt verlässt Danzig.
 29. Juli: Ankunft in Marienburg, wo Eccardt Freund Bandau trifft. Weitermarsch von Marienburg über Königsberg in litauisches Gebiet.
 9. August: Bei Tilsit wird das 9. Armee-Corps gebildet, das nach 14 Tagen zur russischen Grenze vorrückt, bei Kowno den Niemen überquert und nach Wilna gelangt.
 14.–15. September: Brand von Moskau.
 15.–17. September 1812: Die badische Brigade biwakiert bei Minsk und überschreitet am 18. September die Beresina bei Borissow. Anfang Oktober kommt die badische Brigade in Smolensk an.
 11. Oktober: Abmarsch, mit dem Befehl, das Wittgensteinsche Armee-Corps aufzuhalten, das von Livland her über Polozk vorzudringen sucht.
 18. Oktober: Napoleon ordnet den Rückzug an.
 24. Oktober: Ankunft in Witebsk, dort 4-tägiger Aufenthalt. Es erfolgten der Wintereinbruch und Gefechte während mehrerer Tage im Gebiet zwischen Witebsk und Polozk. Der Rückzugsbefehl erreicht die Truppe.
 25.–26. November: Bei Studzianka werden zwei Brücken über die Beresina gebaut.
 27. November: Balthasar Eccardt kommt bei Studzianka an. Es erfolgen massive Angriffe der russischen Truppen unter den Marschällen Wittgenstein, Tschitschakow



Karte 2: Feldzug gegen Österreich 1809

Abmarsch: Rastatt März 1809

Rückkehr: Rastatt April 1810

Marschroute der badischen Infanterie

→ Hinweg

← B. Eccardts Rückweg

■ Großherzogtum Baden

0 50 100 150 km

und Kutusow; Napoleons Armee unter der Leitung der Generale Oudinot, Ney und Dombrowski liefert nur noch eine schwache Gegenwehr. Es gibt unter den Fliehenden ein katastrophales Gedränge bei und auf den Brücken über die Beresina.

29. November: Balthasar Eccardt flieht auf Order seines Obristen mit dem noch vorhandenen Musikpersonal über die Beresina. Das badische Corps löst sich bei der weiteren Flucht gänzlich auf.

9. Dezember: Als Balthasar Eccardt Wilna erreicht, hat er zunächst noch zwei Mann vom Musikpersonal bei sich, die er im dichten Flüchtlingsstrom wieder verliert. Er marschiert am nächsten Morgen weiter Richtung Kowno und erreicht die Stadt nach fünf Tagen.

14. Dezember: Balthasar Eccardt, der sich von Kowno weg, nahe des Niemen auf dem Weg nach Tilsit befindet, wird von Kosaken überfallen und gerät in russische Gefangenschaft.

In russischer Kriegsgefangenschaft 1812–1814 – Flucht, Heimkehr 1814–1815

1812 15. Dezember: Balthasar Eccardt wird ins Kriegsgefängnis nach Kowno und nach 7 Tagen mit anderen Gefangenen weiter nach Wilna transportiert. Unterwegs versucht er zweimal mit Mitgefangenen zu fliehen, wird aber jedesmal wieder gefangen genommen.

Nabe Wilna begegnet Balthasar Eccardt Ende des Jahres einer russischen Militärmusik. Diese Musiker nehmen ihn auf und ziehen mit ihm weiter.

1813 Anfang Januar: Balthasar Eccardt erreicht mit dem russischen Musik-Corps Marienburg, wo er in den wenigen Stunden Aufenthalt seinen Freund Bandau aufsucht. Der Weitermarsch geht nach Thorn zum 27. Jägerregiment der 16. Division, dem das russische Musik-Corps angehört. Es wird von einem Kurländer Obristen namens Bandineus befehligt. Nach der Einquartierung in Thorn erhält Balthasar Eccardt den Befehl, die Regimentsmusik in Ordnung zu bringen. Er hält in Thorn täglich Musikschule ab.

12.–16. April: Bombardement auf die Stadt Thorn, die nur noch von wenigen bayerischen Truppen besetzt wird.

16. April (Karfreitag): Kapitulation der bayerischen Truppen.

18. April (Ostern): Die Bayern dürfen nach Ablegung der Waffen nach Hause zurückkehren, die Russen beziehen die Stadt Thorn.

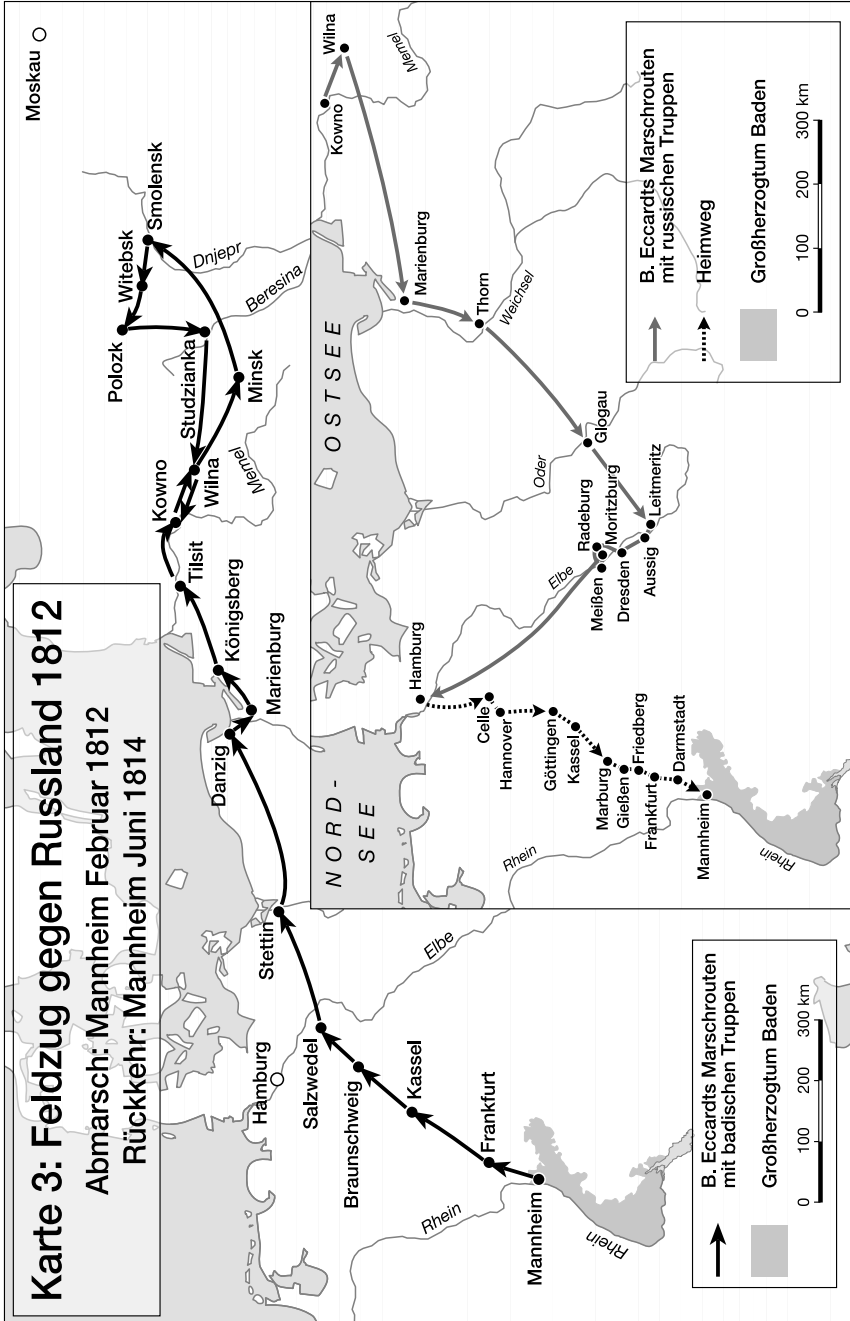
10. August 1813: Österreich tritt der antinapoleonischen Koalition bei.

12. August: Das russische Jägerregiment marschiert nach Schlesien und überschreitet nördlich von Glogau die Oder, marschiert mit dem übrigen markowschen Corps durch Böhmen und überquert bei Leitmeritz die Elbe. Nach einigen Tagen Aufenthalt erfolgt der Weitermarsch nach Aussig, wo nach zwei Tagen französische Einheiten angegriffen werden, die sich daraufhin bis in die Nähe von Dresden zurückziehen.

16.–19. Oktober: Die Franzosen erfahren in der sog. Leipziger Völkerschlacht eine vernichtende Niederlage und ziehen sich Richtung Frankreich zurück.

Nach dem Abzug der Franzosen aus Dresden marschiert das russische Corps nach Radeburg weiter. Es muss wegen Mangel an Schiffen für die Elbeüberquerung bei Meißen bis zum andern Morgen im nahegelegenen Dorf Moritzburg warten und erhält dort die Marschorder nach Hamburg, das vom französischen Marschall Davoust eingenommen ist.

Im Dezember: Ankunft in Hamburg. Unter dem Kommando des russischen Marschalls Graf von Bennigsen wird eine Blockade errichtet. Der Marschall hat sein Hauptquartier im dänischen Städtchen Pinneberg, die Truppen sind in den umliegenden Dörfern Hamburgs verteilt.



Während des Winters erfolgen zwischen Franzosen und Russen Kampfhandlungen, die keine Entscheidung herbeiführen.

1814 *Frühjahr 1814: Es gibt Nachrichten über Siege der Alliierten in Frankreich.*

31. März: Nach der Besetzung von Paris ziehen die Alliierten dort ein. – Kurz darauf marschieren die russischen Truppen in Hamburg als Sieger ein.

Balthasar Eccardt bereitet mit Hilfe eines Hamburger Friseurs seine Flucht vor; er verlässt sein Quartier in Lokstedt und wartet in einem Versteck den Abmarsch des russischen Regiments ab.

18. Juni: Balthasar Eccardt tritt seine Reise nach Baden zu Pferd an.

29. Juni 1814: Balthasar Eccardt erreicht Mannheim und findet seine Frau mit den Zwillingen in der Belderbusch-Kaserne. Er erhält die Marschorder nach Karlsruhe zum 2. Linien-Infanterie-Regiment Graf Wilhelm von Hochberg.

1. Juli 1814: Balthasar Eccardt reist mit seiner Familie nach Karlsruhe, wo er am 3. Juli ankommt.

1815 *Anfang März: Napoleon kehrt von der Insel Elba, wohin er nach dem Sieg der Alliierten verbannt wurde, nach Frankreich zurück. Die Alliierten erneuern ihren Beistandspakt.*

Balthasar Eccardt erwähnt, dass er zu einem weiteren Feldzug aufbricht, aber nach einigen Märschen krankheitshalber durch das Großherzogliche Kriegsministerium vom Militärdienst suspendiert wird und nach einer Badekur gesund zu den Seinen nach Karlsruhe zurückkehrt.

7. Bibliographie zur Edition

Siglen

- Duisburg* [Duisburg, Friedrich Karl Gottlieb]: Danzig, eine Skizze in Briefen, geschrieben vor, während und nach der Belagerung im Jahr 1807, Amsterdam/Hamburg 1808.
- Eccardt 1816* Balthasar Eccardt, ein Badischer Hautboist. Bemerkungen über die Begegnungen und Begebenheiten meiner Tage, Karlsruhe 1816.
- Handschrift I/II* Kurze Beschreibung der merkwürdigsten Ereignissen des Balthasar Eccardt, Großherzoglich Badischer Hautboist, während der Feldzüge nach Oesterreich, Preußen und Rußland.
I. Abschnitt. Feldzug nach Oesterreich, Preußen, dann nochmals Oesterreich; umfassend die Jahre 1805–1809.
II. Abschnitt. Feldzug nach Rußland umfassend die Jahre 1812 bis 1814.
(Original: Privatbesitz; Digitalisat: Generallandesarchiv Karlsruhe, Signatur Q Eccardt 1)
- Meier* [Meier, Wilhelm]: Erinnerungen aus den Feldzügen 1806 bis 1815, aus den hinterlassenen Papieren eines Militärarztes, Karlsruhe 1854.
- Plümicke 1807* [Plümicke, Johann K.]: Skizzirte Geschichte der Belagerung von Danzig durch die Franzosen im Jahre 1807. Nebst der Vertheidigung dieses Platzes [...], Von einem Augenzeugen, Berlin 1817.
- Ségur* Geschichte Napoleons und der großen Armee im Jahre 1812. Von dem General Grafen von Ségur. Nach der 10. Aufl. aus dem Französischen übersetzt von Dr. Kottenkamp. Mannheim 1835. (Original: *Histoire de Napoléon et de la Grande-Armée pendant l'année 1812.*)
- Wilhelm von Baden* Denkwürdigkeiten des Markgrafen Wilhelm von Baden, hg. von der Badischen Historischen Kommission, bearb. von Karl Obser, Erster Band: 1792–1818, Heidelberg 1906.

Gedruckte Quellen und Literatur

- Allgemeine deutsche Biographie*, hg. durch die Historische Commission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften, Berlin 1967–1971. Neudruck der 1. Aufl. von 1875–1912.
- Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste*. In alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearb. und hg. von J. S. ERSCH und J. G. GRUBER, Graz 1969–1992. Unveränderter Nachdruck der Ausg. von 1818–1889.
- ARNOLD, James R.: *Napoleon conquers Austria. The 1809 campaign for Vienna*, Connecticut 1995.
- Badische Biographien*, hg. von Friedrich von WEECH, Erster Theil, Heidelberg [u. a.] 1875.
- BAUM, Hubert: *Alemannisches Taschenwörterbuch für Baden*. Freiburg i. Br. 1999.
- BREDOW, Claus von: *Historische Rang- und Stammliste des deutschen Heeres*, 2 Teile, Osna-brück 1972. Neudruck der Ausgabe 1905.
- CHANDLER, David G.: *Dictionary of the Napoleonic wars*, New York 1993.
- Deutsches biographisches Archiv [Mikrofiches]*. Eine Kumulation aus 254 der wichtigsten biographischen Nachschlagewerke für den deutschen Bereich bis zum Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts, bearb. von Willi GORZNY, München [1982–1985]. Index dazu: *Deutscher biographischer Index*, bearb. von Victor HERRERO MEDIAYILLA, 3. kumulierte und erweiterte Ausgabe, München 2004.

- Deutsches biographisches Generalregister, Fundstellen-Nachweis für mehr als 1000 biographische Nachschlagewerke, die zwischen 1950 und 2000 erschienen sind*, hg. von Willi GORZNY, Pullach i. Isartal 2001 ff.
- EUGEN VON WÜRTTEMBERG: *Erinnerungen aus dem Feldzuge des Jahres 1812 in Rußland, von dem Herzog Eugen von Württemberg*. [...], Breslau 1846.
- DERS.: *Memoiren des Herzogs Eugen von Württemberg*, 3 Teile, Frankfurt a.O. 1862.
- GATES, David: *The Napoleonic wars 1803–1815*, London 1997.
- GRIMM, Jacob und Wilhelm: *Deutsches Wörterbuch*, München 1984. Nachdr. der Bde. von 1854–1955.
- HARDER, Hans-Joachim: *Militärgechichtliches Handbuch Baden-Württemberg*, hg. vom Militärgechichtlichen Forschungsamt, Stuttgart 1987.
- JUNKELMANN, Marcus: *Napoleon und Bayern, von den Anfängen des Königreiches*, Regensburg 1985.
- KLAUSMANN, Hubert; KUNZE, Konrad; SCHRAMBKE, Renate: *Kleiner Dialektatlas. Alemannisch und Schwäbisch in Baden-Württemberg*, 2. durchges. und ergänzte Aufl., Bühl (Baden) 1994.
- KÖNIG, Werner: *dtv-Atlas Deutsche Sprache*, 15. durchges. und aktual. Aufl., München 2005.
- KOSCH, Wilhelm: *Deutsches Literatur-Lexikon, biographisch-bibliographisches Handbuch begründet von Wilhelm Kosch*, 3. völlig neu bearb. Aufl., Bern u. a. 1968 ff.
- MAMUSZKA, Franciszek: *Danzig und Umgebung*, hg. von Mariola MALEREK, Dülmen³ 1993.
- Meyers enzyklopädisches Lexikon, Bd. 30–32: *Deutsches Wörterbuch*, hg. und bearb. vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion unter der Leitung von Günther DROSDOWSKI, Mannheim 1979–1981.
- MIKABERIDZE, Alexander: *The Russian officer corps in the revolutionary and napoleonic wars 1792–1815*, Staplehurst 2005.
- PFEIFER, Wolfgang: *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. Ungek., durchges. Ausgabe*, München 1995.
- PIGEARD, Alain: *Dictionnaire des batailles de Napoléon 1796–1815*, Paris 2004.
- RIEHN, Richard K.: *1812, Napoleon's Russian Campaign*, New York 1991.
- Russisches biographisches Archiv [Mikrofiches]*, Ed. Axel Frey, München [1997–2005]. Index dazu: *Russischer biographischer Index*, bearb. von Axel FREY, München 2002.
- SAUER, Paul: *Napoleons Adler über Württemberg, Baden und Hohenzollern. Südwestdeutschland in der Rheinbundzeit*, Stuttgart 1987.
- SUTER, Rudolf: *Baseldeutsch-Grammatik*, Basel 1992.
- TRANIÉ, Jean; CARMIGNANI, J. C.: *Napoléon. 1812, la campagne de Russie*, Paris 1997.
- Unter dem Greifen. Altbadisches Militär von der Vereinigung der Markgrafschaften bis zur Reichsgründung 1771–1871*, hg. von der Vereinigung der Freunde des Wehrgeschichtlichen Museums Schloß Rastatt e. V., bearb. von Sabina HERMES und Joachim NIEMEYER, Karlsruhe 1984.
- WALLER, Anneliese: *Baden und Frankreich in der Rheinbundzeit 1805–1813*, Diss. Freiburg i. Br. 1935.
- Weisweil, ein Dorf am Rhein*, hg. von Gerhard A. AUER und Thomas ZOTZ, Weisweil 1995.

1. Abschnitt. Feldzug nach Oesterreich,
Preußen dann nochmals Oesterreich;
umfassend die Jahre 1805–1809.

Kürze Beschreibung
der

merkwürdigsten Ereignisse

Galtasar Strard

Großfürstlich russischer Hauptmann,
Major der Salzbürger und
Ostpreussischer, Königsberg und
Küstenland.

I. Abschnitt.

Salzbürger und Ostpreussischer, Königsberg
und westpreussischer Ostpreussischer
Major
die Jahre 1805 — 1809.

Als Hauptmann in russischer
Familie zum Aufbruch.

[S. I]

Vorwort.

Oft dachte ich an die Vergangenheit meiner Lebensjahre zurück, in denen ich Verschiedenes erlebt und mich durch so viele Leiden hindurch geschleppt habe, die mir wie einen vorübergegangenen Traum noch vor Augen schwebten, mit der Betrachtung, was doch der Mensch in einer Reihe von Jahren, die ihm von dem gütigen

[S. II] Schöpfer aller Dinge, bestimmt sind, je mehr oder weniger zu bekämpfen hat.

Dieses veranlaßte mich, und um so mehr, da ich mir bei verschiedenen Gelegenheiten einzelne Aufzeichnungen sammelte, dieses kleine Werkche zu fertigen, um meinen Nachkömmlingen von den wichtigsten Ereignissen meiner Militair-Dienstjahren, nebst meinen eigenen Begegnungen, ein Denkmal in getreuer Darstellung zu hinterlassen.

[S. III] Sollten meine folgende Worte, von einem oder dem andern meiner künftigen | Leser, nicht alle Beyfall finden, oder hinsichtlich der Schreibart, Tadel ausgesprochen werden wollen, so bitte ich um gütige Schonung.

Da in diesem Werkche nicht eine Gelehrsamkeit erscheinen solle noch kann, weil ich kein Gelehrter bin, so möge man nur die Begegnungen und Begebenheiten meiner Tage zum Andenken meiner Familie aufgezeichnet, als den wahren Zweck betrachten.

I 1 | Im Jahre 1804 leitete mich das Schicksal in den Militairstand, wodurch jedoch meinem Bruder die Befreyung desselben gesichert wurde. Da ich schon früher etwas Mussick erlernt hatte, so wurde ich bey dem Großh. Bad. Infanterie-Regiment Markgraf Louis, als Second-Clarinetist aufgenommen; und da schon von Geburt an stets meinen Hang zur Mussick war, so fand ich hierdurch Gelegenheit mich weiter in derselben ausbilden zu können, was mir dann Freude war; brachte es auch durch meinen angebohrnen Fleiß und Eifer bald so weit, daß ich der Clarinett [als] Primstimme vorstehen konnte.

I 2 | Im ersten Sommer der Zeit meines neuen Standes wurde ich mit einer hitzigen Krankheit befallen, an deren ähnlichen ich schon früher als Knabe in meines Eltern Hause einige Monate das Bett hüten mußte; auch diesmal war die Krankheit von einer drey monatlichen Dauer. Kaum hatte ich meine Genesung wieder erlangt, so brach der Krieg mit Frankreich und Österreich aus und wir mußten uns der französischen Armee anschliessen und mit dem Kaiser Napoleon gegen Österreich zu Felde ziehen. Es war d. 1^{ten} October 1805, als wir aus unserer Garnison abmarschierten. Dieser Krieg war jedoch von keiner langen | Dauer. Ohngeachtet die Russen Östreich zu Hülfe kamen, so war doch der Sieg auf der französischen Seite so schnell, daß Napoleon in kurzer Zeit mit seinen Truppen Wien eroberte.¹ Was uns betraf, mußten wir in Braunau im Baierschen² stehen bleiben, und bald darauf kam

I 3

¹ Am 13. 11. 1805 fällt Wien. Napoleon zieht tags darauf in Wien ein.

² Braunau am Inn in Oberösterreich.

die Nachricht, daß Napoleon bey Austerlitz³ eine Hauptschlacht geliefert, gewonnen, viele Fahnen erobert und eine große Anzahl Österreicher und Russen zu Gefangenen gemacht habe. Diese Nachricht bestätigte sich und der Friede erfolgte nachdem dieser Krieg nur drey Monate gedauert hatte. Wir traten sodann den Rückmarsch an und bezogen unsere Garnison Durlach wieder.

| Kaum waren wir einige Monate zu Hause, so verbreitete sich allgemein die Sage: I 4
der Krieg mit Frankreich und Preußen seye bereits angesponnen; bald darauf bestätigte sich auch dieses und die Kriegsrüstungen begannen bey uns aufs Neue.

In den ersten Tagen des Monats October 1806 setzten wir uns als Alliierte Frankreichs, gegen Preußen in Bewegung. Wir nahmen unser Marsch über Heilbronn, Bamberg, Altenburg in Sachsen pp. nach der preußischen Vestung Küstrin⁴, welche die Franzosen aber schon im Besitz hatten. Während unserm Marsch erhielten wir die wahre Nachricht, daß Napoleon ein Haupttreffen bey | Jena geliefert und als I 5
Sieger desselben bereits die ganze preußische Armee in Verwirrung gesetzt habe.

In Küstrin blieben wir ungefähr 14 Tage als Besatzung stehen, dann traten wir, nachdem Napoleon auch Berlin schon erobert hatte⁵, unser Marsch wieder nach Stettin an, und trafen am 23^{ten} November dort ein, ohne daß wir bisher je mit dem Feinde in Berührung gekommen sind. Die Preußen zogen sich schnell nach Pommern zurück, allwo sie sich wieder sammelten.⁶

Am 22^{ten} Jänner 1807 verliessen wir wieder Stettin und nahmen unsere Richtung nach preußisch Bolen⁷ gegen dem Städtche Stargart⁸, wohin | sich der Feind eben- I 6
falls gezogen hatte. Es war Nacht, als wir das Städtche erreichten und wir glaubten ruhig die Quartiere beziehen zu können, aber plötzlich trat der unverhoffte Feind aus seinem Hinterhalt hervor und machte einen Angriff auf uns, welcher aber durch den ebenso schnellen als kräftigen Widerstand zu keiner weitem Ausführung kam, und es gab daher nur einige leicht Verwundete⁹. Die Preußen zogen sich gegen

³ *In der Schlacht bei Austerlitz besiegt Napoleon am 2. 12. 1805 die vereinigten Truppen des russischen Kaisers Alexander I. und des österreichischen Kaisers Franz I. („Dreikaiserschlacht“).*

⁴ *Heute polnisch Kostrzyn.*

⁵ *Am 27. 10. 1806 zieht Napoleon in Berlin ein.*

⁶ *Wilhelm Meier (1785–1853), der als „Großherzoglich badischer Generalstabsarzt“ am Preußen-Feldzug teilnahm, erinnert sich ebenfalls (Meier S. 6), dass das badische Corps „an den Operationen des ersten Theils des Feldzugs“ (Doppelschlacht von Jena und Auerstedt, in der Napoleon am 14. 10. 1806 als Sieger hervorgeht) nicht teilgenommen, Küstrin sich bereits vor Ankunft der badischen Truppen ergeben, und Stettin schon am 29. Oktober 1806 ohne Widerstand kapituliert habe.*

⁷ *Mit Preußisch Polen sind die in den Teilungen Polens von Preußen annektierten Gebiete gemeint.*

⁸ *Stargard, polnisch Starogard Gdański, etwa 40 km südlich von Danzig.*

⁹ *In der anonym erschienenen Schrift „Danzig, eine Skizze in Briefen, geschrieben vor, während und nach der Belagerung im Jahr 1807“, die dem von 1790 bis 1810 in Danzig wirkenden Lehrer Friedrich Karl Gottlieb Duisburg (1764–1824) zugeschrieben wird, steht S. 123f.: „Die kleinen herumliegenden Städte Stargard, Schöneck und Dirschau, waren abwechselnd bald von unsern, bald von feindlichen Truppen besetzt. Sobald ein feind-*

Dirschau¹⁰ zurück, und wir besetzten diese Nacht Stargard. Am andern Morgen rückten wir ohne Widerstand gegen Kloster Beplin¹¹ vorwärts. Es war kaltes stürmisches Wetter und schneete den ganzen Tag unaufhörlich, wodurch uns der | Marsch sehr erschwerd wurde.

Nach unserer dortigen Ankunft machten wir einen zwey tägigen Halt und rückten sodann weiter gegen Dirschau vor. Kaum hatten wir eine kleine Strecke Weeges zurück gelegt, so hörten wir einige Kanonenschüsse, und in selbigem Augenblicke kam die Ordre zum schnellen Vorwärts, indem sich der Feind in gedachtem Städtche zu vertheidigen suchte und unsere Avangarde vor dem Thor mit einem Kugel-Regen bewillkommte. Wir verdoppelten also unsere Schritte, und in einer Geschwindigkeit war das Städtche, welches mit einer Mauer umgeben und durch die auf der westlichen Seite vorbeifliessende Weichsel eine kleine Vestung bildete, von denen auf unserer Seite | daselbst zusammen treffenden verschiedenen Truppen, worunter einige Bataillons Bolen sich befanden, umringt. Die Kanonen wurden auf den Anhöhen aufgepflanzt und der Sturm aufgeboden. In die Scheunen, welche sich alle außerhalb dem Städtchen befanden u[nd] gleichsam ein Dörfche bildeten, wurden Granaden geschmissen, welche die Gebäuden augenblicklich anzündeten und in Flammen und Asche verwandelten.

Das preußische Militair forderte die Bürger Dirschaus zur Mitvertheidigung auf; demohngeachtet aber fiel der Sieg auf unsere Seite. Als der Feind endlich die Unmöglichkeit sah, sich länger halten zu können, suchte er seinen Retrait über den auf | der einen Seite mit Eis bedeckten Weichselfluß. Unsere Artillerie, welche die vortheilhafteste Richtung dorthin hatte, richtete ihr Kanonen-Feuer dahin und mancher der Flihenden fand dadurch seyn Grab unter dem Eis. Zu gleicher Zeit wurden die Mauren erstiegen, die Thore erbrochen¹² und Dirschau war in unserer Gewalt. Welch furchtbaren Anblick biethete uns der Eindrang in die Stadt dar. Vor und innerhalb dem Thore, welches ich passirte, lagen die, beider Theile, auf das schauerlichste zerstampelte Krieger. Mit dem heftigsten Wuth wurde in alle Gassen und Häuser der Stadt gedrungen und alles was begegnete und Feind hieß, niedergemetzelt, gleichviel ob es Soldaten oder Bürger | waren, worauf die Plünderung erfolgte, nachdem die verschlossenen Gemächer mit dem Musketenfeuer vorerst sicher gemacht wurden, wo Mancher Einwohner in seinem Verstecke durch eine Kugel den Tod fand, was der Schreckens-Szene noch den vollen traurigen Anblick gab. Die

liches Korps einen dieser Orte besetzte, sobald rückte ein Theil der Danziger Garnison, bald zu sechs, bald zu fünf, bald zu dreihundert Mann aus, delogirte den Feind, und anstatt sich in dem genommenen Orte zu behaupten, zog man sich nach vollbrachter Arbeit wieder in die Vestung zurück. Kaum waren die preußischen Truppen zurückgegangen, so gingen die feindlichen wieder vor. Dadurch wurden jene Städte und Gegenden auf die unverantwortlichste Art aufgeopfert; die Garnison verlor bei diesen unnützen Gefechten eine Menge Leute theils durch Gebliebene, theils durch Gefangene, und theils durch Überläufer.“

¹⁰ Heute polnisch Tczew, etwa 20 km nördlich von Stargard.

¹¹ Es handelt sich um die Zisterzienserabtei Pelplin, etwa 10 km östlich von Stargard gelegen.

¹² Erbrechen bedeutet hier aufbrechen.

Plünderung dauerte einige Stunden lang unaufhörlich fort, und nur mit Mühe wurde endlich die Ruhe wieder hergestellt. Es war Nachmittags, ungefähr in der Mitte des Monats Februar, was ich dann nichtmehr so genau anzugeben weiß. Das erste mal biethete sich mir ein solch verheerend kriegerisches Schauspiel dar und es läßt sich daher leicht denken, welchen Schauer mich im ersten Augenblicke ergriff, – doch, man | gewöhnt sich, u. zwar auch in einem regelmässigen Kriege, auch an Grausamkeiten.¹³ I 11

Kaum waren wir durch den Trommelschlag wieder zusammengerufen und versammelt, so hörten wir, beiläufig¹⁴ 2 Stunden von Dirschau entfernt, eine neue Kanonate, und wir erhielten Befehl, derselben entgegen zu eilen. Es war Abend und die Sonne, deren Strahlen der Schnee diesen Nachmittag etwas schmelzte, die Erde auftaute und nun wieder zu gefrieren anfieng, senkte sich.¹⁵ So beschwerlich uns jetzt dieser Marsch war, so war ers ferner, durch den frisch gefronen uneben und spitzig gewordenen Boden und der darauf folgender finstern Nacht bereits noch | mehr; I 12
allein, dieses durfte eben kein Hinterniß unserer, so nothwendigen Eile werden, und so kamen wir an Kräften erschöpft noch diese Nacht an dem Orte unserer neuen Bestimmung bey einem kleinen Dorfe an, wo diesen Abend das Gefecht mit einigen hundert Mann Preußen die sich in der dortigen Gegend zeigten, statt gefunden und die Beschleunigung unseres Marsches verursacht hatte um denen daselbst stehenden polnischen Truppen zu Hilfe zu eilen, was jedoch nichtmehr so erforderlich war, da durch dieselben der Feind schon zum Rückzug genöthigt worden ward.

| Hier bivouakirten wir diese Nacht und blieben einige Tage daselbst im Lager I 13
stehen. Endlich musterte der französische General Lefevre¹⁶ die Truppen, worauf wir uns wieder in Bewegung setzten und unsere Richtung directe gegen Danzig nahmen. Die Preußen zogen sich dorthin in die Vestung zurück, und steckten die Vorstädte Schitlitz u[nd] Schottland¹⁷ welche sich der Vestung außerhalb anschlos-

¹³ Auch Wilhelm Meier erzählt von den blutigen Auseinandersetzungen in Dirschau. In „Polnisch Stargard“ (Starogard Gdański) errichtete und leitete er ein Hospital für Badener, einige Regimenter Franzosen und die aus Polen bestehende Nordlegion des Belagerungscorps. Bei seiner Ankunft lagen dort bereits einige Hundert kranke und verwundete Franzosen, Polen und Badener, „von dem Treffen in Dirschau und einem kurz zuvor stattgehabten nächtlichen Überfall von preussischen Jägern auf Stargard“ (Meier, S. 8 und 11). Die Einnahme von Dirschau erfolgte am 20. Februar 1807 (vgl. Duisburg, S. 124).

¹⁴ Ungefähr, etwa.

¹⁵ Dieser Satz ist wohl so zu verstehen: Es war Abend und die Sonne, deren Strahlen am Nachmittag den Schnee etwas geschmolzen und die Erde aufgetaut hatten, senkte sich, wobei die Erde wieder zu gefrieren anfieng.

¹⁶ Der französische Marschall François-Joseph Lefebvre (1755–1820) war Kommandant des 10. französischen Corps, das von Napoleon mit der Besetzung Danzigs beauftragt worden war, und in dem die badischen Truppen eingegliedert waren.

¹⁷ Hier sind Danzigs Vorstädte Schitlitz sowie „Schottland“ bzw. „Alt-Schottland“ gemeint. Letztere Ortsbezeichnung variiert; der Ingenieur und Generalmajor Johann Karl Plümicke (1782–1855) verwendet in seiner Schrift „Skizzirte Geschichte der Belagerung von Danzig durch die Franzosen im Jahre 1807“ beide Namen (Plümicke 1807, S. 15 und 56; vgl. auch Duisburg, S. 17).

- sen, in Brand um einen freien Raum zu bekommen, was ihnen durch die freie Aussicht den Vortheil | gewähren sollte, dem Anrücken des Feindes mit ihrem Kanonenfeuer von der Vestung heraus desto kräftiger begegnen zu können; allein, während des mehrere Tage lang unaufhörlich fortdauernten so fürchterlichen Brandes, dessen Rauch bereits die ganze Umgebung Danzig verdunkelte rückten die verschiedenen Corps der französischen Armee, worunter nun auch wir begriffen waren, der Vestung näher, und nahmen ihre von dem befehligten General | Lefevre angeordneten Stellen ein¹⁸.

Danzig ist durch einige mit der Vestung verbundenen kleinen Berge – Bischoffs, Hagels u[nd] Stolzenberg¹⁹ p.p. genannt, sehr vest, allein auch die Gegend außerhalb der Vestung ist zum Theil etwas bergigt. Wir Badner erhielten unsere Position auf dem sogenannten Ziganien-Berg²⁰ und bildeten den Mittelpunkt, die französischen Truppen aber zogen sich weiter gegen Langenfuhr und dem Ostsee hinunter; u[nd] auf dem rechten Flügel standen die Sachsen u[nd] Bolen. In dieser Richtung nahm dann die Belagerung ihren Anfang.

- | Marschall Lefevre, obschon ein bejahrter Mann, leitete diese Belagerung doch mit jugendlichem Feuer, daher der Vestungs-Kommandant Kalkreuth²¹ seinen kräftigen Gegner auch bald kennen lernte, was seine Siegeshoffnungen von Tag zu Tag minderten, und umsomehr, da die Munition auf seiner Seite nach u[nd] nach erschöpft wurde, woran es eben uns nicht fehlte; aber es war noch die Winterzeit, wo wir noch manchmal im Lager eingeschneet wurden, was uns dann auch sehr beschwerlich und Hinterniß unserer Fortschritte war; auch hatten wir zum Theil Mangel an Lebens-Mitteln, besonders an Brod | und es wurde daher Manches mit dem größten Appetit verzehrt, was zu Hause dem Munde vielleicht nicht geschmackt haben würde, allein der Soldat muß sich an alles gewöhnen.

Die Preußen versuchten mehreremal Ausfälle zu machen, wurden aber jedesmal mit nicht ganz geringem Verluste zurückgeworfen. Auch wurden sie dadurch schon geschwächt, weil ein großer Theil ihres Militairs aus angeworbenen Ausländer bestand, und dieselben jede Gelegenheit zum Dessertiren benutzten, wozu ihnen ge-

¹⁸ „Als im März die Feinde die Stadt einschlossen, da hatte ich das fürchterliche, schreckliche Schauspiel, den Rest dieser Vorstadt und einen Theil der Schidlitz, nebst dem bevölkerten Stolzenberg und dem netten Alt-Schottland in hellen Flammen bei Tage und bei Nacht brennen zu sehen“ (Duisburg, S. 17). Die Brandsetzung geschah auf Anordnung des hiesigen Gouvernements in der Nacht vom 11. zum 12. März 1807 (Duisburg, S. 133f.).

¹⁹ Auf dem Bischoffs- und Hagelsberg befanden sich die westlichen Außenwerke der Danziger Stadtbefestigung. Der Stolzenberg, Ziganenberg und andere vor der Verschanzungsfront liegenden und sie dominierenden Höhen waren eine große Gefahr für die Stadt.

²⁰ Dem Belagerungscorps gelang es, „sich auf dem Ziganienberg festzusetzen. Von hier begann das Feuer gegen den gut vertheidigten Hagels- und Bischoffsberg, sowie die förmliche Beschießung der Stadt, welche bis zum 21. Mai mit großem Nachdruck fortgesetzt, und wodurch gegen 600 Häuser, theils zertrümmert, theils durch Feuer zerstört wurden“ (Meier, S. 9). Mit „Ziganien-Berg“ wird wohl „Ziganenberg“ gemeint sein, eine im Westen Danzigs liegende Anhöhe, heute Ortsteil der Stadt (polnisch Suchanino).

²¹ Der preußischer Feldmarschall Graf Friedrich Adolph Kalckreuth (1737–1818) leitete die Verteidigung von Danzig.

rade die Ausfälle am willkommsten waren, und so verlor die Vestungsbesatzung nicht nur allein an Todten und | Verwundeten, sondern auch an Lebendigen Gesunden. I 18

Der wichtigste Ausfall war am Gründonnerstag²², welcher beiderseits nicht unbedeuteten Verlust an Todten u[nd] Blessirten verursachte, worauf auch einige Tage Stillstand erfolgte, um gemeinschaftlich mit den Preußen die Todten beerdigen zu können. Die Preußen kamen aus der Vestung zu uns herüber und wir vereinigten uns zu vorerwähntem Zwecke freundschaftlich, wo auch nicht selten schon längst vermißte Freunde und Bekannte oder gar Brüder in diesem Augenblick so unverhofft zusammen trafen – wovon ich selbst Augenzeuge war – und sich mit Freuden-| Thränen umarmten u[nd] küßten, während doch in der andern Minute sie wieder als Feinde sich gegen einander zeigten. I 19

Ach, was stellt doch die Welt für ein Theater vor! In diesem Augenblicke war die süße Empfindung des Wiedersehens so groß, und im andern Augenblicke trachtete einer dem andern wieder nach dem Leben. Es wurden sofort große quatratformige Gruben gegraben, die Todten in dieselben zusammen getragen, ordnungsmässig aufeinander gebeugt²³ und dann mit Erde zugedeckt. – Dieses ist im Kriege, und zwar auch da die ganze Leichenbegräbnißceremonie.

Nachdem dies Alles geschehen war, begab sich jeder Theil wieder in seine vorige Stellung zurück und beiderseitiges Kanonenfeuer begann aufs Neue. Ein furchtbares Bombardement wurde sodann auf die Stadt gerichtet, wo die Lebens-Mittel und Munition bereits schon erschöpft waren. Doch befanden sich auf einer in der Weichsel liegende Insel, der Holm genannt, was mit der Stadt noch in Verbindung war und noch etwas Schutz gewährte, ungefähr 1500 Mann Rußen, allein auch diese wurden von einigen hundert Mann badischen u[nd] französischen Truppen schnell überfallen und die Insel eingenommen; während einige tausend Russen auf der Ostsee noch herbei eilten, bey der Weichsel-|Mündung landeten, aber von Oudinots²⁴ Division angegriffen und geschlagen wurden. Auch ein englisches Schiff wollte, mittelst eingetretener Begünstigung des Windes, der Eindrang in die Stadt forciren, die Schiffbrücke, welche über die Weichsel auf vorerwähnte Insel oder Holm führte zerstören, um Munition in die Stadt zu bringen; aber auch dieses wurde rasch überfallen, der Wind begann sich zu legen, die Segel hatten keinen Gewalt mehr, das Schiff strandete und lieferte sich mit allem was | drauf und drin war, in unsere Hände. Später war ich persönlich auf diesem Schiffe; dessen untere Hälfte war durchgängig mit Kupfer beschlagen und ich zählte auf demselben 22 Kanonen.²⁵ I 20 I 21 I 22

²² 1793 geschah die Übergabe von Danzig an Preußen ebenfalls am Gründonnerstag. (Duisburg, S. 144f.)

²³ Von „beigen“, schichten, aufstapeln.

²⁴ Der französische Divisionskommandant Nicolas Charles Oudinot (1767–1847) erhielt nach dem Sieg bei Wagram 1809 den Titel „maréchal de France“.

²⁵ Der fehlgeschlagene Versuch der russischen Truppen, von Weichselmünde aus die Belagerer zu verjagen, ereignete sich am 15. Mai 1807, die vergebliche Hilfsaktion der englischen Korvette am 19. Mai 1807 (Duisburg, S. 168–170).

Alle Hoffnungen auf der preußischen Seite waren auf letzt erwähntem Falle nun gänzlich verschwunden, und Kalkreuth, als er das Schiff verloren sahe, soll gesagt haben: hier liegt Danzigs Grabstein. Die Belagerung hatte nun alle Vortheile gewonnen, der schon vorbereitete Sturm auf die Stadt desto muthiger antretten zu können, allein | er kam zu beiderseitigem Glücke nicht zum Vollzug.

I 23 Um der Stadt, indem nun keine bessern Rettungsmittel mehr ersichtlich waren, einen vorausgesehenen noch größern Schaden zu ersparen, übergab General Kalkreuth dieselbe am 24^{ten} May mit Capitulation, wornach die Preußen bewaffend abziehen durften. Wir brachen sodann in unserm Lager auf und marschirten in schönster Ordnung in die Stadt ein, wo wir uns von so vielen Strapätzen der bereits drey Monat langen Belagerung wieder erholen konnten, was uns auch sehr nothwendig war.

I 24 Mein erstes Quartier hatte | ich in der Hundegasse²⁶, und nachdem wir uns etwas erholt hatten, wurden wir zur Besetzung des Fahrwassers an der Ostsee, welches eine Stunde weit von Danzig entfernt ist, beordert, weil sich immer noch feindliche Schiffe hie und da auf der See blicken ließen.²⁷

Während dieser Zeit kam Kaiser Napoleon selbst nach Danzig, und wie man sagte, habe Er, Marschall Lefevre zum Frühstück eingeladen, und indem Er ihm den Tittel Herzig^a v. Danzig beilegte und ihn fragte, ob er Chocolate wünsche? ihm auf die Antwort: ja Sire, ein Päckche gereicht mit der scherzhaften Äußerung: Sie haben I 25 Danzig erobert, | daher müßen Sie nun ein Pfund Danziger Chocolate haben. Als aber Lefevre das Päckche öffnete, fand Er darin eine Anweisung auf die Pariser-Bank von 100.000 Laubthaler²⁸. Ob dies alles so reine Wahrheit ist, kann ich zwar nicht bestätigen; so viel ist aber gewiß, daß das Sprichwort sich unter dem Volke verbreitete: hast du auch Danziger Chocolate in der Tasche? wenn nemlich einer den andern fragen wollte, ob er auch Geld habe.

Zwey bis drey Wochen waren wir auf unserm Seeposten, dann wurden wir von I 26 andern Truppen abgelöst und kamen wieder in die Stadt. Nun | erhielt ich mein Quartier in der Altstadt bey Registrater Bandau, einem jungen sehr liebevollen Mann, was auch seine Frau nicht minder war. Beide behandelten mich scher^b schön, wogegen auch ich nicht ermangeln ließ, Ihnen hiefür mit schuldiger Achtung zu begeben. Auf diese Weise wurden wir in kurzer Zeit die vertraulichsten Freunde.

^a Gemeint ist „Herzog“. ^b Gemeint ist „sehr“.

²⁶ Heute polnisch Ogarna.

²⁷ Am 21. November 1806 hatte Napoleon die Kontinentalsperre über England verkündet, was den üblichen Handelsverkehr mit dem europäischen Festland stark einschränkte. Seeposten mussten deshalb nach Schiffen mit Schmuggelwaren Ausschau halten. Die Wirtschaftsblockade dauerte bis 1814. Eccardt berichtet in der Version von 1816 (siehe hier S. 70), dass England wegen seiner zu geringen eigenen Getreideproduktion auf den Handel mit anderen Ländern angewiesen war, weshalb Napoleon Handelsschranken errichtete, um es zu bezwingen.

²⁸ Französische Silbermünze (1726–1790 geprägt) im Wert von 6 Livres (écu de six livres), so benannt wegen der Lorbeerzweige an den Seiten des Lilienschildes.

Sie waren erst einige Jahre verheirathet und hatten einen kleinen Knaben von etwa zwey Jahren, Namens Rudolph. Wenn ich nun zuweilen in meinem Stübche das mir zur besondern Wohnung eingeräumt worden war,| meiner Gewohnheit nach des Abends meine Clarinette spielte, so wusselte der liebe Kleine zu mir herein, hörte zu und hatte seine größte Freude daran; auch sein Vater Hr. Bandau besuchte mich oft auf meinem Zimmer, wo ich Ihm dann von den mir bekannten Kriegsereignißen, der Einnahme Dirschau und den Vorfällen während der Belagerung Danzig p.p. erzählte, wogegen Er auch mir eröffnete, in welcher Angst sie in der Stadt während der Blokade gelebt, welche Verwüstungen die feindlichen Kugeln daselbst angerichtet und daß diese Belagerung bis zur Übergabe | und Einnahme der Stadt, im Ganzen wohl einen Schaden gegen drey Millionen Thaler verursacht habe – und so schloß sich dann unser Freundschafts-Band immer enger, bis endlich der Abmarsch von Danzig uns trennte. I 27

Die letzte Nacht saßen wir bis 12 Uhr in Freundschaft beisammen und kein Schlaf zeigte sich in unsern Augen.

Beide dieser jungen Eheleute waren nicht von Danzig gebürtig. Er war, wenn ich nicht irre, von Marienburg ungefähr 6 Meilen von Danzig gegen Königsberg, seine Frau aber die Tochter eines Kaufmanns in Stettin, welches beiläufig 40 Meilen von Danzig | gegen Berlin entfernt ist. Da nun unser Marschordre über Stettin zur Belagerung Stralsund²⁹ lautete, schrieb letztere einen Brief an Ihre Eltern, den Sie mir zur Besorgung anvertraute, und welchen ich auch mit Freuden übernahm, um ihn wie möglichst an seinen Bestimmungs-Ort zu befördern. Der Abschied des folgenden Morgens war brüderlich unter vielmaligen Glückwünschen. I 29

Es war am 18^t July und sehr heiße Witterung als wir Danzig verließen, weßhalb wir auch, Ursach der letztern, meistens in der Nachtzeit marschierten und des Tages rasteten, was ich aber meines Theils nicht so | ganz zweckmäßig gefunden habe, weil der heiße Tag mit seinen lauten Lebenstönen uns die Ruhe nicht so genießen ließ, die die Nacht durch den quälenden Schlaf so nothwendig machte, und es stehet sofort noch im Zweifel, ob des Tags die Sonnenhitze, oder des Nachts der Anfall des Schlafes, wenn man mit beladenem Körper marschieren soll, mehr beschwerlich fällt – doch will ich mich hiermit nicht aufhalten, sondern wieder zur Hauptsache meiner Erzählung schreiten. I 30

Am 1^{ten} August kamen wir in Stettin an, und mein erster Gang war: den Brief von meiner Danziger Hauswirthin zu überliefern, den man | mir aber nicht mit dem Gefühl abnahm wie ichs erwartet hatte – doch, meine Schuldigkeit war gethan, mag es im Übrigen auch gewesen seyn wie es will. I 31

In Stettin hatten wir einen Rasttag und dann setzten wir unser Marsch nach Stralsund ununterbrochen fort. Es war gerade in der Erndezeit als wir daselbst ankamen. Ein schönes Fruchtfeld, meistens mit Waitzen angepflanzt, zierde die Um-

²⁹ *Nachdem die Schweden den im April 1807 mit Frankreich geschlossenen Waffenstillstand gekündigt hatten, rückten die Franzosen wieder in den Teil Pommerns ein, der 1648–1815 zu Schweden gehörte (Schwedisch-Pommern) und belagerten ab dem 15. Juli aufs Neue die Hauptstadt Stralsund.*

I 32 gebung Stralsund; allein, ja sogar mit selbstiger Mitwirkung des im Augenblicke so
 nothwendigen Übels, mußte man die Verwüstung der Früchten dennoch | mit größ-
 tem Bedauern ansehen. Einige derselben standen noch aufrecht, andere lagen abge-
 schnitten auf dem Boden und mehrere waren schon in Garben gebunden, von Allem
 aber erhielten die Pflanzbewohner das Wenigste. Die ganze Belagerung, eine Armee
 von bereits 40.000 Mann stürmte drauf zu, nahm den größten Theil hinweg, raufte
 die auf dem Halm³⁰ stehende gar aus und baute damit ihre Baracken, da das Kriegs-
 I 33 heer Napoleons keine leinwandene Zelten mehr mitführte und daher die | Soldaten
 sich um andere Materialien umsehen mußten, um ein Lager zu formiren und sich
 vor dem Unwetter zu schützen. An Lebensmitteln fehlte es uns daselbst nicht. Brod
 hatten wir im Überflusse, wovon uns mehr verschimmelte als wir im Danziger La-
 ger manchmal zu essen hatten.

Die Schweden donnerten mit ihren, meist eisernen Kanonen zwar kräftig aus der
 Vestung gegen uns herüber, jedoch aber ohne daß dadurch etwas erweckt worden
 oder sonst wichtiges dabei vorgefallen wäre. Ausfälle zu machen wagten sie nicht, da
 I 34 sie die | Unmöglichkeit eines Sieges, so wie auch sich lange halten zu können, schon
 voraus einsahen. Kaum waren 4 Wochen verflossen, so verliessen sie bei der Nacht
 die Stadt, schifften sich ein, da sie auf der Seeseite nicht blokirt werden konnten, und
 nahmen ihren Retrait auf die Insel Riegen^c, ohne daß man viel von derer Flucht ge-
 wahr nahm. Nur die auffallende Stille des folgenden Morgens bestätigte einiger Ma-
 ßen den nächtlichen Abzug der Stadtvertheidiger, da auf das sonst so starke Kano-
 I 35 nenfeuer jetzt nicht einen Schuß mehr | aus der Stadt fiel; was uns gleichsam vorkam,
 wie wenn das stark rauschende Räderwerk einer Uhr, plötzlich der Hammer zum
 Schlagen in Bewegung setzt, und der letzte Schlag wieder den Halt gebiethet, wo
 man vor der ebenso plötzlichen Stille fast erschrecken möchte, und nur der Perpen-
 tickel³¹ seinen regelmäßigen Gang ungestört noch fort setzt.

Die Thore Stralsund wurden sodann geöffnet³² und mit der strengsten Ordnung
 [wurde] von einigen unserer Truppen die Stadt besetzt; das übrige Kriegsheer aber,
 I 36 unter welchem auch unser Regiment | begriffen war, blieb noch mehrere Tage im
 Lager stehen. Während dieser Zeit begieng ein schwedischer Husar aus Fami-
 lien-Liebe und väterlicher Zärtlichkeit ein Wagestück, welches zu bewundern und
 erzählen werth ist, was ich nun folgend mittheilen will.

Wir hatten nemlich bey dieser Belagerung unsere Stellung unweit dem Ufer des
 Sees, von wo aus man bequem auf die Insel Riegen sehen und zuweilen das Blät-
 sche[rn] des Seewassers hören konnte. Eines Abends spät, als ich mit einigen meiner
 I 37 | Kammeraden noch vor unserer Lagerhütte am Feuer stant, welches wir während
 unserem Zusammenplutern noch zum Flämmeln unterhielten, da die finstere

^c Rügen.

³⁰ Bedeutet: vor der Ernte stehend.

³¹ Perpendikel (Uhrpendel).

³² Die Stadt Stralsund wurde am 20. August 1807 von ihrem Bürgermeister David Lukas Kühl
 an die Franzosen übergeben und gleich am Abend von diesen besetzt.

Nacht schon eine geraume Zeit eingetreten war, näherte sich uns ein bewaffneter Soldat, der einen unbewaffneten transportirte. Aber wie erstaunten wir, als wir letzteren ganz nackt, nur mit einem militairischen Mantel umhängt, bemerkten. Der Transporteur, ein Soldat von einem Vorpiquet am See, erzählte uns kurz, daß sie so eben, plötzlich | etwas aus dem Wasser steigen hörten, und auf den Anruf der Schildwache: werda? stand nach erfolgter Antwort: ein schwedischer Desserteur! dieser ganz nackte Mann vor uns, und nun muß ich ihn zum Commandant transportiren. Der Desserteur nahm hierauf das Wort, und sagte: ich bin Familienvater und diene als Husar beym schwedischen Militair. Bei dem Retrait den wir vor wenigen Tagen aus Stralsund in der Nacht auf die Insel Riegen nahmen,| mußte ich meine Frau und Kinder zurück lassen. Wir hatten in der Stadt und besonders während der Blokade nichts im Überflusse, wie sichs wohl denken läßt, allein, ich theilte mein Stückche Kommisbrod mit den Meinigen redlich. Aber aus welchen Mitteln werden sie ferner, da ihnen meine Stütze genommen ist, ihr Lebensunterhalt befriedigen? Ach! dieser Gedanke schmerzte mich sehr. Bey meinem Abschiede, den ich in jener verhängnißvollen Nacht von ihnen nahm, hiengen mir, Mutter und Kinder weinent um den Hals, und ich gab ihnen schluchzent den Vater-|Kuß --- dies war nun alles was ich ihnen zurück lassen konnte. I 38 I 39 I 40

Ob gleichwohl der Soldat selbst wissen muß, in welcher Bestimmung er lebt, und ihn kein Gegenstand von seinen Pflichten und von der Standhaftigkeit des Soldatenmuthes losreisen solle, so fühlt er zuweilen doch, daß er Mensch ist, und der geheime heilige Zug der Natur verliert seine Kraft bei ihm nicht.

Als ich nun, fuhr der Husar weiter fort, auf der Insel, die mich von meiner Familie trennte, Betrachtungen über ihre, so wie auch über meine traurige Lage, anstellte | da [die Lage] überhaupt keinen güten Ausgang der Sache mich erwarten liesse, malte ich mir im Geiste das Elend so schwarz, daß ich keine Ruhe mehr fand, und so beschloß ich, mit dem Bewußtseyn meiner Schwimmkunst gestärkt, mich in den See zu legen und hierüber zu schwimmen. Heute Abends 8 Uhr, als es dunkel wurde, kleidete ich mich aus, legte meine Husarenuniform am Ufer auf den Boden, nahm diesen kleinen Beutel (indem er uns denselben zeigte) welcher noch etwas wenig Geld enthält, in den Mund und trat in Gottes Namen diese nasse | Reise an. Es gieng anfangs sehr gut – doch der eingetretene Gegen-Wind, welcher mich viel zurückhielt, verursachte mir einigermaßen Besorgnisse, allein ich strengte mich aufs äußerste an. Als ich glaubte, das Ufer meiner Bestimmung bald erreicht zu haben, ließ ich mich hie und da etwas untersinken, um mich nach dem Boden zu erkundigen, was aber mehreremal ohne Erfolg und daher neue Anstrengung erforderlich war. Endlich wiederholte ich den Versuch, und – Gottlob! ich betrat den so sehnlich ge-|wünschten Boden, nachdem ich eine Wasserfläche von ohngefähr einer Seemeile durchgeschwummen und bereits 2 Stunde damit zugebracht habe. I 41 I 42 I 43

Diese Erzählung flößte allen Zuhörern mit dem größten Gefühle die wärmste Theilnahme ein. Ob schon der Soldat im Feld nichts im Überflusse mitzuschleppen vermag, so schenkte ich dem außerordentlichen Schwimmer doch ein Hemde, und ein anderer meiner Kammeraden demselben ein paar Unterhosen, was er sogleich

anzog und nachdem dankent mit seinem Begleiter weiter gieng, wo wir bald er-
 I 44 fuhren,| daß ihm freyen Paß nach der Stadt Stralsund gestattet worden seye.

Ob wirklich die von demselben angegebene, oder welche Ursache ihn zu dieser lebensgefährlichen Unternehmung bewogen habe, lasse ich dahin gestellt, so wie auch, es dem Ermessen jedem meines künftigen Lesers über, jedoch liegt in der Sache eben Nichts, dem nicht Glauben zugemessen werden dürfte; und was das Übrige dieser Geschichte betrifft, deren unverfälschten Wahrheit man auch keinen Abbruch thun möchte.

Kurz Nach dieser Begebenheit brachen wir in unserem Lager auf und nahmen
 I 45 unser Marsch wieder zurück nach Preußisch-Pommern; allein,| kränkliche Umstände verursachten mir auf diesem Marsche einiges Zurückbleiben, und erst in alt Damm³³ 2 Stunden hinter Stettin, allwo das Regiment Halt gemacht hatte, holte ich dasselbe wieder ein. Nach Verfluß von 2 Wochen wurden wir wieder nach Stettin beordert, wo wir sodann bis Ende Spätjahr in Cantonirung stehen blieben.

In dieser Zeit sprach das Kriegsgericht einem badischen Soldaten namens Nagel, gebürtig von Ettlingen, das Todesurtheil aus. Dieser Mann gieng nemlich bey der
 I 46 Belagerung Danzig zu den | Preußen über, und machte, wahrscheinlich unüberlegt, auf dringendes Ausforschen einermassen den Verräther, wodurch 3 Mann unseres Militaires sehr unglücklich wurden. Er verrieth nemlich, wie man sagte, eines unseres Vorpiquets. Die Preußen schossen dahin, und eine Kanon-Kugel zerschmetterte jenen 3 Soldaten die Füße. – Welche Absicht oder welch Verhältniß ihn dahin gezogen, will ich nicht errathen, und deshalb ihm auch nicht zu nahe treten. Kurz, er kam bey der Übergabe Danzig, daselbst wieder in Vorschein. Der Prozeß wurde
 I 47 | ihm sofort gemacht, und wie gesagt, in Stettin unter Anwohnung sämmtlich daselbst befindlichem Militairs, das Todesurtheil außerhalb der Vestung, an ihm vollzogen. Er stellte sich jedoch zu seinem Hinscheiden in die Ewigkeit vorbereitet, mit dem standhaftesten Soldatenmuth, männlich; marschirte zwischen der, ihn auf den Richtplatz abführender Wache, gleichen Schrittes, wohin auch sein Sarg hinter ihm nachgetragen wurde. Auf dem Richtplatze stellte er sich aufrecht hin, ließ sich die Augen verbinden, und – da lag er durch 6 Musketenkugeln, seine Hirnschaale vom
 I 48 Kopfe getrennt,| entseelt auf der Erde. Sämmtlich anwesende Regimenter divilirten sodann hart an ihm vorbei. Sein Körper wurde nach dem in den Sarg gelegt, auf den Friedhof getragen und daselbst beerdigt.

Es ist sonderbar, mit welchem Aufsehen und so vielen Zeremonien das Erschießen eines einzlen Menschen verbunden ist, wenn ihm dadurch das Leben als Strafe genommen wird, da vor und nach, in Battalien viel tausende, gleichsam als hätte das Leben keinen Werth mehr, getödtet und auf verschiedene Weise, ja manchmal so
 I 49 schauerlich zerstückelt werden; allein,| es ist Letztern ihren Beruf, ja gleichsam ihr Tageswerk, sich dem Todte hinzugeben.

Ob schon das Leben eines Menschen edel ist, so empfindet er in den Reihen unter einem feindlichen Kugelregen sich keines Verbrechens bewußt, den Tod auf dem

³³ *Alt Damm ist heute ein östlicher Stadtteil von Stettin und heißt polnisch Dąbie.*

Schlachtfelde ehrenvoll, während Erstere als Verbrecher zur Schau und Warnung seiner Mitkrieger sein Lebensende empfängt. Aber es muß so seyn. Es gehört zur Ordnung, die der große Werkmeister schon von Anbeginn beschlossen hat, denn ohne dieselbe würde die Welt nicht bestehen können. Wer Ordnung liebt und ihr | I 50
Vertrauen schenkt, wird dadurch sein Wohl befördern und sich in Manches fügen, was seinem Innern unbegreiflich scheint. Seine Ruhe wird nicht durch Grillenplage gestört, sondern er genießt sie zufrieden, sich ergebt in die Fügung unseres Allerhöchsten, den wir Gott unser Vater nennen. Auch ich habe einsehen gelernt, daß nur Ordnung und Strenge, und insbesondere beym Militair-Stande, den bestimmten Zweck erreichen kann; und wenn auch gleichwohl zuweilen Mißgriffe in derselben erscheinen, so ist jedoch nicht das | Einzle, sondern vielmehr das Ganze in Betracht I 51
zu nehmen; denn so lange die Welt nicht vollkommen genannt werden kann, werden sich auf derselben Fehler finden.

Während unseres Aufenthalts in Stettin wurde der Friede³⁴ geschlossen und wir traten sodann unser Marsch nach unserm Vaterlande an. Wir nahmen denselben über Berlin, Botzdam^d, Wittenberg u[nd] Leipzig p.p. und trafen Ende des Jahrs 1807 unter feyerlichem Empfang in unserer Garnison Durlach wieder ein.

Im Frühjahr 1808 wurden wir, nemlich das 1^{te} Battailon in die Garnison Rastatt I 52
des 2^{ten} Battailons versetzt, wo sodann | das ganze Regiment beysammen war. Bis daher gehörte es Sr. Durchlaucht Herrn Markgraf Louis und führte deßen Namen; nun aber wurde es General Harrant, jedoch aber nur eine kurze Zeit übertragen, wo es nachdem Sr. Großh. Hohheit Herrn Markgraf Wilhelm übernahmen, und wurde sofort das 3^{te} Linien Infanterie Regiment Markgraf Wilhelm von Hochberg genannt.³⁵

^d Potsdam.

³⁴ Nachdem Napoleon mit Zar Alexander I. einen Waffenstillstand geschlossen hatten, einigten sie sich in persönlichen Verhandlungen auf eine gemeinsame Herrschaft über Europa. Der Frieden von Tilsit (7.–9. Juli 1807) beendete den 4. Koalitionskrieg. Während Russland keine Gebietsverluste erleiden musste, verlor Preußen alle Territorien auf der westlichen Seite der Elbe und fast alle polnischen Gebiete. Danzig wurde wieder zur Freien Stadt und Republik erklärt, blieb aber unter französischer Besatzung. In Stralsund erfolgte der Auszug der französischen Truppen erst im März 1808.

³⁵ Markgraf Ludwig von Baden (1763–1830), Sohn des Markgrafen und späteren Großherzogs Karl Friedrich aus erster Ehe, stand 1789–1795 in preußischen Diensten, kehrte 1795 auf Wunsch seines Vaters nach Baden zurück, um als Kriegsminister und Kommandierender General zu wirken. Im Januar 1808 musste er seine Ämter niederlegen, da die französische Führungsmacht allen Rheinbundstaaten und so auch Baden die Reorganisation des Kriegswesens, das bisher starke preußische Züge trug, mit Übernahme der französischen Dienstvorschriften und Reglements anordnete. Sein Infanterieregiment wurde von General Valentin von Harrant (1761–1834) weitergeführt, jedoch nur für kurze Zeit, da er 1809 von Napoleon mit dem Oberbefehl des zum Kriege gegen Österreich aufgebotenen badischen Korps betraut wurde. Das Regiment von General von Harrant wurde Wilhelm von Hochberg (1792–1859), Sohn des Großherzogs Karl Friedrich aus seiner Ehe mit der Reichsgräfin Luise Karoline von Hochberg, übertragen. Laut den Lebenserinnerungen von Wilhelm von Hochberg, der 1817 mit seinem Bruder Leopold zu Markgrafen von Baden erhoben wurde,

I 53 Der schon begonnene Krieg mit Frankreich und Spanien³⁶ hatte in diesem Jahr seinen vollen Ausbruch genommen, und Baden mußte Frankreich ein Regiment | nach Spanien stellen weßhalb wir vermutheten, bald wieder ausmarschieren zu mü-
ßen; allein es wurde aus dem 2^{ten} Bataillon des unsrigen und dem 1^{ten} Bataillon des
4^{ten} Regiments, ein Regiment formirt und nach Spanien geschickt; die Reste dieser
beiden Regimenter wurden sodann zusammengestoßen und wieder ein ganzes ge-
bildet, bei welchem wir, nemlich die Mussick, diesmal zu Hause blieben.³⁷

I 54 Es dauerte jedoch nicht lange, so sprach man auch schon wieder | vom Kriege mit
Frankreich und Österreich, was sich auch gleich im Anfang des Jahrs 1809 bestätigte
und Napoleon abermals mit einer Armee gegen Österreich zu Felde zog, deren wir
uns auch diesmal wieder anschliessen mußten, wozu wir am 26^{ten} März von Rastatt
abmarschirten.

I 55 Ich war seit 2 Jahren verheirathet und hatte gerade damals zwey Mädche, Zwill-
linge von vier Monaten alt in der Wiege liegen, weßhalb mir jener Abmarsch auch
nicht gleichgültig war; allein, es war Beruf, dem man jederzeit | unbedingt, mit guter
Hoffnung getröstet, guten Muthes folgen muß.

I 56 Man glaubte allgemein, die Österreicher würden diesmal vorsichtiger seyn und
mehr Vestigkeit und Eifer zeigen, als sie im Jahr 1805 bewiesen haben; aber die
Herrschers-Periode Napoleons war noch in völliger Blüthe, und so standhaft sich
die Österreicher zu seyn auch wirklich vorgenommen hatten, war doch auch die-
sesmal Alles umsonst. Napoleon selbst an der Spitze seines Heeres, marschierte
stracks^c auf Österreich zu; und ehe einen Plan desselben begonnen hatte, war der
seinige schon beendigt, wodurch Er seinen Gegnern | nicht einmal Zeit zur Besin-
nung ließ.

I 57 Wir nahmen unser Marsch über Ulm, Augsburg, München und Braunau p.p. und
hatten anfangs nur Mühe, dem französischen Heere nachzueilen, ohne daß wir mit
dem Feinde in Berührung kamen; die Franzosen aber hatten vor und innerhalb
Ebersberg, in deßen Städche die Österreicher sich standhaft zu vertheidigen suchten,
einen hartnäckigen und bluthigen Kampf zu erfechten, den wir drey Tage nachher
bei unserem Durchmarsche daselbst noch nach seiner Wirklichkeit beurtheilen
konnten, indem die Todten wie gesät noch da | lagen, ohngeachtet während der Zeit
schon viele derselben beerdigt worden sind.³⁸ Das ganze Städche war eine Ruin und
mit so vielen todten Österreicher angefüllt, daß wir mit allen Kriegsbedürftnißen,

^c Lesung unsicher.

erfolgte die Übergabe des Regiments am 26. Oktober 1808. (Wilhelm von Baden, S. 56, 463).

³⁶ Napoleons Feldzug auf der Iberischen Halbinsel dauerte von 1808 bis 1814.

³⁷ „Da ein Bataillon meines Regiments nach Spanien abgegeben war, formierte seit 25. Februar [1809] das zurückgebliebene, das zu Rastatt lag, zusammen mit dem zweiten Bataillon des vakanten Regiments Nr. 4 mein Regiment Nr. 3.“ (Wilhelm von Baden S. 61.)

³⁸ Wilhelm von Hochberg und Wilhelm Meier, die beide an der Schlacht in Ebersberg an der Traun am 3. Mai 1809 teilgenommen hatten, erzählen ausführlich über den für beide Seiten verlustreichen Kampf, wobei sie beide ebenfalls nicht „Ebersberg“, sondern „Ebersberg“

Gepäcke und Wägen p.p. über dieselben hinweg zogen, ohne zuweilen die blose Erde zu berühren. Denn Napoleon forcirte diesen Angriff und siegte.

Nach diesem Verlust, den die Österreicher erlitten, zogen sich dieselben schleunig zurück, die Franzosen aber eben so schnell vorwärts, und es | dauerte nicht I 58
lange, so erhielten wir die wahre Nachricht, daß letztere auch schon Wien eingenommen haben, wohin auch wir directe folgten und am 15^{ten} May daselbst einrückten, allwo das ganze nun zusammen treffende 2^{te} Armee-Corps in der Vorstadt Landstraße einquartirt wurde.³⁹

Hier erinnerte ich mich eines Jugendfreunds aus meinem Geburtsorte, welcher sich in früheren Jahren nach Wien begeben, wie auch nach längst erhaltenen Nachrichten als Strumpfwirker daselbst verheirathet hatte und auf der Wieden in der Preßgasse im | Hause N^o 235 wohne, von welcher Adresse mir auch seit vielen Jahren her nicht das Mindeste entfallen ist. Kaum also in meinem Quartire angekommen, so erkundigte ich mich bei meinem Hauswirthe nach genannter Vorstadt und Gasse. Dieser gab mir sogleich die nöthige Auskunft jedoch mit dem Bemerkten, daß I 59
es von da wohl eine halbe Stunde Entfernung bis dorthin seye. Ohngeachtet der Soldat in Kriegsumständen keinen Augenblick eines nicht schnell eintretenden Ereignisses, in was es auch immer bestehen mag, zu dem er plötzlich | gefaßt seyn muß, I 60
versichert ist, so wagte ich doch bey dieser Gelegenheit meinen Jugend-Freund aufzusuchen. Ungesäumt begab ich mich daher auf den Weeg und erreichte nicht nur bald die Vorstadt Wieden, sondern auch die Preßgasse, wo mein erster Blick das Haus N^o 235 traf, in welchem ich auch meinen so eifrig gesuchten Freund Wilhelm Lidin fand. Lange umarmten wir uns ehe wir die große Freude unseres so unvermuthetes Wiedersehen auszudrücken vermochten. Freudenthränen waren im ersten Augenblicke alles, was | unsere so süße Empfindung hervorbringen konnte. Fünfhundert Gulden! (wie er sich dann endlich ausrufend gegen mich ausdrückte) haben I 61
nun bey mir nicht so viel Werth als deine jetzige Gegenwart. Wie hätte mir je nur träumen können, dich bey einer so weiten Entfernung einst hier in meinem Hause zu sehen! Auch seine, bis dahin mir unbekannt gebliebene Gattin ermangelte nicht, mir mit ihren Freundschaftsbeweisen zuvor zu kommen, um mir meinen Besuch auf das vollkommenste angenehm zu machen, der aber diesmal von keiner | langen I 62
Dauer seyn konnte; den so erfreulich mir auch dieser Augenblick war, so ergriff mich doch eine innere Unruhe hinsichtlich eines bey meinem Regiment, während meiner Abwesenheit, allenfallsigen schnellen Vorfalles; und so trennten wir uns wieder unter vielmaligen Glückwünschen; mit der Hoffnung: wenn wir in Wien oder wenigstens in der nahen Umgegend einige Zeit verbleiben sollten, uns bald wieder zu sehen.

Als ich wieder in die Reihe unseres militärischen Stand-|Punctes zurück kam, I 63
fand ich zwar noch Alles ruhig; jedoch gieng unter dem Volke ein geheimes Gemur-

schreiben, wie der Ort früher auch genannt wurde. (Wilhelm von Baden, S. 78–80; Meier, S. 38f.)

³⁹ *Die Einquartierung in der Vorstadt Landstraße in Wien begann laut Wilhelm Meier (Meier, S. 42f.) bereits am Tag der Kapitulation Wiens am 13. Mai 1809.*

mel, daß ein Angriff auf die österreichische Hauptarmee, welche unterhalb Wien auf der nördlichen Seite der Donau stände, bald statt finden werde; doch verstrichen noch einige Tage ruhig. Endlich am 18^{ten} May Abends ergieng die Ordre, daß die ganze Armee Nachts um elf Uhr zum Aufbruch bereit seyn solle. In allen Straßen wimmelte es sodan um die bestimmte Stunde mit begeisterten Kriegern, und nach
 I 64 dem | alles gehörig geordnet war, erfolgte der Abmarsch sämmtlicher Truppen. Die Trommelschläge mit Pfeiffen begleitet und Mussigklänge der Infanterie; der Trompetenschmetter, Hufschläge und Gewehre der Pferde der Kavallerie und das Rasseln der Kanonen- und Munitionswägen der Artillerie p.p. gab dem Ganzen ein furchtbar kriegerisches Ansehen.

Wir marschierten diese Nacht nur bis in die Gegend des Dorfes Ebersdorf, etwa
 I 65 zwey Stunde unterhalb Wien, und lagerten uns daselbst auf einem Felde ohnweit | dem Donaufluße. Am 20^{ten} May, Samstags vor Pfingsten, rückten wir der Donau näher, wo wir in dem Gestreiche^f längs des Flusses bis gegen Abend harreten und mit gespannter Erwartung dem weitem Befehle entgegen sahen. Es war ein schöner heiterer aber heißer Sommer-Tag; doch der Schatten der Bäume schützte uns vor den brennenden Sonnenstrahlen. Schon begann die Sonne sich allmählig zu neigen, als
 I 66 plötzlich der Trommelwirbel sämmtliche Truppen ins Gewehr rufte, und Kaiser Napoleon auf seinem stolzen Schimmel heran gallopirte, dessen | persönliche Gegenwart auch schon jedem einzeln Soldaten eine Vorbedeutung eines wichtigen Unternehmens war und electricisch einen patriotischen Eifer auf das, was nun geschehen solle, in ihm bewirkte.

Die Donau war hier in drey Theile zerrissen. Ein starker Strom trennte erstlich unsererseitiges das rechte Ufer und eine kleine Insel, nachdem folgte ein schwächerer Strom zwischen letzterer Insel und der sogenannten Insel Lobau, welche beiläufig
 I 67 eine halbe Stunde breit und eine | Stunde lang⁴⁰ seyn mochte; endlich fließte der dritte und letzte Theil der Donau und scheidete winkelförmig die Insel Lobau von dem sogenannten Theresienfeld.

Schiffe und sonstige Geräthschaften, was zu Schiffbrücken gehörte, waren schon bereit und in einer Geschwindigkeit die beiden erstern Brücken hergestellt. Der Kaiser stieg sodann von seinem Pferde ab und marschierte an der Spitze seiner Armee über dieselben bis auf die Insel Lobau. Unser Regiment war das erste, welches
 I 68 die Schiffbrücken passirte; und da die | Mussick dem Regiment immer voraus geht, so traf sich daselbst der Zufall, daß ich gerade und zwar so nahe hinter dem Kaiser marschirte, wo ich Ihm mit jedem meiner Schritte die Spohren an seinen Füßen hätte berühren können. Nun betrachtete ich den großen Helden Napoleon so recht genau; bewunderte und beehrte zugleich in meinem Innern des Schöpfers Allmacht, welche eine solche Kraft und einen so unaussprechlichen Geist in das Daseyn dieser sozusagen kleinen Person gelegt hatte.

^f *Gesträuch.*

⁴⁰ *Mit diesen Umfangangaben sind Marschzeiten gemeint.*

Diese Betrachtungen und | einen Blick, den ich über die Schiffbrücke zurück that, I 69
 wo man ein ganzes Kriegsheer dem einzigen Manne mit größter Anhänglichkeit,
 Muth, Eifer, Liebe und Vertrauen, magnetisch zur Schlachtbank nachfolgen, und
 soweit das Auge reichen konnte das von der Abendsonne Musketengezwitzer⁴¹ sah,
 erregte in mir ein so durchdringendes Gefühl; und ich schäme mich nicht zu sagen,
 daß diese Rührung mir einige Thränen auspreßte.

Auf der Insel Lobau stieg der Kaiser wieder zu Pferd und eilte im Galloppe dem
 letzten | Arm von der Donau zu. Auf einer Stelle, wo dieser Strom einen winkelför- I 70
 migen Lauf nahm, wurde nun ebenfalls ungesäumt eine Schiffbrücke geschlagen,
 und das ganze Armee-Corps zog sich sodann gänzlich auf die feindliche Seite,
 nachdem die Nacht schon eine geraume Zeit eingetreten war. Hier bivouakirten wir
 diesen Nacht in dem Gebüsche an der Donau. Den andern Morgen früh, Pfingstags
 am 21^{ten} May, ließ uns Napoleon vor der kleinen Waldung auf dem Theresienfeld,
 welches⁸ ganz mit Früchten angepflanzt war, in Schlachtordnung aufstellen, wäh- I 71
 rend Er selbst in einer kleinen Entfernung sich hin- und her | bewegte und seine
 Aufmerksamkeit auf den wichtigen Gegenstand richtete. Lange standen wir in einer
 und derselben Richtung ohne Bewegung und erwarteten inzwischen jeden Augen-
 blick den Befehl zum Angriff oder von dem Feinde angegriffen zu werden; allein es
 erfolgte lange nichts.

Gegen Mittag wurde der Befehl gegeben, uns zu lagern, kochen und essen, wer
 Etwas hatte. Unser rechte Flügel zog sich gegen dem Städtche Enzersdorf⁴², vor uns
 hatten wir das Dörfche Eßlingen⁴³, und der linke Flügel erstreckte sich gegen dem I 72
 Dorfe Aßpern⁴⁴. Hinter diesen Orten befand sich die feindliche Linie, | und zwar
 hinter Aßpern die Hauptmaße der Oesterreicher mit einer zahlreichen Artillerie un-
 ter den Befehlen des Erzherzogs Prinz Carls. Kaum hatte man zum Theil abgekocht
 und gegessen, hie und da aber war man auch noch damit beschäftigt, als plötzlich die
 Oesterreicher von Aßpern her, Feuer auf unser linke Flügel gaben. Nun hieß es:
 schnell ins Gewehr und vorwärts. Die Kessel, in denen die Speisen zum Theil noch
 kochten, wurden ausgeleert; Alles wurde sofort in einer Geschwindigkeit aufge-
 packt und im Sturmschritte schlagfertig dem Angriffe entgegen geeilt, während im- I 73
 mer noch frische Truppen zu unserer | Verstärkung heranrückten.

Ein mörderischer Kampf entspann sich sodann im Augenblicke. Unsere Position
 war sehr gefährlich. Vor uns hatten wir eine bedeutende Anzahl feindlicher Trup-
 pen stehen. Auf dem Rücken rauschte uns die, gerade damals etwas angeschwollene,
 schon an sich selbst starke Donau in einem winkelförmigen Laufe, und so waren

⁸ *Lesung unsicher.*

⁴¹ *Gezwitzer: von zwitzern (zwitchern, flimmern, glitzern, schnell bewegen).*

⁴² *Das Städtchen Enzersdorf, östlich von Wien im Marchfeld gelegen, nahm im späteren 19. Jahrhundert den heutigen Namen Groß-Enzersdorf an.*

⁴³ *In zeitgenössischen Quellen wird dieser Ort auch ‚Eßling‘ genannt (vgl. Wilhelm von Baden, S. 85); heute ist dieser Ort Stadtteil ‚Essling‘ von Wien.*

⁴⁴ *Aspern ist heute ebenfalls ein Stadtteil von Wien.*

wir, was unser fester Standpunkt betraf, zwischen einem starken feindlichen Heere und dem Donauflusse in einem Raume eines länglichen Dreiecks eingengt, dessen ganzer Fläche-Inhalt kaum $\frac{1}{16}$ ^{tel}s Quadrat-Meile gewesen seyn mag.

I 74 | Bey der Schiffbrücke stand die Gensdarmerie, welche Niemand, ja sogar nicht einmal die Blessirten zurück passieren ließ, weil die Brücke wegen denen noch immer herankommenden frischen Kriegern frey bleiben mußte. Alles was nun streitfähig war wurde sofort von der Gensdarmerie mit größter Strenge vorwärts in den furchtbaren Kampf gewiesen, wo das Musketenfeuer einem Trommelwirbel glich und der Kanonendonner der Erdboden erschütterte. – Man rechnet in dieser Schlacht 40.000 Kanonenschüße.

I 75 Wir, die Hautboisten von | vielen und verschiedenen Regimentern, befanden uns hinterhalb dem Treffen, wo uns das kleine Gewehrfeuer zwar nur schwach erreichte, indem die Mussick wie möglich geschont wird, da dieselbe nicht so geschwind wieder ersetzt ist wie ein Soldat zum Feuergewehr, und weil auch mit musikalischen Instrumenten gegen dem Bajonet^b nichts auszurichten ist; doch hinsichtlich des groben Geschützes waren wir nicht gefahrfrey, denn es dauerte nicht lange, I 76 so trafen die Kanonen-Kugeln auch bei uns ein, und die ihren Lauf weit hinter | uns noch kräftig fortsetzten, so, daß auf dem kleinen Raume unserer Position bereits Niemand von den feindlichen Kugeln gänzlich gesichert war.

Der hartneckigste Kampf fand in und außerhalb dem Dorfe Aßpern statt, und bald ward dasselbe in eine Ruin verwandelt; ja sogar die Kirche nebst dem Thurme geriethen in Brand und die Glocken zerschmelzten – welch letzteres sich dann später bewies, da das geschmolzene Glocken-Metal von Soldaten aufgefunden und ver-

I 77 kauft | wurde.

Lange wiegten sich die Siege der Streitenten hin und her, ohne daß es zur Entscheidung kam. Weiter rückwärts standen in mehreren Abtheilungen die Aerzte, welche sich mit der unzähligen Menge, auf verschiedene Weise, ja sogar zum Theil schauerhaft verwundeten und zerstückelten Krieger, die sich daselbst sammelten, beschäftigten. Füße und Aermel, welche von dem groben Geschütze unheilbar verletzt waren, konnten (da sich die Blessirten immer mehr und mehr anhäuften) nur

I 78 im Eile amputirt | und die Wunden mittelst Charpie⁴⁵ verbunden werden. Haufenweise lagen die nach Verschiedenheit, ja zum Theil ganz nahe am Körper abgenommenen Glieder der Unglücklichen und Mancher verbluthete sich und endete sein Leben, ehe noch die Reihe des Verbindens an ihn kam, während das Gekrach des Geschützes unaufhörlich fort dauerte; ja selbst die einbrechende Nacht machte dem Gemetzel noch kein Ende; nur noch schauerlicher wurde die bluthige Scene durch I 79 den Blitz des Kanonen-Feuers in der Nacht, welcher gleichsam gegen das Dunkle | kämpfte und mit jedem schnell aufeinander folgenden Donner und Blitz Himmel und Erde beleuchtete.

^b Bajonett.

⁴⁵ Charpie oder Scharpie ist zerzupftes Leinen, das als Verbandsmaterial verwendet wurde.

Mehrere Kürasirregimenter eilten noch in der dunklen Nacht dem so hartneckigen Kampfe zu; doch allmählig minderte sich derselbe, und erst dann, als die Schiffbrücke wieder leer geworden war, konnten die Verwundeten über dieselbe auf die Insel Lobau in mehr Sicherheit befördert werden; allein erst gegen Mitternacht erfolgte endlich gänzliche Ruhe, die aber von keiner langen Dauer war, denn so wie der Tag zu bleichen | begann, fielen hie und da wieder Schüsse, die sich mit der herannahenden Tages-Helle auch immer wieder vermehrten, bis endlich der blutige Kampf, gleich des vorigen Tages, seine volle Fortsetzung wieder erreicht hatte, und ebenso ununterbrochen fort dauerte, wo nur die späte Nacht demselben wieder Einhalt that, jedoch aber den andern Morgen am 23^{ten} May früh, gleich des verflossenen Tages, abermals seinen frischen Anfang nahm. I 80

Dieser Tag brachte endlich | die Entscheidung. Wir mußten weichen, das Schlachtfeld verlassen und uns auf die Insel Lobau zurück ziehen. Die Schiffbrücke wurde in der Schnelle abgebrochen und auf die andere Seite der Insel geführt. I 81

Hätten hier die Österreicher Muth gehabt und diesen ihnen so günstigen Augenblick benutzt und uns nachgesetzt, so würden wir allerdings verloren gewesen seyn; allein sie blieben ruhig und glaubten, da sie uns zum Weichen gebracht hatten, es seye nun schon Alles gethan und nichts mehr zu thun übrig geblieben – was Napoleons Meinung bei solchen Geschichten | niemals war. Nur suchten sie uns die Brücken jenseits der Insel zu zerstören. Zu diesem Zwecke verfertigten sie auf der Donau große Flöße, die vornen mit zwey schief gegen einander aufgestellten großen Baum-Stämmen versehen, und hinter denselben den ganzen Längen nach, mit Holz und Steine schwer belastet waren. Diese nun schlittenförmigen ungeheuern Floßmaschinen ließen sie mitten auf dem Strome unsern Brücken zu treiben, die dieselben auch ohne Aufenthalt jedesmal | entzwey rissen; allein die unbedeutende Siegesmittel der Österreicher, wurden von den Franzosen nur für ein Possenspiel angesehen, denn sobald sie eine solche Maschine von Ferne heran treiben sahen, hielten sie sich schon gefaßt, um die durch dieselben sodann zerstört werdente Brücke schleunig wieder zu ergänzen, denn aufzuhalten war eine solche ungeheure Maschine in ihrem raschen Triebe auf dem starken Flusse nicht, sondern man mußte ihr geradezu ihren Lauf lassen und nur auf das | ungesäumte Wiederherstellen der Brücke bedacht seyn. I 82 I 83 I 84

Die Insel Lobau war nun gänzlich mit Kriegern angefüllt, und das Ächzen und Weheklagen deren so vielen, ja zum Theil schauerhaft Verwundeten, biethete eine traurige Scene dar. Viele der Blessirten lagen noch unverbunden in ihrem Blute und starben bald an ihrer Verwundung, so, daß die Insel in Kurzem eine große Anzahl Leichen enthielt, und dieselbe ein zweites Schlachtfeld vorstellte.

Das Schlachtheer zog sich nun | über die Donau, gänzlich auf das rechte Ufer zurück, und die noch lebende Verwundeten wurden auf verschiedene Weise ebenfalls mit fortgeschleppt. Man trug sie zum Theil, Mann für Mann auf den Rücken. Viele hinkten an Stöcken daher. Andere schwerer Verwundeten wurden auf Musketen gleichfalls Tragbahnen bildent, getragen, und so begann der traurige Zug der Verunglückten über die Schiffbrücke, auf derer beiderseits Soldaten zum Schutze I 85

- des sichern Passirens aufgestellt waren. Während diesem Zuge kam eine solche vor-
 I 86 erwählte Floßmaschiene | heran zu treibenⁱ und riß die Brücke rasch entzwey, wo-
 durch jedoch aber niemand verunglückte, denn der Zug theilte sich schnell vor- und
 rückwärts auseinander. Einige Franzosen stürzten sich sodann plötzlich in den
 Fluß, fiengen die losgerissenen Schiffe wieder auf, und in einer Schnelle war die
 Brücke wieder hergestellt. Ich war damals schon über der Donau auf dem festen
 Lande, und saß während des Ereignißes nahe am Ufer auf einem abgehauenen
 I 87 Baumstamme, als plötzlich der Kaiser her-|an ritt, um sich wieder auf die Insel Lo-
 bau begeben zu wollen, aber die Wieder-Herstellung der zerstörten Brücke und die
 Beendigung des Zuges der Blessirten selbst abwarten mußte. Er hielt gerade neben
 mir an, und sah stillschweigend dem traurigen Zuge und der Zerstörung der Brücke
 zu. Hier schaute ich Ihm so ganz genau ins Gesicht und dachte, was Er wohl jetzt
 über diese Geschichte denken möge und welchen Plan Er ferner wieder entwerfen
 werde.⁴⁶
- I 88 Die Blessirten wurden sofort nach Wien in die | Hosspitäler gebracht und die
 noch streitfähigen Truppen zogen sich meistens nach Ungarn zur Belagerung der
 Festung Raab. Nur wir, das unsrige Regiment nebst zwey französische Regimenter,
 welche eine Divission bildeten, wurden zur Besatzung der Insel Lobau befehligt.
 Nun wurden Vestungs-Werker auf der Insel angelegt, und oberhalb neben den
 Schiffbrücken noch Joch-Brücken gefertigt, deren Schutzlehnen auf beiden Seiten
 I 89 mit rothbrauner Oelfarbe angestrichen und mit Laternen versehen |werden mußten.
 Die Schiff-Brücken waren sodann zum Hinüber auf die Insel und die Jochbrücken
 wieder zum Rückwärtspassiren bestimmt. Jenseits der Insel wurden am Ufer längs
 des Stromes, Batterien aufgeworfen und mit Kanonen bestellt. In der Richtung ge-
 gen dem Städtche Enzersdorf wurde etwas vom Ufer rückwärts im Gebüsche eine
 Hauptschanze mit Haubitzen, Bumben und schweren Kanonen versehen, gefertigt,
 I 90 welche das vorstehende Gehölz dem Feinde bis zur Zeit der Anwendung | verbarg.
 Weiter hin in einem kleine Flusse, der sich aus diesem dritten Arm von der Donau
 zwischen dem Gebüsche eine kleine Strecke durch die Insel ergießte, wurden Schiffe
 und Flöße p.p. als Vorbereitung zu einer weitem nöthigen Brücke verfertigt; und so
 dauerten die Rüstungen ununterbrochen fort, während Napoleon von Zeit zu Zeit
 persönliche Einsicht hievon nahm, die Gegend recognicirteⁱ und sogar einmal eine
 I 91 Schildwache auf den Vorposten als Soldat eine Weile ablöste, um die | feindliche
 Lage zu überschauen und mit seinen Plänen zu vereinigen. Auch die Österreicher
 verschanzten sich jenseits der Donau, schossen täglich mit Kanonen herüber in un-
 ser Lager und verschwendeten unnütz die Munition, während von unserer Seite kei-
 nen Schuß geschahe. Sie konnten uns auch wenig oder gar keinen Schaden zufügen,
 da zum Theil die Entfernung zu weit war, und auf den gefährlichsten Stellen Schan-
 I 92 zen gezogen wurden. | Wir sahen das tägliche Geschoß nur als eine Nekerey an und

ⁱ Gemeint ist „herangetrieben“. ⁱ Gemeint ist „rekognoszierte“.

⁴⁶ Die Schlacht bei Aspern endete mit Napoleons erster Niederlage.

diente uns endlich zur Gewohnheit, ja auch oft zum Vergnügen, indem wir die Richtung ihres Geschosses bald kennen lernten; daher stellten wir uns manchmal reihenweise in gerader Linie hinter die Bäume und sahen den Kanonenkugeln links und rechts zu, wie sie auf dem Boden aufbrüllten und ihre possirlichen Springe machten. Etwas weiteres hatten wir nicht zu fürchten, da sie zu einem | Überfalle I 93 nicht Muth genug hatten.

Inzwischen kam die Nachricht, daß die Vestung Raab⁴⁷ in Ungarn eingenommen worden seye, worauf wir auf der Insel mittelst 100 Kanonenschüße und Mussick am Ufer der Donau victorisirten. Es war im Monat Juni gerade am Johannes Tag⁴⁸; allein, eine in dieser Jahreszeit auffallende kalte Witterung störte einiger Massen diese Feyerlichkeit und that derselben etwas Abbruch, gleichsam als wäre dieses Fest dem Himmel mißfällig, den unsere Finger wurden vom Froste zum Mussiciren bereits unfähig, so daß wir nach Beendigung, gleichsam als | wäre es in der Winterzeit, I 94 ungesäumt unsern Hütten und Feuer zueilten.

Endlich am 4^{ten} July erhielten wir Befehl zum Aufbruch. Wir freueten uns, indem wir glaubten, einmal wieder vom Lager-Leben, das wir schon ziemlich müde waren, befreyt zu werden, um Quartire zu beziehen, die uns zur Erholung so nöthig waren. Aber wie groß war unser Erstaunen, als wir, nachdem wir uns an die noch daselbst befindliche zwey französischen Regimenter angeschlossen hatten, nur an das Donau-Ufer vorrückten und Alles zum Übergang auf der | nemlichen Stelle, wo jener I 95 am 20^{ten} May 6 Wochen vorher statt gefunden hatte, bereit fanden. Plötzlich wurden alle längs des Flußes aufgepflanzten Kanonen auf die feindliche Vorposten forsetzent abgefeuert, und dieselben unerwartet rasch überfallend zurück getrieben, während die beiden französischen Regimenter in Schiffen hinüber fuhren und inzwischen die Schiffbrücke geschlagen wurde, die auch so schnell gefertigt ward, daß wir als das dritte Regiment schon auf der Brücke hinüber passiren konnten.

Durch diese Manöver wurden die Österreicher getäuscht, denn sie erwarteten nun hier wieder einen | Hauptübergang und Angriff, allein wir blieben jenseits hart I 96 am Ufer auf dem sogenannten Brückenkopfe stehen, wo im Augenblicke nichts als eine Verschanzung statt fand. Der Himmel schien uns hier zu diesem Unternehmen nicht günstig zu seyn, den dicke Wolken überzogen gegen Abend das ganze Firmament, was uns einen anhaltender Regen brachte und eine üble beschwerliche Nacht verursachte. Nur mit vieler Mühe konnten wir einige Feuer erhalten, den der stürmische Regen war ein kräftiger Widerstand deßen Bedürfnisses⁴⁹.

| Jeder Soldat war zu jener Zeit mit einem leinenen Sack versehen. Dieses war auch I 97 wirklich keine eitle Sache, sondern den Soldaten im Felde von großem Nutzen, und es mag demjenigen, der nicht selbst Probe davon hat, kaum glaublich seyn, welchen körperlichen Schutz es dem Soldate im Felde gewährt, wenn er nicht selten, ohne Obdach des Nachts bivouaciren muß, und sich sodann bis an den Hals in den Sack

⁴⁷ Die Schlacht bei Raab, in der Erzherzog Johann geschlagen wurde, fand am 14. Juni 1809 statt.

⁴⁸ 24. Juni 1809.

⁴⁹ Gemeint ist, dass der Regen der Natur des Feuers kräftig entgegenwirkte.

- steckt. Man wird warm darin und genießt eine erquickende Ruhe, wenn je es die Kriegsumstände erlauben. So waren uns die gedachten Säcke auch hier während der
- I 98* stürmischen Regen-|Nacht von großem Nutzen. Wir hiengen nemlich dieselben noch auf die Mäntel über die Schultern, welche das Regenwasser ableiteten, und uns wenigstens von einer gänzlichen Durchnässung schützten. So standen wir die ganze Nacht ruhig und erwarteten mit Sehnsucht den kommenden Morgen. Nur einige Kanonenschüße fielen zuweilen von den Östereicher auf uns herüber, deren Kugeln aber entweder in die Verschanzungen oder über dieselben vor uns in die Donau fuhren und daher uns auch keinen Schaden verursachten.
- I 99* Den andern Morgen am | 5^{ten} July als der Tag anbrach, erhellte sich der Himmel wieder, und die aufsteigende Sonne lächelte uns gleichbaldig entgegen.
- Gegen Mittag rückte Napoleon abermals mit einem wohlgerüsteten Heere auf die Insel Lobau heran, marschirte mit klingendem Spiele auf derselben hinunter und ließ dann plötzlich das Gehölz vor der erwähnten, bis dahin dem Feinde verborgen-gebliebenen Patterie wegräumen. Auf einmal stand nun dieselbe mit dem schweren Geschütze frey da, und ein furchtbares Bombardement begann im Augenblicke
- I 100* über den Donau-Fluß gegen dem Städtche Enzersdorf, während aus dem | kleinen Ausflusse, welcher die Insel unterhalb eine kurze Strecke durchschnitt und dann wieder in den Hauptstrom sich ergießte, die Rüstungen zu einer Brücke, an denen bis dahin ununterbrochen gearbeitet worden ist, unten hinaus in den Hauptstrom geführt wurden, an deßen Ufer die schlagfertigen Truppen zum Übergang sich sammelten.
- Schnell ward sodann eine Brücke gefertigt und Napoleon mit dem Heere forcirte unterhalb Enzersdorf den Übergang, während wir auf unserer Position des Brückenkopfes einstweilen noch unbeweglich | stehen blieben, wo jedoch ein kräftiges Kanonenfeuer von unsern Patterien ebenfalls begann, welches aber der Feind zwar zum Theil nur reizte und täuschte. Napoleon aber kam zu gleicher Zeit mit dem Hauptheere dem Feinde von untenher auf die rechte Flanke und setzte seinen Angriff kräftig fort. Allein auch die Östereicher schienen Standhaftigkeit sich vorgenommen zu haben, denn der hartneckige und blutige Kampf, gleich jenem am 21^{ten} May, lieferte Beweis hievon, ohne daß jedoch an diesem Tage ein entscheidendes Resultat erfolgte. – es wird dies die Schlacht bei Wagram genannt.
- I 102* | Den andern Tag am 6^{ten} July suchten die Tirolerjäger unsern Brückenkopf zu bemächtigen, wurden aber mittelst Einhauens einer französischen Kavallerie übel empfangen, Theils auf der Stelle zusammengehauen und Theils gefangen genommen. Es war ein trauriger Anblick, wie hier die Menschen, tode u[*nd*] noch lebende zerfleischt waren. Einige der Gefangenen hielten mit den Händen ihre durch Säbel-Hiebe fast gänzlich abgespaltenen Backen an ihre Köpfe selbst wieder fest an;
- I 103* andere trugen mit einer Hand den andern fast ganz abgehauenen Arm p.p. | und so wurden die Unglücklichen jedoch aber mit der strengsten Ordnung unsererseits zurück transportirt, und die Verwundeten gleich den unserigen Blessirten zur Heilung in die Spitäler aufgenommen.

Endlich entscheidete sich die Schlacht. Die Östereicher fiengen an zu weichen, und Napoleon mit der Hauptmasse verfolgte den Feind bei zehn Stunden weit ins Bömische bis Znaim zurück, so daß wir auf unserem Brücken-Kopfe gegen Abend kaum noch zuweilen der weit entfernte dumpfe Kanonen-Donner hörten.

Diese Schlacht endete den | Krieg.⁵⁰ Gleich hierauf wurde Waffenstillstand geschlossen, worauf nach einigen Monaten auch der Friede erfolgte.⁵¹ I 104

Auf dem Schlachtfelde sah es nun wieder traurig aus. Viele und zum Theil schwer verwundeten Krieger beidertheile lagen noch unverbunden auf demselben umher, jammerten und schmachteten nach Wasser; denn die gerade damals große Sonnen-Hitze vermehrte ihnen durch einen brennenden Durst noch ihre Leiden. Viele derselben schleppten sich, nur | um Schatten zu finden, unter eine ohnweit daselbst befindliche Ziegelhütte. Mehrere, denen die Füße zerschmettert, ja sogar beide Füße abgeschossen waren, krochen mittelst ihren Händen auf dem Boden allmählich vorwärts, der erwähnten Ziegelhütte zu, um ebenfalls Obdach und Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen zu erreichen. I 105

Bei welchem Menschen sollte ein solcher Anblick nicht Mitleid erregen? und wenn das Gefühl auch durch eigenes Anschauen und Mitwirken des vielfältigen Blutver-|gießens und Menschengemetzels; ja durch so mancher im Kriege vorkommender Greuels-Szene auch noch so sehr abgestumpft wird. Aber welchen Vortheil gewährt ein zährliches Bedauern ohne einer möglichen Hülfe? welch letzteres, leider traurig genug, bey solchen Geschichten nicht selten der Fall ist. I 106

Ein Zufall führte mich zur gedachten Ziegelhütte, in der so viele jener Unglücklichen, Theils lebend und Theils an ihren Wunden schon gestorben, vermischt untereinander lagen. Als mich die noch lebenden Krieger erblickten, tönte mir sogleich | von allen Seiten das wehmüthige Geschrey zu: Bruder! Du bist noch unverletzt, I 107 hole mir doch Wasser, damit ich meinen Durst löschen kann; ach! kommen denn noch keine Ärzte, die uns hier Unglückliche verbinden?

Voll Mitleid stand ich einen Augenblick da und sann auf Mittel, um den Unglücklichen ihre Wünsche befriedigen zu können, denn die Donau war zu weit entfernt, um aus derselben Wasser herbei zu schleppen, und ein Brunnen, der sich zwar daselbst befand, war ruinirt und hatte die Einrichtung nichtmehr, Wasser aus seiner Tiefe herauf bringen | zu können. Endlich fand ich einige Stücke mit Blut befleckt I 108 alter Bandage, die wahrscheinlich noch von der ersten Schlacht hergerührt haben mochten. Diese knüpfte ich zusammen, band eine Feld-Flasche, deren ebenfalls umher lagen, daran, und holte somit Wasser aus der Tiefe des Brunnens, deßen^k Geschäft ich einige Stunden lang ununterbrochen fortsetzte, um die schmachteten wenigstens mit Wasser zu erlaben.

^k Gemeint ist wohl „dieses“.

⁵⁰ Nach der Schlacht bei Aspern gegen Erzherzog Karl entschied Napoleon in dieser Schlacht bei Wagram am 5./6. Juli 1809 den Sieg für sich.

⁵¹ Dem Waffenstillstand von Znaim am 12. Juli 1809 folgten Friedensverhandlungen, die in den Frieden von Schönbrunn am 14. Oktober 1809 mündeten.

Nachdem ich nun die Unglücklichen bereits mit Wasser erquickt hatte, begab ich mich wieder über das mit Leichen besäte Schlachtfeld gegen dem Brücken-Kopfe
 I 109 unserem Lager zu. | Während diesem⁵² stieß ich auf einen Gegenstand, der plötzlich meine Aufmerksamkeit erregte: nemlich ein ganzes Glied eines Peloton von 12 Soldaten lag tod in einer Reihe dicht neben einander auf den Rücken, gleichsam wie sie lebend im Gliede gestanden sind, von einer Kanonkugel getödet, gestreckt auf der Erde; und da die Kugel ihre gleiche Richtung behielt, so konnte man die verschiedenen Größen deren Krieger nach der Verletzung deutlich erkennen, indem einigen
 I 110 die Hirschaalen und andern etwas weiter | unten p.p. die Köpfe zerschmettert waren. Einer dieser todten Krieger hatte noch vorzüglich gute weisleinene Gamaschen an, die ich demselben dann auszog, da ich gerade damals solcher Gamaschen benöthigt war. Einige Schritte weiter hin saß auf einem abgehauenen Baumstamme ein österreicher Soldat, dem der linke Arm nahe am Ellenbogen von einer Kanon-Kugel ganz abgeschlagen war, was ein ebenso eckelhaftes als trauriges und bedauerungswürdiges Ansehen hatte, indem der Arm noch nicht einmal verbunden war | und
 I 111 eine Menge, durch die heiße Witterung schnell erzeugte Würmer an der Wunde herum krochen, die der Unglückliche mit seiner rechten noch gesunden Hand dann immer von dem linken Armstumpfen abscharfte, und aber weniger über Schmerzen als über Durst klagte; ich reichte ihm ebenfalls Wasser, tröstete ihn und sprach ihm zu, da sein Arm amputirt werden müße; er solle sich nur ganz unerschrocken in unser Lager zu unsern Truppen begeben, er werde gewiß zur Heilung aufgenommen und von unsern Ärzten eben so gut behandelt werden als die unserseits | Verwundeten, was dann auch geschah.

Den andern Tag erschien eine Menge Führen, die in Wien und in deren Umge-
 bung requirirt wurden, bestehend in Chaihsen⁵³ und andern verschiedenen Wägen p.p. welche die noch lebenden Verwundeten auf dem Schlachtfelde sammelten und nach Wien in die Spitäler beförderten; die Todten aber wurden auf dem Schlachtfelde beerdigt.

Die Feindseligkeiten hörten nun von dieser Zeit an auf; demohngeachtet aber
 I 113 blieben wir auf der Insel Lobau noch bis den 30^{ten} August im Lager | stehen, jedoch aber mit mehr Ruhe als zuvor, indem es sich von keinem Feinde mehr handelte.

Während dieser Zeit besuchten uns zuweilen Wiener Einwohner, die dann begierig waren, unser Lager, den damaligen Zustand der Insel Lobau, die Schiff- und andern Brücken über die Donau, das Schlachtfeld und die Ruinen von den Orten Aspern, Eßlingen und Städtche Enzersdorf p.p. zu sehen; und da der freye Zutritt und die von unserer Seite freundschaftliche Aufnahme immer mehr bewußt wurde, so vermehrten sich auch die Besuche.

I 114 | Einst stand ich an einem schönen Mittage vor unserer Lagerhütte, als plötzlich mein schon früher erwähnte Freund und Landsmann W. L.⁵⁴ mit einigen seiner Ver-

⁵² Währenddessen.

⁵³ Eine Chaise ist eine vierrädrige Kutsche.

⁵⁴ Wilhelm Lidin.

wandten aus Wien auf mich zukam und mir mit dem freudigen Ausrufe um den Hals fiel: nun habe ich gefunden was ich so eifrig gesucht, und mit dem mein Geist schon so lange beschäftigt war! Nachdem nun die ersten Freuden unseres Wiedersehens vorüber waren, begleitete ich Ihn nebst der ganzen Gesellschaft auf der Insel Lobau umher und zeigte Ihnen alles Sehenswerthe. Sodann führte | ich Sie in einem kleinen Schiffelein, deren mehrere vorhanden waren, auf der Donau nach dem Städtche Enzersdorf; gieng sodann mit Ihnen über das Schlachtfeld gegen Aspern und Eßlingen, und nach dem Sie alles gesehen hatten, kehrten wir wieder nach der Insel Lobau zurück, wo wir uns in einer Margedentners-Hütte^l bei einem Glas Wein recht wohl seyn ließen und erst gegen Abend die ganze Wiener Gesellschaft sich sodann wieder zurück nach Wien begab, allwo wir jedoch, während wir noch auf der Insel Lobau im Lager standen, noch einigemal in Wien, wohin ich Urlaub erhielte, | zusammen kamen. I 115 I 116

Am 30^{ten} August, nachdem wir 14 Wochen lang auf der Insel Lobau im Bivouac zugebracht und inzwischen manche saure Tage erlebt hatten, erhielten wir endlich Ordre zum Aufbruch und Abzug nach Raab in Ungarn. Zu diesem Behuf wurden wir Nachts um 11 Uhr eingeschifft, um unsere Reise auf der Donau zu Wasser fortzusetzen und zu beschleunigen.

In dieser Nacht wurde ich mit der Krankheit eines kalten Fiebers befallen, was mir diese Fahrt sehr beschwerlich machte. Den andern | Tag gegen Mittag kamen wir bey Preßburg an, allwo wir landeten, um daselbst Lebensmittel, was in Käs und Brod bestand, zu fassen. Es war mir sehr übel, daher benutzte ich diese Zeit der Verproviantirung, gieng inzwischen in die Stadt in ein Kaffeehaus und trank daselbst einen recht warmen Kaffee in der Hoffnung, daß es mir besser werden sollte; allein mein kranker Zustand blieb derselben wie zuvor. I 117

Nachdem wir die gedachten Lebensmittel gefaßt hatten, setzten wir unsere Donau-Reise wieder weiter fort und landeten Abends bey einem | Wiesenfeld, auf welchem aufgehäuftes dürres Futter saß. Wir benutzten dasselbe zu unsern Nachtlagern, und da eine schöne Witterung uns noch günstig war, so ruheten wir diese Nacht recht behaglich, worauf ich mich den andern Morgen hinsichtlich meinen kränklichen Umständen wieder etwas besser und gestärkt fühlte. I 118

Frohen Muthes und aufgeheitert bestiegen wir in aller Frühe unsere Schiffe wieder, fuhren unter Mussickklang und Gesang auf dem Flusse weiter fort, und kamen gegen Abend wohlbe- | halten in Raab in Ungarn an, wo wir, seit dem 18^{ten} May, also im Ganzen nach einer ungefähr 100 tägigen Bivouacirung das Erstemal wieder in Häuser einquartirt wurden. I 119

Mein Quartir erhielt ich bey einem Tschischmenmacher (Stiefelmacher), welcher sechs lustige Gesellen hatte, von denen aber keiner der deutschen Sprache kundig war; auch der Meister – deßen Name mir entfallen ist, verstandt die deutsche Sprache nicht; nur seine Frau und ein kleiner Knabe, etwa fünf Jahre alt, sprachen etwas Deutsch.

^l *Marketender-Hütte.*

- I 120 | Meister und Frau waren zwey hübsche junge und eben so liebeiche gutmüthige Leute, die mir dann in meinen kranken Umständen so viel wie möglich pfliegten und Gutes thaten, denn das kalte Fieber, welches mich ja von drey zu drey Tagen, d. h. zwey Tage befreyt ließ, sodann aber hart befiel, wollte mich nebst aller Anwendung ärztlicher Hülfe nicht verlassen. Wenn dann der Fiebertag herbei kam und der hie-rauf eingetretene entsetzliche Frost wieder gewichen war, so befiel mich eine so
- I 121 außerordentliche | Hitze, daß ich so krank darnieder lag, als wollte mir der Todt nicht verschonen und mich plötzlich wegraffen. In einem solchen Zustande brachte ich jede Fieberszeit wohl zehn bis zwölf Stunden zu. Oft kam mein Hauswirth, wenn mich der Fieber-Frost so außerordentlich schittelte, daß die ganze Bettstatt zitterte, was Er zuweilen sogar in seiner Werkstätte gewahr wurde, zu mir in mein Wohnstüblein und deckte Alles was Er Thunliches dazu fand, auf mich, um mir
- I 122 Wärme und Linderung verschaffen zu wollen;| allein, es war Alles vergeblich, man mußte eben dem Fieber seinen Gang und es austoben lassen. Sonderbar ist es, daß während den zwey Tagen, in welchen das Fieber ausblieb, ich so frisch und so stark war, als läge im Geringsten keine Krankheit in mir.
- Bey schöner Witterung gieng ich zuweilen mit meinen Kameraden vor die Stadt hinaus auf das freye feld, wovon ein großer Theil mit Welschkorn und Kuckerutz,
- I 123 wie es dann der Ungar eigentlich nennt⁵⁵,| und mit Mellonen angepflanzt war, was auch dem Ungar eine der Lieblingsspeise, ja sogar einen Leckerbissen ist. Aus diesem Grunde nahm ich dann jedesmal einige Welschkornzapfen u[nd] Mellonen vom Felde mit nach Hauße und gab sie den Gesellen, womit ich eine große Ehre bey denselben einlegte. Mit dem größten Appetit nagten sie sodann die Körner von den Zapfen herab und krachten sie lustig zusammen. Auch der Meister verschmähete meine Gabe nicht.
- I 124 | Oft saß ich Stunden lang bey Ihnen in der Werkstätte und erzählte von den Schlachten auf dem Theresienfeld und sonstigen Kriegsereignissen p.p., was dann hauptsächlich der Meister so gerne hörte; und ich konnte sodann seine herzliche Theilnahme und gefühlvolles Mitleid über diese oder jene traurige Scene, an seinen äußerlichen Zeichen erkennen, wenn seine Frau oder der kleine Knabe meine Erzählung Satz für Satz dem Vater verdollmetschten.
- I 125 Daß der Knabe schon ziemlich deutsch sprach, kam daher:| Raab ist eigentlich von deutschen und ungarischen Familien bewohnt, daher in der einen Deutsch und in der andern ungarisch gesprochen wird. Von beiden Theilen kommen dann die Kinder, entweder in den verschiedenen Wohnungen oder auf sonstigen Plätzen täglich zusammen, um ihre Belustigungen und Spiele zu treiben, und so lernen dann die deutschen Kinder von den ungarischen, die ungarische, und die ungarischen
- I 126 Kinder von den deutschen die deutsche Sprache reden. Es ist auch sehr | belustigent, wenn man solchen Kindern in ihrem Spiele und verschiedenem Treiben zuhört, wie

⁵⁵ *Welschkorn ist Mais, auf Ungarisch kukorica, in Österreich ist der Begriff Kukuruz gebräuchlich.*

das welsche⁵⁶ Zusammengeplauder untereinander herum geschmissen wird und bald ein deutsches bald ein ungarisches Wort hervor kommt.

In dieser Gegend ist der Anzug von Stiefeln, die auch alle mit Spohren versehen seyn müssen, hauptsächlich üblich, gleichviel ob man Pferde besitzt oder nicht oder in seinem ganzen Leben auch nie zum Reiten kommt. Selbst das weibliche Geschlecht | gehet zuweilen mit Stiefel und Spohren einher, denn es liegt einmal in Ungarn schon der Sinn darinn: an Stiefel gehören Spohren; daher giebt es daselbster Professionen, die nur Stiefel und gar keine Schuhe machen. Ein solcher Arbeiter war denn auch mein braver Hauswirth in Raab.

I 127

Nachdem wir drey Monate in Raab zugebracht hatten, erfolgte endlich der schon längst gewünschte Friede, worauf die Vestung gesprengt wurde, und wir sodann den Rückmarsch nach unserm Vaterland antraten. Meine Fieber-Krankheit hatte mich bis dahin | noch nicht ganz verlassen, jedoch aber war sie erträglicher als zuvor, weßhalb ich auch mit meinem Regiment zu Fuß abmarschirte, denn ich fürchtete mich vor den Feldspitalern; leider aber konnte ich denselben später doch nichtmehr ausweichen.

I 128

Beym Abschiede wünschten mir meine braven Wirths-Leute, wie auch ihre Tschischmenmachersgesellen tausendmal Glück auf die Reise; ja sogar gab mir die Hauswirthin einen Gruß, als unbekannt, an meine Frau mit, wenn ich nemlich wieder gesund zu ihr nach Hause in mein Vaterland kommen sollte.

| Zwey Tage marschirte ich mit dem Regiment ganz kräftig fort, am dritten Tage aber überfiel mich das Fieber wieder so mächtig als je einmal. Zudem war es noch kaltes stürmisches und schneegestöberisches Wetter. Wir marschirten damals, als das Fieber so im Sturmschritte auf mich heranrückte, durch ein Dorf. Ich trat dann sogleich vom Regiment aus, gieng in ein Bauernhauß und legte mich in deßen Stube neben den warmen Ofen auf eine Bank. Während ich in meinen Frostschmerzen so da lag, traten gerade mein Capitain | v. Ehrenberg⁵⁷ und Major von Beust⁵⁸ in die Stube, die einen Krug Wein nebst einige andere Lebensmittel bey sich hatten und dieselben in der warmen Stube genießen wollten. Natürlich kannten sie mich im ersten Augenblicke nicht, denn ich war in meinen Mantel ganz eingehüllt. Als ich die unverhoffte Gegenwart meines Capitains bemerkte, versprach ich mir in meinem Geiste so gleich Trost und Hülfe; und um so gewisser, da Er mir immer sehr geneigt, und ich von seiner guten Gesinnung gegen mich von jeher überzeugt war. Es war auch wirklich kein eitler | Trost, denn sobald mich der Capitain erkannt hatte, reichte er mir ein Glas Wein, welches mir auch um so willkommener erschien, indem sich der Frost bey mir allmählig zu legen begann, und der Durst jene Stelle ei-

I 129

I 130

I 131

⁵⁶ *Welsch* bedeutet *fremdländisch*.

⁵⁷ *Kapitän von Ehrenberg* ist am 10. Februar 1813 in Wilna an den Folgen einer Amputation gestorben (*Wilhelm von Baden*, S. 490f.).

⁵⁸ *Es wird sich wahrscheinlich um Franz Joseph von Beust (1776–1858) handeln und nicht um seinen Bruder Karl Friedrich Ludwig von Beust (1787–1839), der zwar ebenfalls an der Schlacht bei Wagram teilgenommen, dort aber sein linkes Bein verloren hat. (Vgl. Badische Biographien, 1. Theil, Heidelberg 1875, S. 81.)*

nigermassen schon eingenommen hatte, wie es dann bey solchen Krankheiten immer der Fall ist.

Nachdem die beiden Officiere ihre Lebensmittel genossen hatten, gaben sie jenem Hausbewohner den Befehl, mich mittelst einer Fuhre dem Regiment nachzuführen, und auf die bereits noch zwey Stunden weit entfernte Ein-|quartierungsstation zu befördern, worauf sie sich dann fortbegaben und selbst dem Regiment wieder nach-
eilten.

In diesem Augenblick wurde meine Beruhigung wieder gelähmt, denn, da die Durchmärsche des Militairs schon beendet und die beiden Officiere, von denen ich Schutz erwartete, auch fort waren, zweifelte ich an dem Vollzuge des von denselben dem Hausbewohner gegebenen Befehls – ja statt dessen mir vielmehr noch Miß-
handlungen begegnen möchten. So mögen auch die | beiden Herrn Officiere Miß-
trauen in die Vollziehung deßen, was Sie zu meinen Gunsten befohlen hatten, ge-
setzt haben; denn kaum war eine halbe Stunde verflossen, während ich meine trau-
rige Lage so überdachte, als plötzlich sich die Stubenthüre öffnete und zwey
bewaffneten Grenadiere von unserm Regiment vor mir standen und mich benach-
richtigten, daß sie hierher beordert worden seyen, mich in Schutz zu nehmen, die
bereits angeordnete Fuhre schleunig zu bewirken und so lange mich nicht zu verlas-
sen, bis man mich auf die Einquartierungsstation wieder zum | Regiment an Ort und
Stelle gebracht habe. Man denke sich die Freude, die mein Innerstes bey dieser so
beruhigenden^m Nachricht empfand. Deutlich nahm ich die Liebe und Anhänglich-
keit meines Capitains durch deßen so väterliche Sorgfalt gegen mich wahr, und mein
Herz füllte sich gleichsam mit Labsal, der die darin eingepflanzte Beunruhigung
über mein Schicksal verdrang und dadurch zugleich alle gegenwärtigen Sorgen weg-
wälzte.

Eine zweispännige Fuhre mittelst Weidengeflecht mit Stroh versehen nahm mich
dann ungesäumt auf und | brachte mich auf die Station, wo das Regiment einquartirt
war, in mein auch schon bereit gehaltenes Quartier, allwo ich mich sodann wieder
erholte.

So schleppte ich mich von einer Station zur andern, aus Ungarn bis nach Mariata-
fel⁹⁹, bald zu Fuß bald zu Wagen, mühsam fort. – Mariatafel ist eigentlich nur eine
Wallfahrt und liegt unterhalb Linz auf dem linken Ufer der Donau, wo sich damals
ein Militair-Feld-Spital befand. Hier meldete ich mich nun ins Spital, in der Hoff-
nung: meine vollständige Gesundheit auch wieder zu erlangen, indem mir das | Rei-
sen mit meinem kranken Körper endlich doch zu lästig geworden war; das Regi-
ment aber rückte allmählig weiter fort der Heimath zu.

Nun war ich gänzlich von meinem Regiment getrennt und verlassen und hatte
außer einem Feldwebel, Namens Schlägel, desselben Regiments, dem ebenfalls die
Gesundheit mangelte und zugleich mit mir in dieses Krankenspital aufgenommen
wurde, keine bekannte Seele mehr auf meiner Seite.

^m *Lesung unsicher.*

⁹⁹ *Maria Taferl, nahe Linz.*

Nach einigen Tagen wurde dieses Spital, welches ohnehin nicht gut bestellt war, aufgehoben,| und wir wurden auf Wägen nach Linz in die dortigen Militairspitäler geführt. I 137

In Linz hatte ich das Glück unter die Behandlung eines württembergischen Arztes zu kommen, welcher ein charactervoller Mann war, der sich in der Anwendung der Arzneykunst und des Fleißes durchaus Nichts manglen ließ, was mir denn Hoffnung gab, von dem leidigen Fieber bald befreyt zu werden; und da ich schon früher mehreremal mit dem kalten Fieber behaftet war, und wußte, daß Chinapulver bei mir ein wirksames Mittel gegen das Fieber ist,| so bat ich den Arzt, daß er mir dasselbe verordnen möchte, was er mir dann auch gerne zusagte; jedoch mit dem Bemerkem, daß er vorerst mit andern Medikamenten vorbereiten müße. I 138

So vergiengen denn bereits vierzehn Tage während ich mehrere Kolben anderer Arzney austrank und jeden Morgen den versprochenen Chinapulvern mit Sehnsucht entgegen sahe. Endlich erschienen die so sehnlich gewünschten Heil-Pulver, und ich glaubte schon, bey deren Empfang gesund geworden zu seyn. Ich nahm sie dann pünktlich | nach der gegebenen Instruktion je in zwey Stunden eines derselben im Wein ein. Den Tag darauf wurde die Sache repetirt, und als der dritte Tag erschien, zeigte sich so wenig etwas vom Fieber, als hätte ich es in meinem Leben noch niemals gehabt; ja ich fühlte mich wie neugeboren, war frohen Herzens und dankte Gott für die Genesung. I 139

Während ich noch mehrere Tage im Spital zubringen mußte ehe ich meine Entlassung aus demselben erhielt, und inzwischen das | Regiment nach meinem Erachten schon zu Hause eingerückt gewesen seyn mochte, sahe auch ich alsdann schon meine so freudige Ankunft daselbst, wodurch der kummervolle Schmerz der Meinigen zu Hause, was ihnen mein Nichterscheinen bey dem Einrücken des Regiments verursacht haben mag, weggewälzt und Alles wieder in Freuden verwandelt werden wird. So war ich mit den trostvollen Hoffnungen begeistert – doch sie sollten noch lange nicht in Erfüllung kommen. I 140

| Als ich endlich meine Entlassung aus dem Spital mit noch einigen Franzosen erhielt, trat ich freudig die Reise nach meiner Heimath an; allein, es dauerte nicht lange, so stiegen schon wieder trübe Wolken am Horizont auf, die mir meine so hoffnungsvolle Aussicht zu verdunkeln drohten; denn kaum war eine Tagreise vollendet, so fühlte ich mich von einer andern Krankheit angegriffen, die mir auch immer mehr und mehr zusetzte und mich schwächte. In diesem trostlosen Zustande, wodurch mir alle guten Hoffnungen auf einmal wieder beraubt waren, erreichte ich endlich Passau, wo nur Mauren eines höchst eckelhaften Spitals mich wieder | einschlossen und mir Quartier gaben. I 141

Die Kranken hatten sich daselbst schon so angehäuft, daß denselben je zwey und zwey nur eine Bettstatt angewiesen werden konnte, um sie alle unterbringen zu können. Man denke sich daher die große Unordnung und Unreinlichkeit, die natürlicherweise entstehen mußte; denn, hier lagen zwey Kranke in einer Bettstatt unter I 142

einem Deppich⁶⁰ beisammen, wovon einer schwach war und daher gerne Stille und Ruhe hätte, wogegen der Andere in seiner Hitze nichts als phantasirte und tobte; I 143 dort zwey andere, von welchen einer minder krank und reinlich | war, sein Kamerad aber neben ihm mit dem Tode kämpfend, Alles von sich laufen ließ und die ganze Lagerstätte verwüstete p.p. Zudem war das lebendige Ungeziffer, welches bey solchen Gelegenheiten gemeiniglich Obhand nimmt, noch ein plagendes Wesen, dem man in solchen Umständen auch eben so wenig als der Krankheit selbst, ausweichen kann. Wer dann in solchen Umständen schwach, eckelhaft und überhaupt zu zärtlicher Natur war, mußte natürlich eher ein Opfer werden als der Stärkere.

Was nun dieses betraf hatte ich eine gute Natur, d. h. ich war nicht eckelhaft. Die I 144 mir | gereichten Medicinen schluckte ich so ungezwungen als mancher Gesunde ein Glas Bier oder Wein; ja ich konnte sogar andern Kranken ihre Medikamenten verkosten als wäre es das kostbarste Getränk. Ebenso konnte ich, im Falle mich bey der Wiedergenesung die Eßlust wieder anwandelte, den Verstorbenen ihre hinterlassenen Speisen, die ihnen vor ihrem Abscheiden noch gereicht worden waren, dieselben aber nichtmehr genießen konnten und daher noch portionenweise neben den Leichen standen, mit dem besten Appetite verzehren, wenn ich nemlich so glücklich I 145 war, dieselben zu erhaschen, ehe Andere die | gleiche Absichten hatten, mir zuvor kamen, oder ehe die ganze Sache in die Hände der Krankenwärter fiel.

Langsam näherte sich mit Gottes-Hülfe mir die Gesundheit wieder; und nachdem ich neben einem ebenfalls kranken Franzose in einer Bettstatt unter einem Deppich bereits ein Monat in diesem Spital so traurigen Zustande zugebracht hatte, erhielt ich mit noch einigen gesund gewordenen Franzosen meine Entlassung, worauf ich abermals freudig die Reise nach meinem Vaterlande antrat. – Doch, meine Wünsche sollten auch diesmal, und zwar noch lange nicht, in Erfüllung kommen. I 146 | Es war im Monat Jänner 1810 als ich Passau verließ, und ich berechnete auch schon Tag und Stunde meiner Ankunft zu Hause. Ohngeachtet der kalten Witterung, wo der Erdboden mit Schnee und die Donau mit Eis bedeckt war, wanderte ich mit meinen Kameraden guten Muthes die Straße fort. Allein es war von kurzer Dauer. Bald kehrte die Krankheit mächtig wieder auf mich zurück, und der Himmel wurde mir dunkler als je einmal.

Schon am zweiten Tage verließen mich meine Kameraden, indem ich, Ursach meiner Kraftlosigkeit, nicht im Stande | war, mit ihnen fort zu kommen; ich hatte sodann keinen Begleiter mehr – nur das Unglück hatte mich noch nicht verlassen.

Trost und Hülfllos schwankte ich mit meinem Tornister auf dem Rücken die mit Schne[e] bedeckte Straße mühsam fort. Die Märsche nach den eingetheilten Stationen konnte ich nicht einhalten, und wo ich sonst hinkam, hieng meine Beherbergung und Verpflegung, gleich eines Bettlers, nur vom guten Willen ab. – Ich war Hoffnungslos und meines Leben müde.

Endlich erreichte ich wieder eine vorschriftsmäßige Marschstation, wo ich ein Soldat und zwar vom nemlichen Regiment zu dem auch ich gehörte, antraf, welcher

⁶⁰ *Süddeutsche Bezeichnung für Wolldecke.*

sich | in ähnlichen Umständen befand. Wir schlossen uns sogleich aneinander an, I 148
suchten uns Trost und Hülfe zu verschaffen und unser Elend zu erleichtern.

Ein Kriegs-Commihsair, der daselbst zur Aufrechthaltung der Ordnung hinsichtlich der Militair-Durchzüge, Einquartirung und Verpflegung aufgestellt war, ließ uns sodann einquartiren und verpflegen. Allein ich war sehr schwach und fühlte eine innerliche Hitze, die meine Zunge schwärzte. Der Appetit war mir genommen und alle Speisen schmäckten meinem Munde bitter. Zudem plagte mich noch einen so außerordentlichen Husten, wovon ich ganz schwindlich wurde. So brachte ich diese Nacht auf einem Strohlager mich herumwälzend, Trost und | hilflos zu. I 149
Den andern Morgen wurden wir auf einer Schlitte weiter, und sofort bis nach Landshut, wohin es noch einige Märsche waren, transportirt.

Ach, welchen Leiden war ich nun in den strengsten Wintertagen preisgegeben! in denen der Himmel, abwechselnt mit dicken Schneegewölke behängt, mein Obdach; die mit Schnee und Eis bedeckte Erde meinen Fußboden; einen Schlitten mittelst Weidengeflecht und Stroh versehen mein Krankenbette; und nicht selten einen ungeduldrigen murrigen Militairfrohnd-Fuhrmann mein Wärter war. Kaum mag es dem Leser glaublich erscheinen, wo er die körperliche Kraft eines Menschen zu einer solchen Ausdauer nicht für zu schwach bezweifeln möchte; allein, | [nach] I 150
Gottes Wille ist nichts unmöglich.

Als wir von der so beschwerlichen Reise eines Abends endlich in Landshut ankamen, war ich halb erstarrt und in einem solchen kranken Zustande, daß gewiß Jederman der mich sah, an einem baldigen Ende meines Lebens nicht gezweifelt haben mag. Was aus meinem Kameraden geworden ist, weiß ich nicht. Kurz, man brachte mich in ein Quartier und überließ mich diese Nacht der Sorge, oder vielmehr der Willkür eines Bürgers, wo man mir, wie sichs später gründlich beurtheilen ließ, ein paar lange Sommer-Beinkleider aus meinem Tornister entwendete; was wahrscheinlich das vermeinte mein baldiges Ableben zur Ver-|übung des Diebstahls etwas beygetragen und denselben noch mehr befördert haben mag. I 151

Den andern Morgen wurde ich – Gott weiß wie – in das nahe bey der Stadt auf einem Berg befindliche Spital befördert, welches Gebäude früher ein Kloster oder Schloß gewesen seyn mag, wo man mich im dritten Stockwerke in einem großen Saale, der beinah schon ganz mit kranken Militairpersonen angefüllt war, nahe bey der Thüre in eine Bettstatts mit einem Spreuersack, zwey Leintücher und einem Deppich versehen, legte.

Gleich einem, dem seine Glieder durch des Tages Last und Hitze und schwerer Arbeit gelähmt sind, so lag auch ich an Kräften erschöpft und von einem außerordent-|lichen Husten, der mich keinen Augenblick ruhen ließ, betäubt auf meinem Krankenlager, wo nur noch einen kleinen Schimmer von Hoffnung mich belebte, als bald darauf ein französischer Arzt, der aber ein sehr schwaches Gehör hatte und auch die deutsche Sprache nicht kundig war, zur Untersuchung meiner Krankheit, vor mir stand. Zu diesem Behuf hatte er einen Dollmetscher und ein Sprachhorn⁶¹ I 152

⁶¹ Hörrohr aus Tierhorn, Gerät für Schwerhörige, das Schallwellen bündelt.

bey sich, wodurch er sich seine Fragen beantworten ließe. Dieser alte Mann faßte dann meine beyden Hände und prüfte deren Pulsschläge, worauf er nach einer kleinen Pause den Kopf schittelte, einige französische Worte ausdrückte und sodann weiter gieng.

- I 153 | Des Mittags brachte man mir Arzneymittel zum Einnehmen, und zur Nahrung zwey weichgesottene Eier, zwölf gedörrte abgekochte Zwetschgen, ungefähr einen halben Schoppen Fleischbrühe und beiläufig zwey Loth⁶² Semmel-Brod nebst einem Krüglein mit Thee angefüllt. Abends wurden die Sachen repetirt, und so dauerte es lange fort, ohne daß es einer Besserung gleichsahe; während derselbe Arzt regelmäßig jeden Morgen, mittelst Dollmetscher und Sprachhorn die Patienten besuchte und dem Zustande derselben gemäß, Nahrung und Medikamenten verordnete. Ohngeachtet diesem nahm meine Krankheit noch immer zu, und so entzindete sich endlich bey mir eine so außerordentliche Hitze,| daß ich mehrere Tage und Nächte immer phantasierte, deren verschiedene Manöver⁶³, die dabei vorkamen, mir später von Andern zum Theil erzählt wurden.

- Einst in der Nacht, es mag schon spät gewesen seyn, kam mir vor – was ich jedoch mir später selbst noch deutlich vorstellen konnte, als standen meine Kameraden von unserer Regimentsmussick vor meiner Bettstatte und nöthigten mich, mit ihnen hinunter in die Stadt ins Quartier zu gehen – ach! ich sahe sie so natürlich vor mir stehen. Alsbald stand ich von meinem Lager auf, zog meine Schuhe, die unter der Bettstatt standen, nur ganz oberflächlich an, und eilte dann nur im Hemde und in halb | zerrissenen Unterhosen, den Kopf mit einem Tüchlein umwickelt, in der Meinung mit meinem Kamerade in die Stadt ins Quartier zu gehen, zur Thüre hinaus. Plötzlich stürzte ich eine steinerne Wendeltreppe, die gleich außerhalb der Thüre ihren Anfang begann, hinunter, so, daß ich dem Drucke des Fallens, im zweiten Stocke, wo die Stiege nur eine kleine Abtheilung, von dieser aber gleich wieder ihre weitere Fortsetzung bis in den ersten Stock hatte und auf einen mit steinernen Blatten belegten großen Gang führte, keinen Widerstand zu leisten vermochte, und daher bis ganz hinunter in das erwähnte erste Stockwerk rollte.

- I 156 | Wohl einige Minuten mag ich auf den eiskalten steinernen Blatten bewußtlos gelegen seyn, bis ich ein wenig aus meiner Phantasie erwachte. Was ist hier vorgegangen? Wo befinde ich mich? Wo ich hinblicke ist Alles finster und nicht der geringste Schimmer von einem Lichte zu sehen. Ich lebe und fühle keine Schmerzen. – Wahrlich Gottes Hand hat mich geschützt und in dem erschrecklichen Stürze vor Schaden behütet! So dachte ich, während ich allmählig zur besseren Besinnung gelangte, und einsehen konnte, daß ich betrogen war und meine Kameraden mir nicht gerufen hatten. Endlich raffte ich mich wieder auf, und erst dann fühlte | ich durch den eiskalten Fußboden und der des Ganges durchziehender kalten Luft, daß ich ein Schuh und mein Kopftuch im Fallen verloren hatte, und so gieng ich fast ungekleidet mit unbedecktem Haupte und einem entblösten ganz nackten Fuße, wie ein Ge-

⁶² Altes Handelsgewicht (1 Lot = ca. 16 g).

⁶³ Damit sind vermutlich Fieberphantasien gemeint, die anfallsweise auftraten.

spenst umher, während ich vergeblich zuweilen einen jammernten schwachen Laut ausstieß und nach Hilfe rufte; allein, keine menschliche Gestalt erschien, die sich meiner annahm. Alles war still und nur das dumpfe Echo meiner schwachen Fußtritte tönte längs des großen Ganges hindurch.

Endlich fand ich wieder eine Stiege, von der mir etwas Helle entgegenschimmerte. Behutsam suchte ich sodann die Treppen | und rutschte gleichsam wie ein Kind, dem seine Füßlein noch zu kurz sind, Tritt für Tritt vorwärts zu schreiten, langsam über dieselben hinunter, während mir immer mehr Helle entgegen leuchtete; und so kam ich endlich unten gänzlich fürⁿ das Gebäude hinaus in den Hof, welcher mit Schnee und Wasser angefüllt war. Kaum mich aufrecht erhalten zu können, schritt ich mit bereits entblösten Füßen durch Schnee und Wasser einem Lichte zu, das ich in der Ferne erblickte, und kam sodann an die Wohnung des Thorwarts, wo ich Hilfe und Zurechtweisung hoffte; und um so mehr, da mir nun plötzlich die Nummer meines Krankenzimmers wohin ich gehörte, nemlich N^o 7 einfiel und daher den Thorwart bat, mich dahin zu bringen. Allein wie | erstaunte ich, als dieses gefühllose Ungeheuer, statt mir Hilfe zu leisten, mich mit rauher Stimme zur Thüre hinaus in den Hof stieß und mich meiner wieder selbstigen Überlassung preis gab. I 158

Welche Verhältnisse hier und da eingetreten seyn möchten, um ein solches unmenschliches tyrannisches Benehmen auch da zu veranlassen und geltend zu machen, oder ob dieser Mensch im Augenblicke von geistigem Getränke zum Tiger geworden oder welche trügerische Ansicht der Sache, demselben in diesem Momente vor Augen schwebte, will ich nicht errathen, und daher gerne verzeihen; jedoch, mag es nun immer gewesen seyn wie es wolle, so behält bey einer solchen Handlung dennoch ein rohes Wesen immerhin das Übergewicht – doch, Gottes gütige Hand | schützte mich, und ich sollte nicht unterliegen, sondern vielmehr noch I 159 größeren Leiden aufbewahrt und dadurch Gottes wunderbare Leitung ferner noch anschaulicher werden. I 160

Nun taumelte ich wie ein Berauschter wieder über den Hof durch Schnee und Wasser dem Hauptgebäude zu und fand bald wieder den Eingang in dasselbe, zu dem ich so eben herausgekommen bin. Mit Händ- und Füßen wie ein Kind stieg ich die steinernen Treppen bis in den großen Gang wieder hinauf, wo ich eine Weile umher irrte und sodann eine zweite Stiege fand, die mich aber nicht meinem Zimmer zuführte, und ich daher wieder in den großen Gang zurückkehren mußte.

An Kräften erschöpft lag ich nun | eine Weile auf den eiskalten steinernen Blatten und sahe einem baldigen Tode entgegen. Doch, durch die wiederkehrende Hoffnung einer möglichen Rettung gestärkt, raffte ich mich abermals auf, suchte, und fand endlich jene Wendeltreppe, die ich herunter stürzte, und auf deren ich auch bald wieder bei meinem Zimmer anlangte. Als ich die Thüre öffnete, erkannte ich mich, sahe mein leeres Bett dastehen, neben diesem einen Krankenwärter schlafen, und nur hier und da der düstere Schein brennender Lampen. I 161

ⁿ Gemeint ist „vor“.

Hier sank ich nun wieder auf mein Krankenlager, und Alles, was mir anjetzt begegnet war, kam mir gleichsam vor, als wäre es ein Traum gewesen, denn | ich fühlte keine Schmerzen, sondern nur Schwäche, und die Ruhe, gleichsam als wäre ich von einer schweren Arbeit heimgekehrt, that all meinen Gliedern wohl.

Den andern Morgen früh fand ein Krankenwärter mein Schuh und Kopftuch, was ich im Fallen verloren hatte, kannte dasselbe und brachte es mir wieder.

Wundervoll ist es, daß mir bey dem so gefährlichen Sturze, außer einer kleinen ganz unbedeutender Beschädigung an meiner Stirne und am linken Knie, nicht nur keinen weitem Schaden zugefügt wurde, sondern ich fieng sogar von dieser Zeit allmählig wieder zu genesen an.

I 163 Diese Trostvolle Aussicht belebte mich wieder und machte mich alles | Erlittene vergessen. Nur das Ungeziffer – oder deutlicher gesagt – die Läuse waren noch ein plagendes Wesen, was mir immer das Eckelhafteste von allen Gegenständen gewesen ist, und ich daher denselben in jeder dieser Art gefährlichen Lage kräftig auszuweichen suchte, was aber hier nicht mehr möglich war, denn in Massen wurde dieses Ungeziffer erzeugt, ohne zu wissen, wo es herkomme, da doch regelmässig von acht zu acht Tagen die Hemder, und je in zwey Wochen die Leintücher gegen frischgewaschene gewechselt werden mußten; ja sogar wurde von Zeit zu Zeit der Boden aufgewaschen, und überhaupt die zur Reinlichkeit führende Ordnung | von den Aerzten immer streng gehandhabt.

Allmählig besserten sich meine Krankheitsumstände, und ich beobachtete daher nur umso mehr die Pünktlichkeit der aertzlichen Anordnungen. Die Medicinen schluckte ich regelmäßig mit dem größten Appetite. War mein Thee-Krüglein leer, so schlich ich langsam in die Küche, wo die Medikamenten bereitet wurden, und ließ mir dasselbe wieder anfüllen, oder that es selbst.

Endlich kehrte auch die Esslust wieder bey mir ein, die auch um so schneller herein wuchs, da meine tägliche Kost sich bisher noch nicht verändert hatte, und immer noch wie oben schon erwähnt, in | zwölf Zwetschgen, zwey Eier, etwas Fleischbrühe und einem sehr sparsamen Stückche Weisbrod bestand. Ob ich gleichwohl selbst einsah, daß diese Diäte-Kost meinem Zustande sehr angemessen war, so konnte ich zuweilen doch nicht unterlassen, mich nach weiterer Nahrung umzusehen, die ich mir dann auf folgende Weise zueignete:

I 166 Beinah jeden Morgen trug man Tode hinaus, die in der verflossenen Nacht gestorben sind, und die zum Theil Abends vorher noch etwas Speisen erhalten hatten, was meistens in Reis, Gerstenschleum, Zwetschgen, Eier, auch Wein p.p. je nach des Kranken Umständen bestand. Diese Gelegenheiten benutzte ich, | stand oft des Nachts auf, schlich in dem großen Krankensaale herum, musterte behutsam die Kranken, und wo ich einen Todten bemerkte, der seine Speisen noch neben sich stehen hatte, nahm ich dieselben eiligst hinweg und ließ sie mir sodann wohl schmecken; jedoch mit der größten Vorsicht, um alles was mir äußerst für schädlich vorkam, zu vermeiden.

Einst bestellte ich bei einem Krankenwärter – ein kleiner noch nicht alter Purche, nur der Michel genannt – ein weises Laiblein Brod, was sich die Krankenwär-

ter zuweilen auf irgend eine Art zuzueignen wußten, und dann per Laiblein für 6 bis | 7 Kreuzer verkauften. Unser Michel versprach es heilig, mir ein solches Brod I 167
 einzuhändigen; allein er hielt nicht Wort, sondern gab es einem Andern. Ein fran-
 zösischer Kürassier, der bereits schon genesen war und seine Bettstatte gerade von
 mir hinüber⁶⁴ hatte, beobachtete mich und beherzigte mein ganzes Verhältniß, ohne
 daß ich es nur wußte. Als nun dieser Mann den Betrug des Michels gewahrte, wür-
 de er denselben im Augenblicke derb abgeprügelt haben, wenn ich es nicht selbst
 abzuhalten gesucht hätte, denn dieser kraftvolle körperlich große Kürassier mochte
 den kruppigen⁶⁵ Michel wohl mit einer Hand haben zernichten^o können. Ja dieser, I 168
 gegen | mich so rechtliche brave Mann – Schade, daß ich seinen Namen nichtmehr
 zu nennen weiß – trocknete mir oft meine vom Schweiß feucht gewordenen
 Hemder und reinigte sie sogar noch von dem leidigen Ungeziffer. Gerne hätte ich
 ihm meine Dankbarkeit für die so menschenfreundliche Handlungen, da eine
 gleichbaldige Belohnung außer meinem Bereiche lag, mit Gegendiensten bewiesen,
 wenn sich je Gelegenheit mir dargebothen hätte, allein, ich sahe diesen meinen
 Wohlthäter von jener Zeit an nicht wieder; daher sollen nun zur Ehre dieses braven
 Mannes so edlen Handlungen, was ich ebenso für würdig als für Pflicht halte, die- I 169
 selben in dieser Geschichte bemerkt zu haben, | zum jetzigen wie auch zum späteren
 Andenken als einen Beweis meiner Erkenntlichkeit erscheinen. – Wer ist dein Näch-
 ster?

Auf die Nachricht über mein Schicksal, die ich gleich Anfangs meiner Wiederge-
 nesung, als ich kaum zu Schreiben vermochte, was ich sitzent in meinem Bette mit-
 telst einem Brette statt des Schreibtisches that, wozu mir ein Krankenwärter die
 erforderlichen Schreibmaterialien anschafte, meiner Frau nach Haus geschickt hat-
 te, worin ich sie um etwas Geld bat, erhielt ich nun einen Brief mit einer Dukate, I 170
 wobei sie mir meldete, daß unsere Zwillingsskinder | die, als ich sie bey dem Beginn des
 Feldzuges verlassen mußte, noch Säuglinge waren, noch am Leben und gesund se-
 yen, wie auch schon längst Laufen gelernt haben. Sie schwatze ihnen immer von
 ihrem Vater vor, der jedoch weit weit fort in den Krieg gegangen seye, aber bald
 wieder zu ihnen heim kommen werde.

Man denke sich die Freude, die mein Herz bey dieser so zärtlichen Nachricht
 empfand. Alle Leiden waren nun auf einmal verschwunden, und die trostvolle
 Hoffnung, bald zur völligen Genesung zu gelangen, um meine Heimaths-Reise an-
 treten zu können, belebte mich | aufs Neue. Allein, ein neuer Gegenstand trat bald I 171
 hierauf bey mir ein, der auch diesmal mich schreckte und einer baldigen Erfüllung
 meiner so sehnlichen Wünsche zweifelhaft machte, indem ich an meinem rechte
 Fuß, Schmerzen fühlte die sich nach und nach zu einer Wunde entzündeten und
 mich am Gehen hinterten – doch ich schlug es anfänglich nicht groß an. Da ich nun
 von meiner Frau etwas Geld erhalten hatte, suchte ich bey dem Arzte um einen kleinen

^o Gemeint ist „vernichten“.

⁶⁴ Mit „von mir hinüber“ ist mir gegenüber gemeint.

⁶⁵ Bedeutet verkropft oder verkümmert.

Ausgang an, der mir auch sogleich bewilligt wurde. Langsam schlich ich sodann den
 I 172 Berg hinunter in die Stadt,| gieng in einen Kaufladen, kaufte mir gedörte Zwetschgen und einige Ringe Nudeln, und kehrte dann wieder retur.

Alle bereits wiedergenesene Kranken, denen der Arzt einen Ausgang bewilligte, wurden bei ihrer Rückkehr am Spitalthor visitirt, und im Falle sie verbotene Esswaaren bey sich hatten, dieselben ihnen weggenommen, weil Manche, um ihren Appetit zu befriedigen, oft Speisen sich einhändigten und aßen, die ihrem Zustande höchst schädlich waren, und dadurch nicht selten recetiv^p wurden, und erst dann
 I 173 ihre Unbesonnenheit endlich noch mit dem Leben bezahlen mußten. | Meine Zwetschgen und Nudlen aber, wurden mir als eine Gesundheitsnahrung belassen, was ich sodann in angemessenen Portionen, die Zwetschgen abgekocht und die Nudlen mittelst Fleischbrühe verzehrte, wozu ich immer noch den kleinen Frevel begieng: den Verstorbenen ihre hinterlassenen Weinportionen zu erhaschen suchte. So gelangte mein abgezehrter, einer Leiche ähnliche Körper allmählig wieder zu Kräften und endlich zur Reife, aus dem Spital entlassen zu werden.

Am 18^{ten} April 1810 Verließ ich mit noch einigen andern genesenen Militairpersonen das Landshuter Spital, und zwar | in Begleitung noch viel anderer kleiner Kameraden, die zuweilen, besonders wenn die Sonneschien, zu allen Knopflöchern heraus schauten. – Doch, in der Hoffnung diese leidigen Begleiter bald los zu werden, fuhren wir guten Muthes die Straße nach Freising fort, wo wir übernachteten. Allein ich fühlte bald an meinem, wie oben schon bemerkt, kranken Fuß größere Schmerzen als sonst, was wahrscheinlich das unsanfte Fahren auf dem gewöhnlichen Bauern-Wagen verursacht haben mag, denn ich konnte den Fuß nicht einmal auf dem Wagen aufstellen sondern ich mußte denselben, gleich einer Schlinge, mit
 I 175 beiden Händen tragen. Auch der Husten,| der mich bis dahin noch nicht ganz verlassen hatte, setzte mir wieder mehr zu.

Diese neuerdings erschienenen Krankheitsumstände würden abermals meinen Muth gelähmt haben, wenn mich das Vertrauen auf den Allmächtigen, der mich bis dahin in so vielen Gefahren geschützt, so wie die Hoffnung bald nach Hause zu den Meinigen zu kómen, wo ich mich einer sorgsammen Pflege erfreuen durfte, nicht gestärkt hätte.

Als wir in Freising ankamen, hatten sich die Schmerzen meiner Fußwunde so
 I 176 ver-| größert, daß ich fast nichtmehr zu Gehen vermochte. An zwey Stöcken gestützt schleppte ich mich dann mühsamm hinkent in das mir angewiesene Quartier. – Doch, ich fand daselbst und zwar gegen mein Erwarten, eine menschenfreundliche Aufnahme. Mein elender Gang, Husten und leichenähnliches Aussehen erregte bey meinen Wirths-Leuten so viel Mitleid, daß sie mit dem besten Willen Alles aufbothen was mich erquicken und meine Gesundheit befördern mochte. Die
 I 177 gute Behandlung hatte auch wirklich ihren Zweck vollkommen erreicht,| denn am andern Morgen war ich wie neugeboren. Alles hatte sich in einen bessern Zustand verwandelt.

^p Gemeint ist „rezidiv“.

Zum Frühstück reichte mir die gute Hausfrau ein vortrefflich zubereitetes warmes Bier, und sagte: ich dünkte ihnen einen Gesundheitstrank zu fertigen, der ihnen gewiß auf der heutigen Reise den ganzen Tag hindurch wohlbekommen werde. Getroffen liebe Hauswirthin! erwiderte ich, denn dieses ist nicht nur allein mein Lieblings-Trank, sondern ich stimme auch in der andern Hinsicht ganz in Ihrer Meinung ein. Nachdem ich nun das Frühstück genossen hatte, nahm ich dankent von | den guten Leuten Abschied, wobei sie mir viel Glück wünschten. Beruhigt I 178 setzte ich dann mit meinen gestrigen Kammeraden die Reise wieder weiter über Dachau p.p. nach Augsburg fort, ohne daß sich inzwischen etwas Besonderes ereignet hatte.

In Augsburg erinnerte ich mich meines Hauswirthes Specereyhändler Rothe, dessen Wohndistrict auf dem Bredigerberg genannt, bei dem ich vier Jahre vorher, nemlich in dem Feldzuge 1805 einen ganzen Monat lang im Quartier war. Ich konnte also nicht unterlassen, diese guten Leute aufzusuchen. Nachdem ich nun mein Quartier, | das mir in einem sehr ansehnlichen Kaufmannshause angewiesen worden I 179 ist, bezogen hatte, und welches glücklicherweise nicht weit von dem genannten Bredigerberg entfernt war, hinkte ich an meinen gewöhnlichen zwey Stöcken demselben zu und langte bald an der Wohnung meines gesuchten Freundes an. Die Frau Rothe war gerade im Specereyladen mit Waarenverkauf beschäftigt. Bei Öffnung der Thüre erkannte ich sogleich meine wohlgenährte dicke freundliche ehemaligen Hauswirthin, die ich dann unter Benennung ihres Namens höflich grüßte, nach Herrn Rothe fragte und | zugleich auch meinen Namen nannte, mit dem Bemerkn, I 180 daß ich bey meiner jetzigen Durchreise das Vergnügen habe, sie zu besuchen. Ach mein Gott! ist es möglich! rufte die gute Frau aus, indem Sie meine Hand faßte, mich ins Haus hinein zog und mir einen Stuhl zum Sitzen reichte. Mit herzlicher Theilnahme bewunderte Sie meinen traurigen Zustand. Schade, daß mein Mann nicht zu Hause ist, sagte Sie, er ist in Geschäften einige Tage verreißt. Ich erzählte Ihr dann kurz mein Schicksal und überhaupt die Begebenheiten, die ich seit vier Jahren als ich bey ihnen im Quartier war, erlebt hatte; und Sie konnte sich fast nicht satt hören.

| Als ich mich endlich mit Zurücklassung vieler Grüße an den Haus-Herrn Rothe, wieder beabschiedete, füllte mir die gute Frau eine große Dutte mit Zibeln⁶⁶ und sagte, indem Sie meinen Husten vernommen hatte: nehmen sie dieses mit auf die Reise wozu ich ihnen viel Glück wünsche, und genießen sie es, es ist ihrem Zustande angemessen. I 181

Als ich wieder in mein Quartier zurück kam, wurde mir nicht nur ein mir angemessenes Abendmal bereitet, sondern ich fand noch in dem mir angewiesenen ohnehin schönen Zimmer Alles auf das Propperste eingerichtet; Tisch, Stühle, Kommode, schöne Vorhänge und Flaumenbett zierten dasselbe. Stumm stand | ich einen Augenblick da und betrachtete wehmüthig diese Gegenstände. – Ja ja! dies paßt schön zu meiner Armee kleiner Kammeraden, brummte ich endlich vor mich hin. I 182

⁶⁶ Tüte mit Zwiebeln.

Verlegenheit, Scham und Ehrgefühl waren hier dreifach im Spiel. Scham erlaubte mir nicht zu sagen: laßt mir in einer abgelegenen Kammer ein Strohlager bereiten, denn ich habe Läuse. Ehrgefühl hielt mich beinahe von dem Genuße des so reizbaren schönen und guten Bettes ab, um nicht der, im Grunde unverschuldeten Schande ausgesetzt zu werden, dasselbe verunreinigt zu haben, in dessen traurigen

I 183 Zustand mich doch nur das Unglück | meiner so langen und schweren Krankheiten versetzt hatte. – Doch, es würde eine Thorheit gewesen seyn, wenn ich in meinen Umständen das Nachtlager neben einem so guten Bette auf dem Boden genommen hätte, und so legte ich mich, bevor ich einige überflüssig gefundenen Bettstücke beseitiget und meinen Leib möglichst gereinigt hatte, in das übrige noch hinlängliche Bettwerk, jedoch aber so ganz schüchtern, als würde das Bett mich, nicht ich das Bett verunreinigen haben können, hinein, und schlief die ganze Nacht hindurch herrlich. Den andern Morgen suchte ich, um im Falle etwas Unreines beseitigen

I 184 zukönnen das ganze | Bett durch und durch, und legte es dann so zurecht als wäre Niemand darin gelegen.

So weit gieng mein Ehrgefühl, was mir zwar inzwischen selbst zu übertrieben schien. Allein, ob ich gleichwohl denken konnte, daß mich diese, und zwar gegen mich so gutmeinende Menschen in meinem Leben schwerlich mehr sehen würden, so ließ mich doch eine innere Scham nicht minder handeln. Dankent nahm ich nach dem Frühstücke von den guten Leuten Abschied, und entfernte mich zur weitem Fortsetzung meiner Reise, wozu sie mir viel Glück wünschten.

I 185 Eine Fuhre war sofort wieder | bereit, um mich nebst den andern meinen Reisegefährten weiter zu bringen, und so gieng es dann stationenweise über Ulm pp. nach Hause, ohne daß sich etwas Bemerkenswerthe[s] ereignet hatte – doch, in eine augsburgerähnliche Verlegenheit hinsichtlich eines so reinlichen Bettes kamm ich nicht wieder, denn die zarten Flaumenfedern hatten sich zu den Nachtlagern überall in grobes Stroh verwandelt.

Am 26^{ten} April 1810 nach einer 14 monatlichen Abwesenheit, während ich acht Monat lang krank gewesen und von einem Spital in das andere geschleppt worden

I 186 bin, langte ich endlich wieder in Rastatt in der Kaserne bey | meinem Regiment und meiner Familie an.

Ach! welch seeliges Entzücken, als ich meine beiden Zwillings-Kinder, die ich als Säuglinge verlassen hatte und nun von der eigenen Muttermilch wohlgenährt, gesund und fröhlich in der Stube vor mir herum tänteln sah, während wir uns, Vater und Mutter, umarmten und im ersten Augenblicke nur mit stummen Freudenthränen dem Gefühle Luft zu machen vermochten. Endlich wendete sich die Mutter zu den Kindern und sagte: sehet, das ist euer Vater, der liebe Gott hat ihn euch

I 187 wieder | gebracht – und ich gab ihnen den Vaterkuß.

Als nun die ersten Freuden unseres Wiedersehens vorüber waren, ließ ich mir von Fuß bis zu Kopf frische Kleider geben, stand mitten in die Stube, zog mich aus und entfernte mich schnell meiner abgelegten Kleider, was meine Frau sehr befremdete u[nd] ihr ein Räthsel war. Aber wie erstaunte sie, als ich ihr die Ursache erklärte und

sie meinen Rücken sah, der von dem leidigen Ungeziffer so verwundet war, als wäre ich Spißruthen gelaufen.

Den andern Morgen meldete ich dem Regiments-Commando | mein Daseyn, so *I 188*
wie auch meinem Herrn Capitain von Ehrenberg, welcher auch in diesem Momente
sein Wohlwollen gegen mich bewies, indem Er väterlichen Antheil an meinem
Schicksale nahm und mir Schonung und Pflege anbefahl, bis ich meine volle Genesung
erlangt haben werde; zu dem Ende solle ich mich jeden Morgen ins Spital begeben,
und wenn ich hinsichtlich meines kranken Fußes nicht gehen könne, in seinem
Namen vier Mann von der Compagnie nehmen und mich ins Spital tragen lassen;
Er selbst aber werde mich dem Fleiße der ärztlichen Behandlung bestens anempfehlen.

Der liebe Gott gab hierzu | sein Gedeihen und in kurzer Zeit erlangte ich meine *I 189*
volle Gesundheit wieder.

Ende
des ersten Abschnitts.

2. Abschnitt Feldzug nach Rußland
umfassend die Jahre 1812 bis 1814.

Kürze Beschreibung
der
unsterblichsten Ereignisse
des

Saltholzer Record,

Großherzoglich Großfürstlich Großfürstlich
Oberst der Fußkürzen nach
Erstmalig, Königlich und
Kaiserlich.

II. Abschnitt

Feldzug nach Rußland
umfassend
die Jahre 1812. bis 1814.

Saltholzer'sche Familie zum Andenken.

| Das Jahr 1810 verlebten wir in unserer Garnison Rastatt zwar ruhig; und da der französische Kaiser Napoleon sich mit der Kaiserlichen Oesterreichischen Prinzessin Maria Louise¹ vermählte, wodurch diese zwey Monarchen, deren Feindseligkeit erst ein Jahr vorher so viel Blutvergiessens verursacht hatte, nun plötzlich in eine so nahe Verwandtschaft und enger Verbindung kamen, so versprachen wir uns auch künftig einen fortdauernten Frieden, nach welchem man auch im Allgemeinen seufzte, um die bis dahin und zwar schon so langer Zeit her vielfältig | geschlagenen Wunden doch endlich auch wieder heilen zu können, was bisher unmöglich geschehen konnte, indem immer neue Wunden hinzu kamen, die die alten kaum halb geheilt wieder gänzlich aufrissen. Allein, die so sehnlich gewünschte Ruhe sollte auch diesmal nicht von langer Dauer seyn, und wir sahen uns daher bald in unserer Hoffnung getauscht^a. II 1

Kaum war ein Jahr verschwunden, als man vom Kriege mit Frankreich und Rußland sprach, was sich auch bald bestätigte, und zu deßen Behuf Baden ebenfalls dem französischen Kaiser Napoleon Hülfsstruppen stellen mußte, wozu das 2^{te} Linie Infanterie-Regiment, welches in Mannheim garnesonirte, schon im Frühjahr | 1811 zum Ausmarsch nach Preussen und das unsrige Regiment einstweilen von Rastatt nach Mannheim beordert wurde². Endlich im Febr. 1812 kam auch die Reihe an uns zum Ausmarsch, indem sich der Krieg mit Rußland nun gänzlich erklärt hatte³. An Siege gewöhnt, traten wir auch diesmal unser Marsch muthvoll an, ohne daß wir eine verhängnißvolle schmäheliche, oder für die größte Zahl gar keine Zurückkunft mehr ahneten. II 2

Meine Frau mit den beiden Zwillinge blieb in Mannheim, wo ihr während meiner Abwesenheit ein Zimmer in der Kaserne zur Wohnung angewiesen wurde. II 3

Unser Marsch gieng über Frankfurt Cassel, Braunschweig p.p. ins Preußische. In Salzwedel, wohin | der Marsch ebenfalls leitete, ereignete sich bey uns einigen Hautboisten ein sehr gefährlicher Zufall, der uns allen beinah das Leben kostete – gleichsam als sollte dieses uns schon zum Voraus einen unglücklichen Feldzug andeuten. Als wir nemlich durch schlechte Witterung, naß und kothigt daselbst im Quartier II 4

^a Gemeint ist „getäuscht“.

¹ Marie Louise (1791–1847) war die Tochter von Kaiser Franz I. von Österreich und dessen Ehefrau Maria Theresia von Neapel-Sizilien. Sie wurde 1810 die zweite Frau Napoleons und somit Kaiserin der Franzosen.

² Wilhelm von Hochberg erinnert sich: „Anfangs Juni [1811] kam die Nachricht, daß die Danziger Garnison von seiten eines jeden Rheinbundstaates durch ein Regiment verstärkt werden sollte, – der sichere Vorbote eines nahen Krieges. Da infolgedessen das zweite Infanterieregiment nach Danzig marschieren mußte, wurde mein Regiment an Stelle desselben nach Mannheim verlegt.“ (Wilhelm von Baden, S. 120.)

³ Nach Wilhelm von Hochberg fand der Ausmarsch der übrigen badischen Truppen am 16. Februar 1812 in zwei Kolonnen statt: eine Kolonne unter Oberst Ludwig Brückner (1768–1832) von Mannheim, die zweite unter Wilhelm von Hochberg von Karlsruhe aus (Wilhelm von Baden, S. 128; Badische Biographien, 1. Theil, Heidelberg 1875, S. 134f.). Balthasar Eccardt marschierte in Brückners Kolonne mit (vgl. den Hinweis hier auf S. 159).

- ankamen, bewiesen die Wirths-Leute viel zärtliches Mitleid gegen uns: sie heizten nun kräftig die Stube, trockneten und reinigten überhaupt unsere vom Kothe beschmutzten Kleider und bereiteten uns Abends mittelst Stroh und Bettwerke ein bequemes Nachtlager, um uns recht erholen zu können. Nach dem Abendessen,
- II 5* welches uns nicht minder in schönster Ordnung | gereicht worden war, legten wir uns nun zur Ruhe und schliefen sanft bis gegen Mitternacht. Auf einmal aber fühlte ich, und zwar ein immer zunehmendes brecherisches Weh; und als ich mich ein wenig zur bessern Besinnung gesammelt hatte, bemerkte ich, daß meine Kameraden neben mir, sich bereits sinnlos herum wälzten und auf alle Weise Alles von sich gaben, während mich ebenfalls ein heftiges Brechen befiel; doch ich war noch so viel bey dem Bewußtseyn, daß ich um Hülfe riefen konnte. Erschrocken eilten dann die Wirthsleute mit Licht heran und verzweiflungsvoll sahen sie uns in unserm traurigen Zustande, betäubt wie | die Fische auf dem Lande, auf unserm Nachtlager herumwälzen. Sie suchten Rath, machten selbst bey unserer Militair-Behörde in der Nacht schnelle Anzeige und rissen inzwischen alle Fenster auf, um frische Luft für uns zu gewinnen. Letzteres Mittel brachte uns auch baldige Erholung; und als wir endlich wieder zur Besinnung gelangten, und auch der größte Schrecken der Unschuldigen ja sogutmeinenden Wirthsleuten vorbey war, löste sich erst das Räthsel dieser gefährlichen Scene. Die Wirthsleute wollten uns nemlich durch eine rechte warme Stube Gutes erweisen, wozu aber der Ofen in der Stube daselbst geheizt werden mußte. Durch ihr kräftiges | Feuren gab es dann eine starke Kohlengluth.
- II 7* Wir legten uns sodann schlafen, ohne daß jemand darauf dachte, zuvor auch das Ofenthürche zuzumachen, und so wirkte dann die Ausdünstung der glühenden Kohlen schädlich auf uns und war die Ursache unseres so lebengefährlichen Angriffes. Zum Glücke hatte den Tag darauf unser Regiment Rasttag und wir wurden durch unsern Regimentsarzt Hauer wieder gänzlich hergestellt. Am dritten Tag setzten wir unsere Reise wieder weiter fort und marschirten, ausgenommen einiger
- II 8* Rasttage, ununterbrochen bis ins innere Preußen nach Stettin, wo noch französische und sächsische Truppen sich sammelten; wir aber 10 Wochen daselbst in Cantonirung stehen blieben.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Franzosen immer einen gewissen Stolz, ja sogar zuweilen Verächtlichkeit gegen uns Deutschen zeigten, und so kam es, daß jeweils Streitigkeiten, und zwar diesmal während unseres Aufenthalts in Stettin eine sehr starke Reibung zwischen den beiden Nationen entstand. Es war nemlich jeden Sonntag außerhalb der Vestung auf der Seite des Oderflusses in Kohlhafen genannt, Tanzmussick, wo sich meistens das Militair sammelte. Ein französischer Tambourmajor von ungemeiner Größe, der aber auch ein eben so großer

II 9 Stolz besaß, wollte, von andern Franzosen unterstützt,| einst an einem Sonntage bei diesem Tanze seinem Hochmuth gemäß, den großen meister spielen; die deutschen Soldaten aber und besonders die Badischen, von mehreren Feldzügen her gewitzigt, und nichtmehr so kriechent vor den Franzosen wie in den ersten Zeiten der Kriege Napoleons in Deutschland, ließen sich nicht mehr lange an der Nase kratzen, sondern suchten sich bei dieser Veranlassung schnell zu bewaffnen, was dann auch die

Franzosen thaten, und so entzündete sich diese Reibung endlich zu einem auf dem freyen Felde blutigen kleinen Gefechte, wobei es Todte und Verwundete gab; auch der große stolze Tambourmajor wurde durch eine Kugel getödet. Durch die Trommel wurden sodann die verschiedenen Corps in der ganzen Stadt eiligst zusammen | gerufen und die Thore für dieselben verschlossen, um einen größern Ausbruch zu verhüten. So weit verbreiteten sich damals die Streithändel unter den Allirten selbst bey einer unbedeutenden Tanzmussick. Von einer weitem Folge hat man nichts erfahren; nur mußte das französische junge Garde-Regiment, zu dem der vorerwähnte Tambourmajor gehört hatte, schleunigst von Stettin ausmarschieren.

II 10

Bald darauf verliesen jedoch auch wir Stettin und traten unser Marsch directe nach Danzig an⁴, wo wir zur Besatzung des Fahrwassers an der Ostsee beordert wurden, indem sich immer feindliche Schiffe daselbst auf der See zeigten, die sich der Weichselmündung zuwei- | len bis auf eine kleine Entfernung näherten.

II 11

Zwar nur kurze Zeit standen wir auf diesem Posten an der Ostsee, dann lösten uns andere Truppen ab, und wir kamen hinein nach Danzig, wo wir in den leeren Fruchtspeichern, die für militairische Unterkunft schon früher kassernenmässig eingerichtet worden sind, verlegt wurden.

Kaum in Danzig angekommen, eilte ich sogleich in die Altstadt daselbst, um meinen so werthen, bis dahin nicht vergessenen ehemaligen Hauswirth Registerater Bandau, bei dem ich fünf Jahre vorher in bester Freundschaft im Quartier gewesen, aufzusuchen. – Siehe Seite 26 des ersten Abschnitts⁵ – Allein ich fand mein Freund Bandau nicht, sondern mir ganz unbekannte Leute bewohnten | nun desselben Hauses, in dem ich ihn zu finden hoffte; doch ich erfuhr von denselben, daß Er nach Marienburg versetzt worden seye.

II 12

Es dauerte jedoch nicht lange, so erhielten wir Ordre zum Aufbruch u[nd] zur weitem Fortsetzung unseres Marsches gegen Rußland, und zwar meinem Wunsche gemäß über Marienburg. Es war um die Mittagszeit, als wir endlich daselbst anlangten⁶. Wir machten außerhalb der Stadt auf dem freyen Felde eine Ruhestunde, was mir dann so recht anpassend war, um auch da mich nach meinem Freunde Bandau erkundigen zu können, indem unsere Marschruthe hier nicht zur Einquartierung, sondern nur zum Durchmarsch lautete. Nun fragte ich sogleich einige | Kna-
ben, die da umher sprangen, um die Soldaten zu sehen, ob sie den Hr. Registerater Bandau kennen.

II 13

Ja, ja, antwortete einer derselben, gar wohl; kennen sie ihn?

⁴ Die Truppen von Wilhelm von Hochberg brachen am 7. Juni 1812 von Stettin auf und kamen in ca. 13 Tagesmärschen in Danzig an; Wilhelm von Hochberg erreichte Danzig erst am 24. Juni, da er unterwegs wegen Masern-Erkrankung vom 14. bis 22. Juni in Lupow zurückbleiben musste. (Wilhelm von Baden, S. 141f.)

⁵ Siehe hier S. 118.

⁶ Am 28. Juli 1812 verliesen die Truppen von Wilhelm von Hochberg Danzig und kamen am 29. Juli in Marienburg an. (Wilhelm von Baden, S. 145.)

Ja ich kenne ihn, sagte ich, er hatte damals, als ich ihn kennen lernte einen Knaben, der, wenn er noch am Leben ist, beiläufig 7 bis 8 Jahre alt seyn wird, namens Rudolph.

Ja recht, Rudolf, sagte der Knabe sehr eifrig; ich weiß wo Herr Bandau wohnt und wenn sie zu ihm wollen, will ichs ihnen zeigen, es ist nicht weit.

- II 14 Ich folgte dem gefälligen Knaben, dem auch selbst die Freude, mir Aufschluß und Weisung geben zu können, aus den Augen | leuchtete, höchst vergnügt nach und kam bald an den Ort, wo meine Wünsche durch das Wiedersehen meines so eifrig gesuchten und nun gefundenen Freundes endlich erfüllt wurden. Wie Brüder umarmten wir uns, und das seelige Entzücken dieses liebeichen Mannes durch meine so unverhoffte Gegenwart läßt sich kaum beschreiben. Wie hätte ich nur denken können, sie in diesem Leben noch einmal zu sehen! rief Er aus, während in unserer Umarmung zwischen uns Beiden, Kuß auf Kuß folgte. Gerührt sahe seine ebenso zärtliche Gattin dieser Scene zu; und nachdem die ersten Freuden unseres Wiedersehens vorbey waren, ermangelte auch Sie nicht, mich herzlich zu bewillkommen, |
- II 15 wobei Sie auch sogleich erwähnte, daß sie von ihren Eltern in Stettin über den Empfang jenes im Jahre 1807, als dieser Junge, auf Rudolph deutet, kaum laufen konnte, mir von Danzig aus und an sie mitgegebenen Briefs, bald nachher in Kenntniß gesetzt worden seyen, für deßem gütige Besorgung sie und ihr Mann aber nie gedacht hätten, mir einst noch persönlichen Dank abstaten zu können. Rudolph war schon ziemlich groß geworden, konnte sich aber von jener Zeit her meiner nichtmehr erinnern. Man setzte mir Essen und Trinken vor so gut es in der Geschwindigkeit auch
- II 16 nur möglich war, indem ich mich nicht lange verweilen konnte, um | der Abmarsch des Regiments nicht zu verspätigen. Als wir uns wieder trennen mußten, wünschten mir die guten Leute beim Abschiede viel Glück auf die Reise; Herr Bandau aber begleitete mich vor die Stadt hinaus bis in unser Lager, worauf auch sogleich der Abmarsch erfolgte. Hier nahm ich dann nochmals und zwar unter herzlicher Umarmung von meinem Freunde Abschied, wobei Er mir abermals viel Glück wünschte und sagte: wenn sie je wieder glücklich aus Rußland zurück kehren und der Marsch sich wieder über Marienburg ereignen sollte, so vergessen sie ja nicht ihren Freund Bandau wieder zu besuchen.

- II 17 Wir setzten nun unser Marsch | über Königsberg ins Litthauische fort, wo sich in der Umgegend von Tilsit noch mehrere Truppen sammelten und das 9^{te} Armee Corps bildeten, zu dem auch wir gehörten⁷. Bereits 14 Tage verweilten wir daselbst, während mehrere Revüen statt fanden, wobey manöverirt wurde. Nachdem nun Alles gehörig geordnet war, rückten wir weiter gegen der russischen Grenze vor und

⁷ *Wilhelm von Hochberg traf mit seinen Truppen am 9. August 1812 auf Marschall Victor (1764–1841) und dessen 9. Armeecorps der Großen Armee bei Tilsit, das sich dort sammelte. Oberst Brückner befehligte das 3. Infanterieregiment der badischen Brigade, die unter dem Oberbefehl von Wilhelm von Hochberg stand und der 26. Infanteriedivision unter General Daendels angehörte. (Wilhelm von Baden, S. 145f.)*

passirten bei Kobno⁸ den Niemen-Fluß⁹, wo Napoleon schon im Juni, ein Monat früher in verschiedenen Armee-Corps-Abtheilungen, mit einer ungeheuren Macht, die, wie man sagte, wenigstens in 400.000 Mann bestanden haben sollte, übergegangen und | nun schon eine ziemliche Strecke ins russische Gebieth eingedrungen war, so, daß man, an frühere Siege gewöhnt, auch diesmal an einem schnellen Siege und baldiger Niederlage Rußlands nicht zweifelte; allein die Vorsehung wollte es anderst haben.

II 18

Wir marschierten directe auf Wilna¹⁰ zu, das beiläufig 14 bis 15 Meilen von Kobno entfernt ist. Auf diesem Marsch stießen wir schon auf Verwüstungen und Elend, was von der uns vorausgegangenen großen Armee herrührte, und uns schon da beim Eingange ins rußische Reich nicht viel Gutes ahnen ließ. Bei Wilna endlich angekommen¹¹, wurden wir unweit der Stadt im Gehölze zum | Bivouaciren angewiesen, wo wir mehrere Tage zubrachten und nachdem unser Marsch über Minsk weiter ins Russische fortsetzten, ohne daß wir mit dem Feinde in Berührung kamen.

II 19

Demohngeachtet waren unsere guten Tage des ganzen Fel[d]zugs verschwunden, denn das Elend wuchs immer mehr heran. Wo wir hinkamen, fanden wir Zerstörungen und die Lebens-Mittel fiengen schon an, von Tag zu Tag weniger zu werden. Zudem befanden wir uns in einem weitentfernten Lande, das, wo Alles roh und wild, nicht mehr unserm schönen Deutschland verglichen werden konnte; und man wird mir nicht verübeln, wenn ich sage, daß in dieser Ge-|gend, wenigstens auf dem Dorfe, die Leebensart mehr thierisch als menschlich zu betrachten ist. Die Häuser sind sehr schlecht von zusammengefügtten Balken oder Baumstämmen gebaut, worin Ungeziffer aller Art, und hauptsächlich Holzkäfer in Massen erzeugt werden, so daß wir uns, so lange es die Witterung erlaubte, lieber im Bivouac als in solchen elenden Häusern, die wie Räuberhütten gegen[über] unserer schönen Bauart anzusehen sind, bequerten. Der Stubenboden in solchen Wohnungen ist meistens nur die bloße Erde, wo sich zuweilen auch die Schweine aufhalten. Von ordentlichen Betten ist gar keine Rede. Eine Art Britsche mit schlechtem Zeugs, oder besser gesagt, mit Lumpen | belegt, ersetzt dieses Bedürfniß. Man findet auch nicht in allen Häusern Tische. Haben nun solche Bewohner ihre Speisen abgekocht, was meistens in einem Kessel an einer Kette über dem Feuer hängt geschieht, so wird der Kessel sammt den Speisen in einen, einem Mörsler ähnlichen holznen Stock, der mitten in die Stube gestellt wird, gesetzt, worauf die Familie um denselben einen Kreis bildet, und dann jedes seinen Theil aus dem Kessel herausholt. Kritz^b ist ihnen eine Lieblings Speise, wovon die russische Hausfrau verschiedener Art Speisen zubereitet, jedoch aber meistens ganz dick, wie einen festen | Breu geko[c]ht wird. Kabuſta

II 20

II 21

II 22

^b Gemeint ist wohl „Grütze“.

⁸ Kowno, heute litauisch Kaunas.

⁹ Niemen ist der polnische Name für Memel.

¹⁰ Heute litauisch Vilnius.

¹¹ Wilhelm von Hochberg kam mit seiner Brigade am 3. September 1812 in Kowno, und am 8. September in Wilna an. (Wilhelm von Baden, S. 149f.)

(Kraut) vorzüglich aber Sauer-Kraut lieben sie eben so; letzteres essen sie zuweilen ungekocht mit Öhl übergossen. Ihr Getränk ist Quaß, ein von Roggen selbst gebrautes schlechtes Bier. Auch werden hie u[*nd*] da kleine rothe Rüben in der Form, wie hier zu Land die Gelbrüben, in eine Art Krautstande¹² eingemacht und mit Wasser übergossen, was sodann durch die Gährung ein sehr geschmackvolles ganz rothes Getränk giebt, wovon ich selbst sehr oft und mit dem größten Wohlfinden getrunken [*sic*] habe. Branntwein aber wird vorzüglich geliebt, womit sie sich auch nicht selten und besonders an Sonn- und Feiertagen sehr berauschen. | Ist ein großer Festtag, so möchte es der Ruß wohl für eine religiöse Nachlässigkeit halten, wenn er einen solchen ballschainen Bräßnick¹³, wie ihn dann der Ruße nennt, ohne berauscht ablaufen ließe.

II 23

Fast jeder rußische Bauer hat auch seine eigene Hand-Mühle in seiner Wohnung, mit der alle die Früchten was seine Haushaltung erfordert, selbst gemahlen werden. Die Stuben-Öfen sind, gleich unsern Backöfen, von Letterde¹⁴ gefertigt, die im Winter zum Einheizen, auch zum Kochen und Brodbacken gebraucht werden, wozu aber die Feuerung in der Stube geschiehet. Ein dicker Rauch wie eine starke Gewitterwolke, der sich fast bis auf den Boden herunter senkt, sammelt sich sodann in der Stube, so daß man in derselben nicht | einmal aufrecht sitzen, vielweniger stehen kann. Will man sich, während das Feuer brennt, in der Stube von einem Ort zum andern begeben, so muß dies, um nicht der Gefahr des Erstickens ausgesetzt zu werden, ganz tief gebückt geschehen. Es sind jedoch oben an den Wänden Zuglöcher angebracht, zu denen immer einen Theil des entstehenden Rauches hinausziehen kann. Zum gleichen Zwecke ist der kleine Querbalken über der Stubenthüre zum Wegnehmen eingerichtet, weil ein gehöriges Kamin nicht vorhanden ist, und demnach der Rauch zu derselben Öffnung des Ofens durch die die Feuerung geschiehet, auch hinausziehen muß. Wenn dann das Feuer abgebrannt und der Rauch aus der kohlschwarzen Stube hinaus gezogen ist, so werden die Zuglöcher mit Lumpen verstopft und der Querbalken wieder über die Stubenthüre in | seine Lücke eingeschoben, und dann wird es sehr warm in der Stube. Es werden sofort Kartoffeln in den Ofen geschmissen, die in der heißen Asche auch sehr geschmackvoll braten und dann von den Hausbewohnern verzehrt werden.

II 24

II 25

Ist der Ofen etwas abgekühlt, so legt sich der Ruß darauf, und endlich wenn der Ofen gesäubert ist, in denselben hinein; und es siehet oft possirlich aus, wenn ihn zuweilen etwas aufmerksam macht, wie er schnell seinen Kopf zum Ofenloch heraus streckt und eifrig, wie eine Schlange, umher schaut.

Die Fenster in den Häusern sind sehr sparsam angebracht und manche nicht einmal zum Öffnen eingerichtet.

II 26

Die Kleidung in dieser Gegend bestehet gewöhnlich in Schaafpelz, auch in Halbleinen-Zeug, mit einem Gürtel um die Lenden | weil es im Winter, der daselbst früh-

¹² Gefäß für eingebobertes Kraut.

¹³ Bedeutet „großer Feiertag“, vgl. Eccardt 1816, S. 37, hier S. 73.

¹⁴ Tonerde.

zeitig eintritt, sehr kalt wird. Was die Mannsleute betrifft, haben dieselben nebst einem Schnurrbart die Haare lang über die Köpfe herunterhängen. Die Schuhe bestehen meistens in einem Geflechte von holzenen Schienen und formiren eigentlich nur gewölbte Sohlen, die, da sie kaum einen halben Zoll über die Füße hinauf reichen, mit Schnüre, welch letztere bis über die Waden umwickelt, an die Füße befestigt werden, und so sieht in dieser Gegend ein gemeiner russische Bauer mehr einem Räuber als einem ordentlichen Bürger ähnlich. – So viel meinen möglichen Beobachtungen gemäß von dieser Landes- und Lebens-Art, hier im Kurze geschildert, werde ich nun wieder zu den kriegerischen Begebenheiten schreiten und | meine Erzählung derselben weiter fortsetzen.

II 27

Bey Minsk rasteten wir ein Tag u[nd] zwey Nächte am Eingange eines Waldes im Bivouac. Den dritten Tag früh Morgens brachen wir daselbst wieder auf, setzten unser Marsch in diesem Walde weiter fort, und erreichten erst gegen Abend das andere Ende desselben, wo wir noch eine ziemliche Strecke weiter hin unsere Quartiere auf einem freyen Felde wieder im Bivouac fanden, und so gieng es bereits jeden Tag bis nach Schmolensk^c.

Ein heftiges Zahnweh plagte mich diese Nacht und auch den folgenden Tag, fast zum Dollwerden. Wundgelaufene Füße, was von neuen, noch nicht zurechtgetretenen Schuhen herrührte, die ich bey dem Abmarsch von Minsk anziehen mußte, und zwar aus dem einfachen | Grunde, weil die alten ganz zerrissen waren, verursachte mir den andern Tag einiges Zurückbleiben. Um mich dem Regiment nicht zu weit zu entfernen, setzte ich mich auf einen Militair-Wagen, kaute, um Linderung der Zahnschmerzen zu gewinnen, den ganzen Tag Taback und holte erst gegen Abend bei Borisow, wo wir den Berezinafluß überschritten, wieder ein¹⁵. Das mir ungewöhnliche Tabackkauen hatte mich so betäubt, berauscht und mir so weh gemacht, daß ich beinah sinnlos, doch aber von den Zahnschmerzen befreyt, bei meinen Kameraden [*ankam*], die jedoch diesmal in einem Baurenhause, wo aber alle Wände voll Holz-Käfer saßen und eine unzählige Menge derselben wie kleine Schmetterlinge umher flogen, | einquartiert waren.

II 28

II 29

Wir rückten nun immer weiter vorwärts und näherten uns allmählig Schmolensk. Bald darauf trafen wir die Straße beiderseits mit zwey Reihen Bürkenbäumen besetzt an, die dann, und zwar einige Märsche weit, immer in gerader Linie bis beinah nach Schmolensk führte, was auch ein sehr schönes Ansehen hatte, jedoch aber in der so langen gerader Linie etwas langweilig zu marschieren war.¹⁶

^c *Smolensk.*

¹⁵ *In der Nähe der Stadt Minsk bivouakierte die badische Brigade vom 15. bis 17. September 1812; die Beresina überschritt sie am 18. September. (Wilhelm von Baden, S. 151f.)*

¹⁶ *Hinweise auf eine auffallende Birkenallee in der Gegend um Borissow finden sich in verschiedenen anderen Quellen: bei Wilhelm von Hochberg ab Minsk (Wilhelm von Baden, S. 152), laut Wilhelm Meier bereits hinter Wilna beginnend, nach Smolensk bis Moskau (Meier, S. 84/85) und auch der französische General Philippe Paul de Ségur entsinnt sich einer „breiten, mit einer doppelten Reihe von Birken besetzten Straße“ zwischen Orscha und Borissow (Ségur, S. 436).*

In den ersten Tagen des Monats October¹⁷ erreichten wir endlich Smolensk, das auf einer Anhöhe etwas erhoben liegt, wovon aber der größte Theil derselben zerstört und unbewohnt war. Statt der gehofften Quartiere, die uns nach dem langen Marsche, auf dem wir nichts als Mangel und Elend angetroffen hatten, so nothwendig | waren, mußten wir uns nun außerhalb den Mauren, zum Theil im Bivouac und zum Theil in zerstörten halb abgebrannten Häusern, wo weder Menschen noch Lebensmittel vorhanden waren, begnügen. Anfänglich hatten wir nicht einmal Stroh zum Nachtlager und mußten daher auf dem bloßen Boden verbleiben. Brod wurde uns sehr sparsam aus der daselbst befindlichen Bäckerey verabfolgt, und andere Lebensmittel waren noch seltener. Man machte oft meilenweite Seitenausfälle, um Lebensmittel zu erhaschen, wobei man auch nicht selten das Leben in Gefahr setzte; allein der Hunger kennt keine Schonung. Nachdem wir zehn bis zwölf Tage bey Smolensk zugebracht hatten, erhielten wir | Ordre nach Wittepsk^d zu marschieren, welches einige Meilen jenseits des Dnieperflusses nördlich von Smolensk entfernt liegt, um dem Wittgensteinschen Armee-Corps¹⁸, welches von Liefland¹⁹ her über Polotsk^e vorzudringen suchte, zu begegnen.²⁰

Während unseres Aufenthalts in Smolensk sprach man oft unter uns von einer daselbst bey der Einnahme der Stadt einzig unverletzt gebliebener schönen Kirche, worüber der Pope (Pfarrer) dieses Kirchensprengels sich so herzlich gefreut, und aus diesem Grunde unerschrocken sich Napoleon genähert und Ihm diesen merkwürdigen Zufall mit der gutherzigen treuesten Äußerung: nicht wahr Sir! Gott ist doch noch mächtiger als Sie, beigebracht, und worauf der Kaiser zur Antwort gegeben habe: ja du hast | recht; euer Boch (Gott) ist unser Gott, gehe hin, ich gebe dir eine Schutzwache auf, daß auch ferner nichts an deiner schönen Kirche ruinirt werde.²¹

Daß hierin Alles klare Wahrheit ist, kann von mir nicht behauptet werden, doch ist so viel gewiß, daß ich, als wir schon zum Abmarsch von Smolensk bereit standen, auf Zureden einigen meiner Kameraden, die gedachte Kirche gesehen haben, ge-

^d Witebsk. ^e Polozk.

¹⁷ Wilhelm von Hochberg traf bereits am 28. September 1812 in Smolensk ein. (Wilhelm von Baden, S. 152.)

¹⁸ Es handelte sich um das 1. Corps der 1. russischen West-Armee, das unter dem Kommando von Generalleutnant Ludwig Adolf Peter (Peter Christianowitsch) Graf zu Sayn-Wittgenstein (1769–1843) stand und die Aufgabe hatte, die Wege nach St. Petersburg zu decken.

¹⁹ Livland war von 1721 bis 1919 russische Ostseeprovinz.

²⁰ „Das Reservecorps unter Marschall Victor, welchem wir [die badische Brigade] angehörten, hatte die wichtige Bestimmung, die Verbindung des, von der Düna herbeiziehenden Wittgenstein'schen Armeecorps mit dem Tschitschagoff'schen, zu verhindern, und der großen Armee den Rückzug über die Berezina offen zu erhalten.“ (Meier, S. 89.) – Der Abmarsch von Smolensk erfolgte am 11. Oktober 1812. (Wilhelm von Baden, S. 156f.)

²¹ Eccardts Erzählung deckt sich auffallend mit Ségurs Schilderung desselben Vorfalles. Nach Ségur wurde der Brand von Smolensk nicht von Napoleons Truppen in der Schlacht um diese Stadt gelegt, die laut Wilhelm von Hochberg vom 17. und 18. August 1812 stattfand, sondern von den Russen selbst vor ihrer Flucht aus Smolensk. (Ségur, S. 185f.; Wilhelm von Baden, S. 153.)

schwind noch derselben zueilte und Augenzeuge deren Schönheit geworden bin, so wie auch eine französische Militärschildwache selbst darin gesehen habe.

Mit dem besten Muthe marschirten wir nun von Smolensk nach Witepsk²² ab, denn das von jeher große Vertrauen auf Napoleon, deßen Namen-Nennung schon allein elekterisch | auf jeden seiner Soldaten wirkte, ließ auch bis dahin noch keine Ahnung eines Mißgeschickes in unsern Herzen erwachen. Doch allmählig verbreitete sich die Nachricht von einer gefährlichen Lage der großen Armee bey Moskau und endlich von dem Zusammenbrennen dieser großen Stadt; was die Rußen selbst verübten, um dem Feinde seine Existenz auf den schon nahe herangerückten Winter zu hindern.²³ Nur allzubald bestätigten sich leider diese für uns so traurige Nachrichten, während auch der bereits begonnene Rückzug des Kaisers mit der schon bedeutent herabgeschmolzenen Armee allenthalben kund wurde. II 33

Vier Tage hatten wir in u[nd] bei Witepsk zugebracht, als wir früh vor Tag | plötzlich gegen Polotsk hin einige Kanonenschüsse gewahrten, worauf die Trommel zum schnellen Aufbruch rief. Nie war ich, und besonders wo man keinen Augenblick von einem feindlichen Anfall gesichert war, gleichgiltig. Immer bestrebte ich mich der Vorsicht, um auf jeden Wink bereit zu seyn und so kam es, daß ich öfters und auch diesmal, wenigstens von unserer Mussick, der Erste mit Sack und Pack auf dem Sammelplatz war. Unser Herr Obrist Brückner, der ebenfalls schon bereit stand, fragte mich, wo der Kappellmeister und die Andern des Mussickpersonals seyen? Ich weiß es nicht Hr. Obrist, war meine Antwort. Einige Flüche donnerten hierauf aus seinem Munde, daß es mir fast bange für meine Kameraden wurde; während jedoch dieselben, bis auf den | Kappellmeister, welcher auch nie wieder in Erscheinung kam, herbey eilten. Wahrscheinlich hat sich Nicola, so hieß unser Kappellmeister, wegen Lebensmittel zu weit entfernt und ist entweder von Bauern getödtet worden, oder als Kriegsgefangener in die russischen Hände gefallen, wo er vielleicht sein Leben opferte. Seine Frau, die er zum Unglücke in diesen Feldzug mit sich genommen hatte, und die noch zum größten Elende schon einige Monate Schwanger war, nun ihrer Stütze beraubt, befand sich in der traurigsten Lage; doch, man sorgte für sie und theilte sie in die mögliche Verpflegung gleich eines Mannes ein. Nachdem nun Alles versammelt und geordnet war, marschirten wir ab und bewegten uns lange hin und her | ehe wir den Feind gewahrten. Endlich, es war schon Nachmittag, zeigte sich russische Artillerie, die auch ungesäumt Feuer auf uns gab, während wir in Beloton Aufmarschirten und in schiefer Richtung langsam vorwärts schritten, ohne daß von unserer Seite einen Schuß geschahe. Die feindliche Kanonenkugeln fuhren nun quer, meistens zwischen den Belotons, ohne uns großen Schaden zuzufügen, hindurch. Unser Herr Obrist Brückner an der Spitze, hinter Ihm die Tambour und nach diesen wir, die Mussick, drehte sich nun auf einmal um, und sagte, sich gegen mich wendend: Eccard! haben sie nicht ein wenig II 34

II 35

II 36

²² Die 26. Division erreichte Witebsk am 24. Oktober 1812. (Wilhelm von Baden, S. 157.)

²³ Den Brand von Moskau, welcher in der Nacht vom 14. zum 15. September 1812 auf Ordre des russischen Gouverneurs Rostopschin gelegt wurde, soll Napoleon noch am 17. September „in seiner höchsten Heftigkeit“ gesehen haben. (Ségur, S. 286–290.)

- Zwieback für mich in ihrer Tasche? Ja Hr. Obrist antwortete ich, griff schnell in
II 37 meine lederne Tasche, die ich | mir extra hatte machen lassen, weil es schöner aussah als einen von so groben Leinwand anhängenden Brodsack, that sodann einige Schritte neben den Tambours vorbey vorwärts und reichte dem Hr. Obrist den verlangten Zwieback. Kaum war dies geschehen und ich wieder einige Schritte zurückgetreten, so kam eine Kanonkugel und zerschmetterte zwischen uns beiden einem Tambour den ganzen hintern Theil seines Körpers. Nun befahl der Hr. Obrist, daß die Mussick austreten, und den Verwundeten, welcher aber bald nachher verschied, auf die Seite in Sicherheit bringen solle. Die Truppen stellten hierauf in Front auf, und ein kleines Gefecht, dem aber die bald darauf einbrechente Nacht Einhalt that,
II 38 beschloß nun | diesen Tag.
- Kalte Witterung war schon eingetreten; die Erde mit Schnee bedeckt und nebst dem Mangel an Lebensmittel nur der Himmel unser Obdach. Doch es wurde uns, nemlich der Mussick, gestattet, in einem nahe daselbst befindlichen Bauern-Hause uns einzuquartieren, wo wir aber auch nicht mehr als Obdach und etwas Schutz gegen Kälte fanden. Die wenigen Lebensmittel, welche uns von dem noch vorhandenen kleinen Vorrath zuweilen noch zugingen, reichten kaum, unser Leben zu fristen und wir glaubten, das Elend habe seine Grenze schon gänzlich erreicht und könne nicht mehr höher steigen; allein wir sahen bald ein, daß es erst begonnen
II 39 hatte, seinen Anfang zu | nehmen. Im Hofe bey dieser Bauren-Hütte, die wir nun zum Nachtquartier eingenommen hatten, ließ ich zur Vorsicht ein Feuer anzünden, wobei die ganze Nacht hindurch abwechselnd zwey Mann Wache halten mußten. Es wurde mir aus dem Grunde Folge geleistet, weil ich seit der Vermissung des Kapellmeisters das Komando über die Mussick führte. Den andern Morgen, als der Tag anbrach, erschien einer unserer Soldaten mit der Ordre von unserm Hr. Obrist, daß wir uns schleunigst dem Regiment anschließen sollen, indem alle unsere Truppen sich zurückziehen. Diesem Befehle gemäß machten wir uns auch sogleich marschfertig; kaum aber hatten wir eine kleine Strecke zurück gelegt, so sahen wir einen
II 40 Schwarm Kosacken herbei eilen, | und bemerkten zugleich, daß wir vom Regiment abgeschnitten waren. Plötzlich standen wir still und wußten in der ersten Bestürzung nicht, wo wir uns hin wenden sollten. Schon ergriffen einige die Flucht, ohne in dem Augenblick zu wissen wohin; doch auf meinen Zuruf schlossen sie sich wieder an. Wir eilten sodann insgesamt seitwärts und es gelang uns, ein nahes Gehölz zu erreichen, wo wir unsern Verfolgern plötzlich verschwanden. Wir waren nun gegenwärtiger Gefahr entrunnen, allein wo werden wir auch wieder einen sichern Ausgang aus diesem uns unbekanntem Walde finden? Dies war eine Frage, die uns neue Sorgen brachte. Einige jungen Leute, Mitglieder unserer Mussick, hatten in der
II 41 Angst, um desto leichter fliehen | zu können, ihre Tornister weggeworfen, wodurch sie in der bedürftigen Lage, worin wir uns schon Alle befanden und bei den noch ferneren so traurigen Aussichten, die uns bevorstanden, anjetzt u[nd] in die Zukunft ihrer Bedürfnisse gänzlich entblöst waren. Wir begaben uns nun weiter in den Wald hinein, ohne eigentlich zu wissen, wo wir hin wollten. Endlich stießen wir an einen weit verbreiteten Sumpf, der aber zum Glück hart gefroren und dicht mit

Rohr bewachsen war. Während wir uns auch da hindurch den Weeg bahnten, hörten wir plötzlich Volksstimmen und vernahmen deutlich einen militairischen Kolonnenzug. Wir verdoppelten nun unsere Schritte in der Richtung, von wo uns dieser Volkslaut zu Gehör kam, und erreichten bald das Ende des mit Rohr bewachsenen Sumpfes. Schüchtern | wie verscheuchtes Gewild²⁴ blickten wir zu dem Dickicht hinaus, um zu erforschen, was für Truppen es seyen; aber wie groß war unsere Freude, als wir in denselben unser Regiment erkannten. Schnell stürzten wir aus dem Gebüsche hervor und schlossen uns den Unserigen wieder an. Der Herr Obrist – ein sehr großer Mussickfreund – hatte, wie Er selbst sagte, zu unserer wieder Erscheinung bereits alle Hoffnung aufgegeben, indem Er uns schon in den Händen des Feindes glaubte – doch desto größer war seine Freude, als Er uns so unverhopt von einer entgegengesetzten Seite herbey eilen sah. II 42

Bald darauf machten wir auf einem etwas tiefgelegenen Wiesen-Felde, wo der Schne[e] sich noch nicht so aufgehäuft hatte, Halt. Hier ließ der Hr. Obrist einen Kreis aus der Mussick formiren, nahm | mich bey dem Arm, führte mich in die Mitte des Kreises und stellte mich der Mussick als Kapellmeister vor, mit der Äußerung seiner Zufriedenheit über meine Vorsicht; zumalen da Er schon öftters Gelegenheit gehabt habe, mich als einen thätigen und brauchbaren Mann zu beobachten p.p. Am Schlusse dieser kurzen Rede trug Er mir auch die Sorge für die Frau des vermißten Kapellmeisters, gleich wie für einen Hautboisten auf. Allein Noth und Elend rückten so schnell heran, wo keiner mehr für den Andern, ja sogar der Kaiser selbst für Niemand mehr sorgen konnte, und ein trauriges Loos soll – wie ich erfahren habe – gedachter Frau später geworden seyn, indem sie in Willna^f unter den Feinden zum Gebähren gekommen seye, wo man sie – ob lebend | oder tod konnte jedoch nicht angegeben werden – sammt ihrem neugebornen Kinde zu einem Fenster hinaus gestürzt habe. II 43 II 44

Wir bewegten uns noch mehrere Tage in dieser Gegend zwischen Witepsk und Polotsk herum, während hie und da noch kleine Gefechte statt fanden, und der Mangel sowohl an Kleidung, die uns beinah am Leibe verfaulte, als auch an Lebensmitteln immer zunahm; doch wir, nemlich die Mussick, fanden inzwischen in einem Bauernhause unverhopt noch einen kleinen Vorrath Getreide, wo selbst auch eine der schon früher erwähnten Handmühlen nebst den nöthigen Zugehörten²⁵ nicht fehlte. – Diese Handmühlen sind in den Wohnstuben auf einem Gerüste angebracht, bestehend in einem Mühlstein und einem Läufer | ungefähr in der Größe von beiläufig 20 Zoll im Durchschnitt oder 60 bis 62 Zoll in der Peripherie. Eine kurze Stange von hartem Holz ist in gerader Richtung von der Mühl aufwärts an einem Balken mittelst eisernen Ring und Hacken, jedoch aber so befestigt, daß sie genügenden Spiel-Raum behält. Am Rande des Läufer-Steins ist ein Loch eingehauen, in welches dann das untere Ende der Stange eingesetzt wird, wodurch man Gewalt gewinnt, II 45

^f Wilna.

²⁴ Gemeint ist Wild.

²⁵ Gemeint sind Zutaten.

der Läufer mit einer Hand zu drehen; mit der andern Hand wird die in einem besondern Behälter darneben gestellte Frucht ergriffen, die man, während mit einer Hand immer fortgedreht wird, nach Erforderniß in die Mühle einlaufen läßt. Ungesäumt
 II 46 griffen wir zur Arbeit, mahlten abwechselnt ununterbrochen fort, so, daß wir in | kurzer Zeit so viel Mehl gewannen, daß jeder von uns zu 5 bis 6 Pfund Brod gelangte; auch unserm Herrn Obrist überreichten wir 6 Laiblein, womit wir die größte Ehre einlegten, ob gleichwohl, wie sichs von selbst versteht, das Mehl hiez zu nicht so regelmässig gemahlen, ausgesiebt und zu Brod gebacken ward und daher noch zimmlich Kleien enthielt; allein hier galt das Sprichwort: der Hunger ist ein guter Koch. Doch diese Arbeit ermunterte, ja sogar belustigte uns noch, und wir vergasen im Augenblicke alles Elend, indem jedem einen Spitznamen gegeben wurde. Ich war der Directer, weil ich die Fortdauer des Mahlens handhabte und die Anstalten zum Backen befehligte. Hippmann der früher einige Zeit bei der Bäckerprofession
 II 47 gewesen, und das Brod backte, hieß | der Oberbäckermeister. Andere wurden Bäckergesellen, Mahlknechte, Ofenheitzer und Handlanger p.p. genannt, und so sahen wir nicht mehr einem Mussick- sondern mehr einem Mahl- und Bäckerpersonale ähnlich. Dies war noch ein Tag der Freuden, aber auch der letzte derselben in diesem ganzen Feldzuge für uns.

Der Brannt von Moskau, Verlust und Retrait der großen Armee wurde uns von Tag zu Tag klarer. Auch wir hatten keinen festen Standpunkt mehr. Schleunig mußten wir uns zurückziehen und nur hie und da bietheten wir den Rußen wieder die Stirne, um ihnen unsere verlorren Streitkräften und den gesunkenen Muth nicht so ganz plötzlich kund werden zu lassen, was umsomehr noch zu unserer Schützung
 II 48 wirkte, weil die Rußen – wie ich später | selbst aus ihrem Munde hörte, Napoleon zum Theil für ein übernatürliches Wesen hielten, und glaubten, wenn sie auch der Sieg offenbar in Händen hätten, es könne der Tschorti (Teufel) doch sein Spiel noch machen, denn Austerlitz war ihnen seit 7 Jahren noch nicht ganz in den Herzen erloschen, daher suchten sie uns immer mehr von Fernen mit Kanonen zu bestreichen und zu verfolgen.

So stellten wir uns einst vor einem dicken Walde auf, vor dem eine kleine Strecke das Terrain dursichtig, d. h. nur hier und da mit großen Bäumen bewachsen war. Am Eingange des erstern machten auch die Russen Halt, pflanzten ihre Kanonen auf und schossen sie mehreremal auf uns ab, während auf unserer Seite keinen Schuß
 II 49 geschahe. Kanonen | fehlten uns in diesem Augenblicke und ein Musketenfeuer würde ohne Wirkung gewesen seyn. Eine Kanonkugel zerschmetterte einige Schritte vor mir, denn wir die Mussick standen hinterhalb der Fronte in der Lücke der beiden Battaillons, einem Officier einen Fuß; die Kugel prallte auf der Erde auf und fuhr kaum ein Schritt rechts an meiner Seite vorbei. Junge Knaben, die wir bei unserer Mussick hatten, baten mich, als nun Schuß auf Schuß folgte, ich möchte doch den Hr. Obrist um die Erlaubniß bitten, weiter rückwärts in das Dickicht hineingehen zu dürfen, allein ich that es nicht und sagte: es wäre eine Schande, solche Bitte zu thun und das schwache Gebüsch könne uns von den Kanonen-Kugeln nicht
 II 50 schützen. Dies hörte | der Hr. Obrist, lächelte ein wenig, und sagte: seydt nur ruhig

Kinder! Wir können uns hier nicht halten und gehn gleich Alle. Unser augenblickliches Feststehen mag wohl die Russen ein wenig zweifelhaft gemacht haben, ob nicht noch Etwas im Hintergrunde verborgen seyn möchte, denn sie wagten in diesem augenblicke nicht mit Sturm auf uns einzudringen, ob schon wir daselbst nur das einzige Regiment und zwar obendrein noch ohne Kanonen waren. Der verwundete Officier wurde schnell auf ein Pferd gebracht und dann hieß es: kehrt. Die Nacht brach ein und wir verschwanden plötzlich im Gebüsch. Erst jetzt trat der Feind unter einem furchtbaren Hurrageschrey den Sturm-Marsch gegen uns an, verfolgte | uns aber nur bis an das Dickicht. Wir erreichten bald das andere Ende des Waldes und sammelten uns daselbst auf einem mit Schnee bedecktem freien Felde wieder. Hier bivouacirten wir diese Nacht, während Lage und Verhältniß uns nicht einmal Feuer zu machen gestattete; doch die Kälte war noch erträglich und der Mond leuchtete uns zuweilen zwischen dem dicken Schneegewölke hervor.

II 51

Nicht weit hievon erblickt/e man ein kleines Dörfche und eine Kirche, in die sich einige von uns hineinschlichen und daselbst eine aber schon ziemlich ruinirte verstimimte Orgel fanden. Sie versuchten dieselbe zu spielen, allein einen erbärmlichen Mißklang ward zur Folge, was so plötzlich in der Nacht eine geisterartige Scene | vorstellte. Zu gleicher Zeit gieng man auch um Lebensmittel aus, die freilich nützlicher gewesen wären, als die disonirenten Orgeltöne; allein es war von unsern Vorgängern schon Alles aufgezehrt, und von dieser Zeit an war man schon genöthigt, zu den gefallenen Pferden, die auch schon nichtmehr selten umher lagen, die Zuflucht zu nehmen um den Hunger zu stillen.

II 52

Unter diesen so traurigen Umständen, während die Kälte von Tag zu Tag mehr zunahm, näherten wir uns allmählig der Berezina. Hier wurde uns die Niederlage der großen Armee erst recht deutlich. Bey Stutzianka²⁶ wurden eiligst zwei Brücken über die Berezina gefertigt²⁷, während sich die Trümmer unserer Armee sammelten. Eine große Menge Wägen und Gepäcke aller Art und viele tausend Nachzügler von allen Armee-Corps | die schon nichtmehr bewaffent bunt untereinander als Flüchtlinge herbei eilten, sammelten sich an dem Flusse. Unser Regiment war jedoch bis dahin noch ziemlich complet. Es war am 27^{en} Nov. Abends, als wir daselbst anlangten und auch ungesäumt den Fluß überschritten; allein gleich am rechten Ufer, von der Brücke abwärts, mußten wir aufstellen, wo wir die ganze Nacht im Schnee bivouacirten. Die Kälte war sehr groß und wir versuchten deshalb, das umherstehende kleine Heckengebüsch zusammen zu hauen und Feuer zu machen; allein das grüne Gezeugs brennte nicht. Zudem schneete es beinah unaufhörlich und ein fort-dauernter kalter Wind machte uns die Nacht noch beschwerlicher. Den andern Morgen früh bei Anbruch des Tages marschierten wir | wieder über die Berezina hinüber auf die feindliche Seite, um den furchtbaren Retrait helfen zu decken, und den so vielen Wehrlosen den Übergang aufs Möglichste zu sichern; allein die ru-

II 53

II 54

²⁶ Der bei Ségur erwähnte Ort „Stutzianka“ am Ufer der Beresina, zwischen Borissow und Wesëlowo.

²⁷ Der Bau der beiden Brücken (eine für die Infanterie und eine für die Artillerie und Bagage) erfolgte am 25. und 26. November 1812. (Séгур, S. 451–455.)

ßischen Marschälle, Wittgenstein²⁸ von Liefland hervorgezogen, Tschischakow²⁹ von der Moldau türkischer Grenze und Kutusow³⁰ mit der Hauptarmee den Mittelpunkt bilden, vereinigten sich und rückten in ungeheuren Massen auf uns heran, während unser kleines noch streitfähiges Häuflein nur noch in Trümmer von Hunger ausgemerkelt/[en] und von Kälte halb erstarrten und an allen Bedürfnissen mangelnden Krieger bestand. Ohngeachtet unsere so schwache Gegenwehr nur noch der Zuckung eines Sterbenden glich, so bleibt ihr doch noch einen unsterblichen Ruhm, da sie mit ihrer letzten Anstrengung doch noch so viel wirkte, daß die kraftvolle feindliche Masse nicht nur nicht den Übergang über die Berezina gänzlich zu hintern vermochte, sondern ihr sogar | in demselben Augenblicke durch die Handvoll schwachen Krieger unter der Leitung der Generale Odinot³¹, Ney³² u[nd] Dombrowski³³ zum Theil nicht unbedeutenden Schaden zugefügt wurde. Wäre diese Lage umgekehrt und Napoleon in jenem Momente an der Spitze der Russen gewesen, so möchte allerdings nicht ein Kopf entkommen seyn.

II 55

II 56

Doch die letzte Kraft zur Vertheutigung⁸ war bereits dahin; und jeder von uns sah mit Schrecken einer traurigen Zukunft entgegen. Während die beiden Brücken von den Flihenden nie leer wurden, drängte sich immer noch eine unzählige Menge derselben zum Übergange heran. Kranke, Verwundete, Weiber und Kinder wühlten mit jammervollen Angstgeschrei untereinander herum und jeder suchte sich Bahn zum Übergang zu verschaffen. Trainknechte mit Pferde Wägen und Gepäcke in großer Menge beeilten sich ebenfalls der schnellen Rettung, wodurch manch andere Flihende verfahren | oder zertreten wurden. Manche stürzten, besonders da eine Brücke einst zusammen brach, in den Fluß und fanden ihren Tod in den Wällen des mit Eis beschwimmenden Stromes. Andern gelang es zum Theil mittelst Pferde durch den Fluß zu setzen, um den Händen der Feinde zu entgehen. Während diese Schreckens-Szene so furchtbar wüthete, standen wir, d. h. unser Regiment, unweit der Berezina zum Kampfe und Mitvertheidigung noch bereit. Ein fast immer fort-dauerntes dickes Schneegestöber, so wie das feindliche Kanonen-Feuer, das sich uns schleunigst näherte, nebst dem fürchterlichen Jammersgeschrey der zahllosen Flie-

⁸ Gemeint ist „Verteidigung“.

²⁸ Zu Wittgenstein siehe Anm. 18, S. 158.

²⁹ Der russische Admiral Pawel Wassiljewitsch Tschischakow (1767–1848 oder 1849) hatte seit 16. Juli 1812 das Hauptkommando über die Donau-Armee (auch Moldau-Armee genannt) und die Schwarzmeerflotte. Im September 1812 wurde ihm bei der Vereinigung der Donau-Armee mit der Reservearmee das Kommando über die daraus hervorgegangene neue 3. West-Armee anvertraut.

³⁰ Der Generalfeldmarschall Michail Ilarionowitsch Kutusow, auch Golenitschew-Kutusow, (1745–1813) war seit 20. August 1812 Oberbefehlshaber sämtlicher russischen Truppen.

³¹ Zu Odinot siehe Teil I, Anm. 24, S. 117.

³² Der französische Marschall Michel Ney (1769–1815) war Kommandant des 3. Corps der Großen Armee.

³³ Dem polnischen General Jan Henryk Dombrowski (1755–1818), der in französischen Diensten stand, oblag das Kommando über die 17. Infanterie-Division des 5. Corps der Großen Armee.

henden, die nichtmehr bewaffent waren, stürmte zu gleicher Zeit, und es schien, als drohten überhaupt alle Elementen uns Verderben; aber auch in diesem Momente wurde von unsern Trümmern noch mit vielem | Nachdrucke den Stürmen Trotz II 57 geboten und gegen den uns so furchtbar gewordenen Feind noch ernsthaft gekämpft, wodurch inzwischen noch vielen den Übergang über die Berezina gesichert wurde, um einem etwaigen noch größern Elende entkommen zu können, den auf der feindlichen Seite des Stromes hatte das Elend keine Grenze mehr; und ich glaube mit Wahrheit sagen zu dürfen, daß es fast unmöglich ist, diese furchtbare Begebenheit, auch selbst von demjenigen, welcher ihr persönlich beigewohnt, nach ihrem vollen Maße zu beschreiben.

Als endlich Elend und Verzweiflung den höchsten Grad zu erreichen schien und die letzten Anstrengungen zu schwinden begannen, befahl mir unser Hr. Obrist: ich solle das noch vorhandene Mussickpersonal (den die meisten desselben, wozu auch die schon | früher erwähnte Frau des vermißten Kapellmeisters zu zählen war, II 58 hatten sich in dem erschrecklichen Gewühle schon verloren, von denen auch wenige mehr in Vorschein kamen) zusammen rufen und mit ihnen so schnell wie möglich über die Berezina suchen hinüber zu kommen, jedoch sollten wir uns nicht zu weit entfernen und jenseits des Flusses wieder darauf sehen, wie es dem Regiment ergehe.

So sehr ich mich dem Befehle gemäß beeilte, brachte ich von 30 Mann doch nur noch 8 zusammen, mit denen ich mich zwar mühsam und gefahrvoll, jedoch aber glücklich über die Berezina drängte. Gleich auf der andern Seite machte ich wieder Halt; allein mit jeder Minute wurde diese schauervolle Scene furchtbarer.

Der Feind, unser Elend sehend, wurde immer kühner und drang | um so lebhafter II 59 heran, und bald gerieth Alles in eine entsetzliche Verwirrung. Niemand achtete mehr der Ordnung noch Kriegsbefehl. Jeder suchte die Rettung, aber leider nicht Alle fanden sie. Die Kraft auf unserer Seite war nun gänzlich verschwunden und Alles ergriff die Flucht; und es sah gleichsam aus, wie wenn ein Sterbender in seinen großen Leiden noch mit dem Tode kämpft und seine Seele endlich aushaucht.

Die Brucken wurden sofort hinter uns zerstört und fast alle Wägen verbrannt, während noch viele unserer wehrlosen zum Theil schwer verwundeten Krieger auf der feindlichen Seite des Flusses sich befanden und unter einem erbärmliche Klagegeschrey vergeblich noch nach Rettung sehnten. – Aber ach! – grausames Schicksal! sie waren der grenzenlosen unmenschlichen Wuth der Rußen preis gegeben und sahen nur in martervollen Qualen ihrem Ende entgegen.³⁴

Jeder, der nun die Berezina hinter dem Rücken hatte, floh in Angst und Schrecken seinem noch so weit entfernten Vaterlande zu, und Mancher, seinen großen Verlust nicht achtend, suchte nur sein Leben und vor der barbarischen Gefangenschaft sich zu retten. Meilenweit erstreckte sich der Zug der dicht gedrängten Menschenmasse. Die mit Schnee und Eis bedeckte Straße wurde bald so glatt, daß oft Menschen u[nd] Pferde dahin stürzten, die auch nicht selten nichtmehr aufkamen, sondern II 60

³⁴ Laut Ségur (S. 469) wurde die noch verbleibende Brücke am 29. November gegen halb 9 Uhr angezündet.

vom Drucke von allen Seiten oft plötzlich überrumpelt, verfahren oder zertreten wurden und Niemand helfen, Niemand mehr retten konnte. Die Rußen setzten uns auf dem Fuße nach und Bewaffnete sah man unter uns selten mehr. Alles lief verzweiflungsvoll untereinander herum und keines gehörte mehr regelmäßig zu dem Andern. Jedes hatte nur mit Hunger und Kälte zu kämpfen. Alle toden Pferde wurden aufgezehrt und fast nie hatte man Hoffnung | zu einem für Kälte schützenden Nacht-Quartiers ohne zu wissen, wo man Nahrung hernehme, wenn man nicht das Glück hatte, zu Pferdfleisch zu gelangen. Die mühsam noch fortgeschleppten Kanonen und Munitionswägen blieben nach und nach zurück, fielen in des Feindes Hände und die Trainknechte flohen mit ihrem Leben davon.

II 61

Einst erblickte ich aus dem Gedränge ein Kind von ungefähr 2 bis 3 Monate alt in einem sogenannten Schlafküttelein neben der Straße auf dem Schnee liegen, was mir in diesem Augenblick mehr zu Herzen gieng, als der Anblick von tausenden Toden und Verwundeten auf Schlachtfelder. Doch das Kind war nichtmehr bei Leben. Ob es die Mutter in der Flucht, tod oder noch lebet von sich geworfen, liegt außer meinem Bewußtsey; allein hier war das Zartgefühl wenig mehr zu Hause und es galten zuweilen auch Grausamkeiten.

II 62

| Ich wanderte nun in dem Gewühle der zersträuten Krieger, welches einem Maskenball glich, fort, denn einer erschien in dieser und der Andere in jener Uniform. Einer hatte einen Hut auf, der Andere ein Tschako und der dritte eine Bärenmütze. Hier hat einer noch eine Muskete auf der Schulter, dort einer nur noch den Säbel anhängen und weiter gehen mehrere in halbverbrannten Kleider an Stöcken daher. Hier geht ein Sappeur mit seinem mit Duft³⁵ und Eis behängten großen Bart und der Zimmermannsaxt auf der Achsel p.p. und so könnte man wohl mehrere Bogen über die Schilderung dieses so traurigen Schauspieles verschreiben.

Nur bei einbrechender Nacht verlor sich der Zug allmählig, indem jeder Schlupfwinkel zum Schutz gegen die große Kälte in der so langen Winternacht aufgesucht wurde, und keiner war mehr zu hoch, eine Kartoffel oder sonst etwas Erquickendes von einem Andern | anzunehmen und zu geniessen, denn hier waren wir in Hinsicht des Elends Alle einander gleich und Brüder der Flucht. Gemeine Soldaten, Officire, Generale und fürstliche Personen strömten gemeinschaftlich untereinander herum.

II 63

Unser Regiment hatte sich auch gänzlich aufgelöst und zersträut, denn außer den paar Kameraden, die von der Mussick noch bei mir waren, sah ich selten und zwar nur noch Trümmer und einzle Soldaten von demselben. Ach! mit welcher Liebe und Aufrichtigkeit wurde daher einander begegnet, wenn Bekannte unverhoft sich wieder fanden, oder auch Unbekannte gegenseitige Freundschaft anknüpfen und das Elend mit einander theilen konnten.

II 64

Eines Abends, als wir bei einem kleinen Dorfe ankamen, wo sich schon eine Menge Flihende zum Übernachten gesammelt hatte und wir kaum noch ein Plätzchen hinter einem ruinirten Gebäude | fanden, was uns nur ein wenig Windschirm in der kalten Nacht zu gewähren schien, beeilten wir uns, Feuer daselbst anzuzünden und

³⁵ Duft bedeutet hier Raureif.

eine kleine Hütte, d. h. nur eine Ringwand um das Feuer zu fertigen, denn zu etwas Mehreres waren nicht genügend Materialien vorhanden. Während wir nun mit dieser Arbeit beschäftigt waren, kamen noch einige Reitente herbey und fiengen ebenfalls an, ein Gleiches zu thun. Endlich näherte sich mir einer derselben und fragte mich, ob sie sich allenfalls diese Nacht an uns anschließen könnten. Ich sagte: wir haben zwar schon Vieles an unserer Hütte gearbeitet und dieselbe eben nicht groß eingeleitet, doch wird sich wohl noch so viel Platz für Sie finden, wenn sie bei uns verlieb nehmen und mit ihrer Beihilfe uns noch ein wenig an die Hand gehen wollen, damit wir bald fertig werden. Auf dieses rief derjenige den Seinigen zu, die so eben im | Begriff waren, Materialien zu einer Hütte herbey zu schaffen, um ihnen zu sagen, daß sie ihre zur Hütte und Feuer einstweilen gesammelten Sachen hierher bringen sollen, indem sie diese Nacht in unserm Bivouac zübringen können. Hierauf hörte ich die Antwort: was befehlen Ihro Durchlaucht? Erstaunt sah ich den Fremden an, begegnete demselben sogleich mit der gebührenten Achtung, und erfuhr alsbald von den Andern, welche seine Diener waren, daß dies der Prinz von Hohenlohe seye.^{3b}

II 65

Nachdem wir unsere Barack gefertigt, der Schnee beseitigt und in die Mitte ein Feuer angezündet hatten, räumte ich dem Prinzen ein Plätzchen darin ein, bereitete ihm von Erbsenstroh ein Lager und legte ein Stück Holz quer vor seine Füße, damit ihm das Feuer nichts schaden sollte; dennoch aber spritzte einmal ein Feuer-Funken auf seinen Mantel, mit | dem er sich zugedeckt hatte, und brante, ohne daß man es gleich gewahrte, ein großes Loch in denselben. Ich schlief die ganze Nacht hindurch nicht, sondern beschäftigte mich immer mit dem Feuer, während auch der Prinz fast immer wachte und sich inzwischen ins Gespräch mit mir einließ und mitunter erzählte, wie es ihm bey Moskau ergangen, daß er daselbst sein ganzes Regiment nebst Equipage aufgeopfert und nichts mehr habe, als wie er hier seye. Unteranderm seufzte der Prinz und sagte: ach! wenn ich nur einen Tropfen Branntwein hätte. Schnell griff ich in meine Tasche, zog ein kleines Fläschchen, gleich eines Medizingläsleins, heraus (deren zwey ich gerade den letztverflossenen Tag so glücklich war mit Branntwein | angefüllt zu bekommen) reichte es dem Prinzen mit den Worten: hier Ihro Durchlaucht kann ich Ihnen den Wunsch erfüllen. Freudenvoll, als wäre plötzlich alles Elend verschwunden, nahm mir der Prinz das Gläslein ab, dankte und nöthigte mich, einen Thaler dafür von ihm anzunehmen, mit der Äußerung: wenn ich glücklich wieder nach Haus kommen und mich je einmal in seiner Gegend befinden sollte, so solle ich ihn besuchen.

II 66

II 67

So weit ist in dem Zeitpunkte jenes verhängnißvollen Krieges, wo Noth und Elend keine Grenze mehr fanden, Gleichheit und Brüderschaft gekommen.

Den andern Morgen früh gaben wir uns wieder weiter und hatten das Glück, einige Kartoffeln zu erhaschen. Es war schönes Wetter und die Sonne schien aus reiner Luft | auf uns herab, was uns aber nur wieder eine sehr beschwerliche kalte

II 68

^b Originalfußnote: *) Einige von uns behaupteten später, es seye der Prinz v. Würtemberg gewesen.

Nacht andeutete. Nachmittag langten wir am Saume eines Waldes bei einem Feuer an, um welches einige Andere herum standen und sich wärmten. Wir benutzten diese Gelegenheit, theilten unsere Kartoffeln mit und verzehrten sie gemeinschaftlich, nachdem dieselben in der heißen Asche kaum halb genießbar geworden sind. Während diesem erblickte ich in einer kleinen Entfernung ein Mann in etwas schlanker Gestalt in einem hellblauen Überrock unter dem ein Degen hieng, der sich an einen des Waldes hervorstehenden Baum lehnte³⁶ und starr seine Blicke auf uns heftete. Auf meine Frage: wer dies wohl seyn mag? sagten einige der fremden:

II 69 es seye ein bayerischer Major. | Wir merkten wohl, daß seine Augen auf unsere Kartoffeln fielen und sein Herz darnach blutete, aber Charakter und Ehrgefühl ihn von der Zudringlichkeit und des ungeheißenen Zutrittes abhielten. Wir wollen ihn hiezu einladen, schlug ich meinen Kameraden vor, und nachdem dies Alle beja[ht] hatten, gieng ich auf den Officier zu, faßte ihn grüßent bei der Hand und sagte: Herr Major! wenn Ihnen mit einigen unserer Kartoffeln gedient werden kann, so kommen Sie ohne Scheu mit mir zu unserm Feuer; es ist meinen Kameraden ebenfalls ihren Wunsch, und seyn Sie versichert, daß auch keiner von uns seine Pflicht in der Ihnen gebührender Achtung in diesen Umständen muthwillig | verletzen wird. Hierauf II 70 warf der Officier einen wehemüthigen aber zufriedenen Blick auf mich; und es schien, als wundere er sich über die schnelle Begegnung seiner Wünsche. Schweigend gab er meinem Anerbiethen Gehör und wurde dann ein Mitglied unserer in jenem Momente so kostbarer Mahlzeit.

Ungesäumt schlossen wir uns sodann dem Zuge des erschrecklichen Schauspieles wieder an, und eilten in demselben wieder weiter fort. Als die Nacht herbei kam, und sich Alles wie gewöhnlich nach Obdach sehnte, sahen wir rechts von der Heerstraße in einer kleinen Entfernung ein langes Gebäude, welches aber nur in holzenen unausgemauerten ganz durchsichtigen Riegelwänden und dem Dach bestand, II 71 und durch | die Menge schon brennender Bivouacsfeuer einer Illumination glich. Schnell entschlossen giengen wir auf das Gebäude zu und dachten, auch unser Unterkommen daselbst zu finden; allein das ganze Gebäude wimmelte schon mit Menschen. Nur auf einer Seite fanden wir in einem Ecke noch ein leeres Plätzche, wo wir diese Nacht zuzubringen gedachten. Während wir im Begriff waren Feuer zu machen, bemerkten wir aber, daß hier und da schon kleine Büge³⁷ und Pföstlein zu Verwendung der Feurer herausgehauen waren. Plötzlich stutzten wir darüber und faßten den Entschluß: lieber im Freien bei einem Feuer zu bivouaciren indem unsⁱ nicht aufzuhören schien, alle unbedeutenscheinende Hölzer heraus zu bicken, bis II 72 das ganze Gebäude | endlich zusammen stürzt. Nach dieser Überlegung giengen wir augenblicklich aus dem holzenen Gestelle hinaus, scharrtten den Schnee auf einer Seite desselben, wo uns der kalte Wind nicht so sehr traf, auseinander, zündeten

ⁱ Lesung unsicher.

³⁶ Vermutlich ist gemeint, dass sich die Person an einen aus dem Waldstück herausragenden Baum lehnte.

³⁷ Streben im Gebälk eines Dachstuhls.

ein Feuer an und hägten dasselbe mit Erbsenstroh und sonstigen Geräthschaften, die wir glücklicherweise noch fanden, ringsum ein, und nur der sternenhelle Himmel, von dem eine fast unerträgliche Kälte auf uns herab fiel, als wäre er eine Eiskecke, war unser Obdach. Einige Stunden mögen wir so unter dem freyen Himmel zugebracht haben, als es auf einmal entsetzlich krachte und das erwähnte nebenstehende ganze Gebäude einstürzte und in Schutt und Asche sich verwandelte, wo viele die Schutz unter | demselben gesucht hatten, ihren Tod fanden. Schauervoll war der Anblick am andern Morgen, als es tag geworden war, indem eine Menge durch den Einsturz des Gebäudes getödeter Menschen kohlschwarz gebrannt auf deßen Unglücksplatze lagen. Mit traurigen Gefühlen giengen wir sodann an den Unglücklichen vorüber und setzten unser Marsch wieder weiter fort; mit der selbstigen Frage³⁸: werden wir wohl aus dem Lande wo die Wuth des verhängnißvoll verheerenden Krieges kein menschliches Gefühl mehr kennt, einst hinaus kommen? oder welchem Schicksale sind auch wir unterworfen, das gleich eines Meuchelmörders vielleicht schon lange auf uns lauert?

II 73

Jeder Morgen brachte die Fliehenden in eine ungeheure Masse zusammen, ohngeachtet derer aber auch jeden Tag, entweder durch Gefangenschaft | oder durch sonst verschiedene Fälle geopfert, weniger wurden; und es ließ sich wohl aufpassen, wenn Bekannte die sich einander angeschlossen hatten, sich nicht wieder verlieren wollten, denn die Straße war manchmal so dicht mit Menschen, Pferde und Wägen oder Schlitten angefüllt, daß oft ein einziger Druck die Trennung derer, die sich auch noch so fest vorgenommen hatten, einander nicht zu verlassen, dennoch bewirkte. Im Augenblicke, wo man einen Kameraden noch an seiner Seite glaubte, war er verschwunden und deßen Lücke von einem Andern ausgefüllt, und nicht selten rief man einander mit Namen zu, um sich wieder zu finden, denn der Zurückgedrängte konnte nebst aller Anstrengung selten sich wieder vorarbeiten, während | der Vordere auch nicht auf ihn zu warten vermochte, da er sich von dem Strome des Menschengewühls fortreisen lassen mußte, wenn er nicht überrumpelt werden wollte; besonders wenn der rußische Kanonendonner und die Kosacken sich wieder näherten. Auch geschah es oft, daß sich das Gegentheil ereignete, d. h. der vermeinte Zurückgedrängte vorwärts gedrückt ward und er demnach seinen Kameraden vor sich zu haben glaubte und desfalls seine Schritte wie möglichst noch verdoppelte, wenn er ebenfalls nach ihm gerufen und keine Antwort erhalten oder ihn nicht gehört hatte; denn ein solches Gerief³⁹ tönte fast beständig durch den langen Zug vor- und rückwärts hindurch, um Verlorne wieder zu finden; und so kam es oft, daß Bekannte von einander getrennt wurden und sich | nicht selten nicht wieder fanden; welche Fälle auch bey mir eintrafen, bis sich endlich alle unserer Hautboisten von mir verloren hatten und nur drey derselben – Großmann, Wörner und Tärcher – später wieder in unserm Vaterlande erschienen.

II 74

II 75

II 76

³⁸ *Mit der Frage an uns selbst.*

³⁹ *Gerufe, ständiges Rufen.*

Mühsam schleppte ich mich durch so viele Gefahren hindurch und erreichte endlich Wilna. Hier hatte ich nur noch zwey Mann von der Mussick bey mir – Posau-nist Dietz und Deckelschläger Schwall; auf letztern ich vorzüglich bedacht war, da ich die vortrefflich guten türkischen Deckel, die kurz vor dem Ausmarsch nach Rußland für 19 Louistor angeschafft wurden, gerne gerettet hätte;⁴⁰ allein auch diese zwey Mann wurden mir entrissen.

II 77 Furchtbar war das Gedränge vor und unter dem Stadthor von Wilna, denn die Strasse war für | die Fliehenden oft nicht breit genug, vielweniger hier das schmale Thor, und es sah gleichsam aus wie ein gespantes Wasser, welches von allen Seiten zu einer Masse auf ein Mühlrad herbei strömt und dann mit einem entsetzlichen Getöse durch eine kleine Öffnung durchrauscht. Erbärmlich lagen unter dem Thor Menschen und Pferde hoch aufgehäuft, die halb zertrosselt/ noch zabelten; denn der Druck von Hinten ließ das Niedergedrückte nichtmehr zur Kraft kommen, um sich wieder Bahn zu verschaffen, besonders wenn der feindliche Kanonendonner sich hören ließ. Dieses verursachte, ganz begreiflich, allmählig die Verstopfung und Aufhäufung derselben. Ich raffte mich an den Unglücklichen hinauf, oder wurde vielmehr vom Nachdrucke Anderer hinaufgeschupft, so, daß ich mit dem Rücken oben am Thorgewölbe beinah anstieß und auf der innern Seite wieder hinunter rollte. Viele aber, die nicht das Glück hatten hindurch zu kommen, waren den stür-
II 78 mischen Kosacken preisge-|geben.⁴¹

Der Abend dunkelte schon und die Stadt wimmelte mit Fliehenten, aber Alle waren mir jetzt unbekannt. Doch unverhoft stieß ich wieder auf zwei Badische Soldaten, Haag und Pracht, erstere ein Unterofficier aus meinem Geburtsort Weißweil, und letztere ein Grenadier von Bottingen gebürtig. Wir schlossen uns sogleich einander an und hatten das Glück, diese Nacht Obdach und etwas Brod zu bekommen.

Den andern Morgen gieng es ebenso – jedoch aber unter dem Thor etwas minder gedrängt – zur Stadt hinaus wie am Abend vorher hinein, während ich meine zwey neue Kameraden wieder verlor. Ein irdenen Topf, den ich an der Hand trug, war Alles und das einzige Aussichts-Mittel, was zu meiner Lebenserquickung auf diesen Tag allenfalls noch beitragen konnte und wenn es auch in nichts Weiteres bestehen sollte, als zu einem Trunk Wasser, Schnee darin zu schmelzen. Plötzlich aber stieß
II 79 ich auf einen Badischen Soldat, der etwas | gemahlten Kaffee bei sich hatte. So-

ⁱ Gemeint ist „erdrosselt“.

⁴⁰ Siehe dazu S. 77.

⁴¹ Ségur erzählt S. 493 von der Ankunft der Flüchtlinge in Wilna: „Am 9. Dezember erblickten endlich die Meisten dieser Unglücklichen die ersehnte Stadt. Indem nun die Einen sich mühsam fortschleppten, stürmten die Anderen blindlings in die Vorstadt, so daß ein ungeheures Gedränge entstand und Menschen, Pferde, Wagen eine dichte Masse bildeten, die sich nicht mehr bewegen konnte. Die Entwirrung dieses Gedränges war bei einem engen Eingange in die Stadt fast unmöglich. Die später Folgenden schlossen sich, wie von thierischem Triebe gespornt, an die Masse an, ohne daß es einem in den Sinn kam, durch andere Eingänge, deren mehrere vorhanden waren, in die Stadt zu kommen.“

gleich faßten wir den Entschluß, wie möglichst beisammen zu bleiben und bei der ersten Gelegenheit eines Feuers Schnee zu schmelzen und Kaffee zu kochen – die andern Zugehörten, Milch, Zucker und Brod p.p. waren damals nicht Mode – – nur dachten wir, vielleicht noch ein Stück Pferdefleisch dazu zu bekommen.

Als wir endlich zu der, nicht sehr weit von Wilna entfernten Staig⁴² kamen, die etwas vertieft liegt und daher einen Holweg bildet, was ein doppelt Hinterniß zum schnellen For/*t*/kommen war und auch da wieder eine Stopfung verursachte, standen daselbst eine Menge Wägen und Gepäcke, die nichtmehr weiter gebracht werden konnten und daher ungesäumt angezunden und verbrannt wurden. Diese Gelegenheit benutzte ich mit meinem Kameraden. Augenblicklich scharfte ich Schnee in meinen Topf, stellte ihn an einen auf einem Wagen brennenden großen Pack | Papier und füllte ihn solange mit Schnee auf, bis er hinreichend Wasser zu unserm vorhabenden Kaffeekochen lieferte, während mein Kamerad auch den Kaffee in den Hafen that. Kaum war das Kaffeewasser warm geworden, als plötzlich die feindliche Kanonen wieder auf uns zukrachten und Alles in eine entsetzliche Verwirrung gerieth. Eiligst tranken wir das lau gewordene Kaffeewasser gemeinschaftlich aus, schluckten auch den Kaffee damit hinunter und eilten in dem Menschengestrudel weiter. Ich klammerte mich an das neben der Straße auf gewachsenen Heckengebüsch an, zog mich auf die Erhöhung und drang durch das Gebüsch auf einer Seite des Weegs den kleinen Berg hinauf. – Was mit meinem Kameraden geworden, weiß ich nicht, denn von diesem Augenblicke an sah ich ihn mit meinem Wissen nicht wieder.

II 80

| Vergeblich hatte ich, als ich des Morgens früh Wilna verließ, mich mit Nahrungssorgen geplagt, denn diesen Tag gelangte ich – ich weiß nichtmehr wie – zu etwas Mehl. Gegen Abend traf ich den Feldwebel Karch von unserm Regiment nebst einige Andere vom Badischen-Corps. Als nun die Nacht, während wir uns nach Obdach sehnten, gänzlich heranrückte, sahen wir eine kleine Strecke links von der Heerstraße Etwas aus dem Schnee hervorragen, das uns ein Gemäuer zu seyn schien. Sogleich giengen wir auf dasselbe zu, fanden aber Nichts als ein leeres steinernes Gewölbe, welches einem Keller glich. Wir sammelten sogleich Holz und machten Feuer in das Gewölbe; allein es fehlte der Luftdurchzug und wir verstickten deshalb fast vom Rauche. Doch wir trugen diese peinliche Qual der außerordentlichen Kälte wegen geduldig. Nun nahm ich meinen Topf, den ich wie ein Heiligthum bis dahin immer noch bei mir trug, | schmelzte Schnee darin, bereitete aus Mehl und Wasser einen Taig, tatschte mit den flachen Händen Küchlein daraus, legte sie zum Ausbacken auf glühende Kohlen und nachdem sie genießbar geworden, befriedigten wir damit unsere hungrigen leeren Mägen und fühlten uns außerordentlich glücklich.

II 81

II 82

Am folgenden Morgen bei Anbruch des Tages verliesen wir, vom Rauch halb betäubt, unser Gewölbe und eilten wieder weiter. Allein auch diesmal war die Kameradschaft von kurzer Dauer, denn kaum hatte das Menschengewühle wieder begon-

⁴² *Steige, steile Fabrstraße.*

nen, als ich mich abermal von allen meinen Bekannten verlassen sah; und so sehr ich mich auch bemühte, wenigstens den Feldwebel Karch, mit dem ich schon früher in
 II 83 unserer | vaterländischen Garnison in genauer Bekanntschaft stand, wieder zu finden, war doch Alles umsonst. Auch kam derselbe weder in jener Periode noch später im Vaterlande, wo seine Ehefrau vergeblich seiner harrete, wieder in Vorschein.

Ich hatte noch einige meiner obenerwähnten selbst gebackenen Brodküchlein, die wir am Vorabend nicht aufzehrten, was mich diesen Tag hinsichtlich der Nahrungssorgen sehr beruhigte, und um somehr, da es beiläufig nur noch 4 Tagereisen bis Kobno am Niemenflusse waren, wo das preußische Gebieth seinen Anfang nahm und man allmählig wieder mehr Lebensmittel hoffen dürfte. Als ich meine zwiebackähnliche Küchlein, die nur die Größe einer Handfläche hatten, unterwegs zu verzehren anfieng, wurde ich mit Bitten Anderer um Mittheilung so überhäuft, daß
 II 84 ich nicht lange zu widerstehen | vermochte, während man mir hie und da einen Thaler für ein solches Küchlein zustreckte. So spahrsam ich selbst für mich seyn mußte, und nicht wußte ob, wie und wann ich den künftigen Tag – außer rauhes Pferdefleisch, um das man sich noch sehr beeifern mußte – zu Lebensmittel gelangen werde, theilte ich doch bis auf den letzten Bissen derselben mit. Allein, zu was das Geld hiefür? Das Geld hatte keinen Werth mehr, denn ein Stück Brod oder sonst etwas Essbares hatte in jenen Tagen, daselbst mehr Werth als das Geld aller Welt. Doch die trostvolle Hoffnung: Rußland bald hinter dem Rücken zu haben, belebte mich anjetzt aufs Neue.

Diesen Abend war ich so glücklich in ein noch ganz schadloses großes Bauern-
 II 85 hause zu kommen, welches | aber schon so viele unserer zersträute Krieger aufgenommen hatte, daß ich kaum noch Platz darin fand; doch ich glaubte meine Wünsche wenigstens durch Obdach diese Nacht erfüllt zu sehen. Allein – O grausamme Kriegsverheerungen! um Mitter-Nacht entstand plötzlich das Geschrei: Feuer! Schnell stürzte Alles zum Hause hinaus und in wenigen Minuten stand das ganze [An-]Wesen in Flammen. Ein mitleidiges Gefühl durchzuckte meine Seele, als ich die nur halb gekleidete Hausmutter mit einem Kind auf ihren Armen, das weiter nichts als ein Hemdlein anhatte, in jener entsetzlichen Kälte im Schnee, sinnlos erbärmlich jammernt um den fürchterlichen Brannt herumspringen sah, die in ihrer
 II 86 Bestürzung nicht wußte, wo sie sich hin-|wenden sollte. Allein, was nutzt Bedauern ohne Hilfe? Zumalen da wir Alle in einer höchst beklagenswerthen Lage lebten; und wäre einer von uns einzig und allein gewesen, so würden ihm vielleicht die gröblichsten Mißhandlungen von den Bewohnern zu Theil geworden seyn. – Doch es läßt sich auf der unvollkommenen Welt nicht Alles in der Waagschaale wiegen; und viel weniger reichen wir hin, über die Schicksalen, Verhältnisse und den Zusammenhang aller Dinge unseres höchsten Regenten weder zu kritisiren noch zu murren.

Wir waren nun genöthigt, den Rest dieser Nacht im Freien bei der Branntstätte zuzubringen, und erst als der Tag anbrach weiter zu gehen. Des Nachmittags, während der Hunger | wieder bei mir einkehrte, der mich zwar selten verlassen hatte,
 II 87 stieß ich plötzlich auf ein todes Pferd, das mitten auf der Straße lag und von mehrere Soldaten umgeben war, die ihre hungrigen Mägen von deßen Fleisch befriedigten,

welches gerade aussah, wie wenn ein Schwarm Raaben auf einem Aas sitzt und seine Nahrung davon bickt. In gleicher Absicht drängte auch ich mich auf das Pferd zu, schnitt hurtig einige Stücke Fleisch von demselben ab und schritt voller Freude wieder vorwärts. Gegen Abend wurde der etwas trüb gewesene Himmel allmählig wieder heller und der westliche Horizont röthete sich beim Untergang der Sonne, was uns wieder eine kalte Nacht anzeigte. Behutsam schritt ich auf der spiegelglatten Straße immer weiter, bis mich das Dunkel der Nacht endlich davon abhielt und ich bei einer Scheune anlangte, die jedoch schon ganz mit Fliehenden angefüllt und mit Feuer | illuminirt war. Auf beiden Seiten des sogenannten Scheurentennes⁴³, wo ein Feuer an dem andern auflotterte, befanden sich hohe Garbenstöcke, was ich seit langer Zeit das Erstmal wieder sah, aber auch im Allgemeinen die trostvolle Hoffnung gewährte, bald wieder eine nahrhaftere Gegend zu erreichen. Die Feuer in dem Scheurentenne^k waren alle schon so umstellt, daß mir nicht ein Plätzchen mehr zu Theil wurde, mich nur wärmen zu können. Ich stieg deshalb, nebst mehreren Andern, denen es nicht besser gieng, an den Getreitegarben hinauf, grabte oben ein Loch, lag in dasselbe hinein und bedeckte mich so gut wie möglich mit Garben, die ich zu diesem Zwecke aufband. So gefährlich auch diese Lage war, konnte ich doch derselben nicht ausweichen, da mir kein ander | Mittel übrig blieb, um diese Nacht nicht zu erfrieren. Allein wie geschwind hätten die Garbenstöcke (besonders in einem solchen Drange wo wenig Vorsicht statt fand) Feuer fangen und wir ins Gesammt mit allem Getreite verbrennen können; aber die Noth scheut keine Gefahr, da sie schon an sich selbst gefährlich ist. II 88 II 89

Mein Oberkörper war zwar vor der strengen Kälte etwas geschützt, aber die Füße blieben unbefriedigt, und ich konnte daher zu keinem Schlaf kommen. Auch die Besorgniß eines ansteckenden Branntes dieser Scheune versagte mir die Ruhe; doch ich hielt es bis gegen den Morgen aus; allein diese Nacht wurde mir sehr lange. Als ich endlich wieder aus dem Getreite heraus kroch, fühlte ich erst recht, was meine Füße durch die Kälte gelitten hatten, denn ich konnte eine Weile nicht darauf stehen, und wußte nicht, ob Füße oder Eisklumpen an meinem Körper | hiengen; kurz ich hatte kein wahres Gefühl mehr in denselben. Mit entsetzlichen Frostscherzen kroch ich mühsam an dem Garbenstocke hinunter und begab mich vor die Scheune hinaus. Hier bewegte ich mich anfangs langsam hin und her, stampfte mit den Füßen mit möglicher Kraft allmählich stärker auf den Boden und setzte dies so lange fort, bis endlich das Blut in den Adern wieder gehörig zirkulirte. II 90

Während es noch eine geraume Zeit Nacht war und die Sternen am blauen Himmel zwitzerten, setzte ich mit noch einigen Kameraden die Reise wieder weiter fort. Es gieng anfangs sehr gemächlich, doch nach und nach kam ich wieder in Gang, und haspelte dann ohne aufzusehen auf der Straße fort, so, daß ich bald vor meine Kameraden weit hinaus kam und mich nun ganz | allein befand, da der Hauptzug des II 91

^k *Scheurentenne.*

⁴³ *Zusammensetzung aus Scheuer bzw. Scheune und Tenn (Dreschboden in der Scheune).*

Retra*f*i/ts noch nicht begonnen hatte; nur hie und da schlichen einige schon aus ihrem Bivouac hervor.

Als es gänzlich Tag geworden war, stieß ich auf einen Haufen toder Menschen die creutz und quer ganz nackt übereinander lagen, was ein gräuliches Ansehen hatte. Mit Bedauern betrachtete ich die Unglücklichen eine Weile, während noch mehrere von uns herbei kamen. Auf welche Weise das Unglück diese Menschen traf, konnten wir im Augenblicke nicht begreifen. Doch wir vermutheten (da wir sie für uns angehörige erkannten), daß sich dieselben zu weit von der Heerstraße entfernt haben mochten, sodann von Bauern nächtlich überfallen, erschlagen und um ihre Rache⁴⁴ noch geltenter zu machen, die Leichen ausgezogen und zur spötischen Schau auf die Heerstraße geschleppt worden seyen.

Abends spät erreichte ich endlich die gewünschte Stadt Kobno, wo ich wieder einige Bekannte von meinem Regimente antraf. Hier glaubte ich schon Alles überwunden zu haben, ohngeachtet ich von da noch gegen 400 Stunde bis zur Erreichung meines | Vaterlandes zurückzulegen hatte. Guten Muthes giengen wir in ein Haus, wo wir wieder Lebensmittel erhielten, und überhaupt uns von den erstandenen Strapätzen zu erholen gedachten; was dann auch wirklich geschah. Voller Freuden pflegten wir unserer Ruhe bis weit in den andern Tag hinein, und konnten derselben fast nicht satt werden. Wir glaubten, alles Elend schon hinweggewälzt zu sehen und freueten uns der Zukunft. Aber, ach! ich ahnte nicht, welch grosses Unglück erst da noch auf mich lauerte und mir so nahe war.

Gerade waren wir im Begriff aufzubrechen und weiter zu gehen, als plötzlich Kanonen donnerten und der Rest der zertrümmerten großen Armee heran strömte und durch die Stadt dem Niemenfluße zueilte. Hier war die Flucht wieder so ängstlich, das Gedränge so furchtbar und die Verwirrung so groß, daß die ganze Scene nahe an jene traurige Begebenheit bei der Berezina grenzte. Jedoch befand sich hier
II 93 eine feste holzene Brücke über den Niemen, und was derselben an | Raum zum Übergang der dicht gedrängten Menschenmasse mangelte, ersetzte selbst der hart überfrorne Fluß.

Um der Gefahr, auf der Brücke zertrosselt oder über dieselbe hinunter gestürzt zu werden, auszuweichen, so wie auch der Eile wegen, setzte ich mich, wie noch viele Andere, auf den Boden, schlitte*r*te auf dem Schnee den Abhang des Ufers hinab, marschierte auf dem Eis schief unter der Brücke hindurch und erreichte ohne Anstand⁴⁵ das andere Ufer. Hier zertheilte sich der Zug gleich eines strömenden Wassers, das auf eine Insel stößt, und unbedingt von dem Drucke hinterwärts, rechts und links sich wieder Öffnung bahnt. Demnach zog sich ein Haufen die Straße links in der Richtung gegen Warschau, und mit dem andern Haufen wurde ich rechts gegen Tilsit fortgerissen.

II 94 | Bald nachher traf ich unverhofft den Sergenten Huf von unserm Regiment an, dem ich mich sogleich anschloß. Als die Nacht einbrach, verdinnerte sich wie ge-

⁴⁴ Hier ist die Rache der Bauern gemeint.

⁴⁵ In der süddeutschen Bedeutung von Schwierigkeit.

wöhnlich allmählich der Zug, denn eine Parthie suchte da und die andere dort ihr Unterkommens. Ich und Huf wanderten auf der Straße, die sich nahe am Niemen hinunter schlängelte, noch eine Weile fort. Endlich sahen wir jenseits des Stromes ein Dorf, von dem aus Licht zuschimmerte. Schnell entschlossen begaben wir uns auf der Eisdecke über den Niemenfluß dem Dorfe zu, welches nahe an jenseitigem Ufer lag und schon ganz mit Flihenden angefüllt war – O unglücklicher Gang! – Beim ersten Hause, das wir berührten | suchten wir Eingang. Franzosen, die das Haus zur Nachtherberge bereits schon in Besitz hatten, verweigerten uns aber den Zutritt. Einer derselben streckte sein Gewehr zu einer Seitenöffnung gegen uns heraus, um uns abzuschrecken; allein wir achteten diese Drohung nicht, packten schnell das Feuerrohr, drückten es auf die Seite, zogen vom Leder und stürmten wie Rasante mit möglicher Kraft in das Haus hinein. Hierauf hatte sich nun plötzlich das Blatt gewendet, und die Verweigerung unserer Aufnahme auf einmal in die freundlichsten Ausdrücke: Gamerad, Gamerad, verwandelt.

II 95

Hier hörte ich von Seite russischen Bauersleuten das Erstemal wieder, jedoch aber nur von deren Hausfrau, die sehr verständig und nach ihrer Aussage eine geborne Preußin war, die | deutsche Sprache reden, was meinen Ohren um so angenehmer entklang, weil es wieder etwas Heimisches andeutete.

II 96

Bis tief in die Nacht war nun Alles ruhig und wir dachten an keine Gefahr. Plötzlich aber hörten wir ein dumpfes Getöse, und kaum hatten wir uns umgesehen, so stürmten schon mehrer[e] Kosaken zur Thüre herein, während andere derselben das Haus umstellten. Ich und Huf waren im Augenblicke noch so glücklich, zwischen den Kosaken hindurch ins Freye zu gelangen. Wir sprangen über einen Gartenzaun dem Niemen zu; allein der weise Glanz vom Schnee und die gerade damals etwas Monthelle machten uns dem Feinde sichtbar. Ein Kosak sprengte mit vorgehaltener Lanze auf mich zu, stach nach mir und während ich mich seitwärts bückte, geleitete der Spies an meiner Seite vorbei. Von dieser | Zeit an sah ich Sergent Huf daselbst nicht mehr. Er entkam und ich ward, wie noch viele Andere, Kriegsgefangener.⁴⁶

II 97

Nun war die trostvolle Hoffnung meines Lebens-Rettung dahin, und nur mit dem traurigen Gedanke: die weite Reise nach Rußland zurück transportirt, aller meiner Habseligkeiten, ja sogar meiner Kleidung auf dem Leibe beraubt und endlich von Hunger und Kälte und sonstigen barbarischen Mißhandlung ein schauerhaftes Opfer zu werden, konnte ich der Zukunft entgegen blicken.

Wir alle Gefangenen wurden nun in Häuser, Scheunen und Ställe getrieben und den Rest dieser Nacht verwacht. Des Morgens früh führte man uns einem rus-

⁴⁶ *Ségur schreibt S. 504 zum Angriff der Russen auf die sich zurückziehende Grosse Armee bei Kowno: „Der Angriff der Russen beginnt am 14. Dezember mit Anbruch des Tages. Während eine feindliche Colonne auf der Straße von Wilna plötzlich zum Vorschein kommt, setzt eine andere oberhalb der Stadt über die Eisdecke des Niemen, faßt Fuß auf preußischem Gebiet und marschirt voll Stolz, die Gränze zuerst überschritten zu haben, auf die Brücke von Kowno los, um Ney diesen Ausgang zu verschließen und ihm jeden Rückzug abzuschneiden.“*

sischen Officier vor, der den Abgang des Transports nach Kobno anordnete, und uns aber sehr artig begegnete; auch waren wir bis dahin noch nicht geplündert worden, was wieder einigen Trost gewährte. Kaum aber war der Transport ab-
 II 98 | gegangen, als von allen Seiten Kosaken und andere russische Soldaten herbey strömten u[nd] die Plünderung ihren Anfang nahm. Doch ich verlor hier nur meinen Tornister; Mantel und andere Kleidungsstücke, die ich auf dem Leibe hatte, wurden mir noch belassen, und nur nach Geld visitirt.

Ich hatte noch 6 preußische Thaler in einem Beutelein, die ich beim Beginn der Räuberey aus meinem Hosensacke nahm und in einen Mantelärmel-Aufschlag schob. Während man vom Kopf bis zu den Füßen an mir herum griff und nach Geld fühlte, streckte ich meine Arme aus, um täuschend zu zeigen, daß ich des Vissitirens gerne willige und kein Geld habe. War man nun mit der Vissitation auf einer meiner
 II 99 | Seite fertig und in gleicher Absicht auf die andere Seite gegangen, so gelang es mir, das Geld in einer Schnelle | aus einem Aufschlag in den andern zu bringen, ohne daß es bemerkt wurde, worüber ich mich selbst wunderte. Auf diese so einfache Weise erhielt ich meine kleine Baarschaft bis nach Kobno, wo sie nicht nur mir, sondern auch noch einigen meiner Kameraden so nützlich ward.

In Kobno wurden wir in ein großes Gebäude, das ein Kloster gewesen seyn mag, getrieben. Alle Zimmer in diesem Gebäude wurden voll der Unglücklichen, wovon aber die meisten von Hunger und Kälte und überhaupt an Mangel aller Lebens-Bedürftnißen schnell erkrankten und starben. Gesunde, Kranke und Tode lagen untereinander herum und Niemand erbarmte sich der Hilflosen. Nicht einen Bissen Brod, vielweniger andere Speisen wurden uns gereicht. Nur die Juden brachten zuweilen kleine weise Brödlein, höchstens von 5 bis 6 Loth schwer; was aber nicht in
 II 100 | der Absicht uns zu speisen,| sondern nur aus Geldbegierde gescha[h], denn sie nahmen für ein solches Brod ein und auch zwey Thaler, je nachdem sie dazu kamen. Auf diese Weise ward nun, ganz begreiflich, das Geld bei uns bald zu Ende und aber der Hunger nicht gestillt. Zudem handelte das rußische Militair, das uns bewachte – meistens Kosaken – so unverschämt barbarisch und ohne allen menschlichen Character, daß sie wie Katzen auf Mäuse auf uns lauerten und gefühllos uns das Blutgeld noch raubten, wenn sie sahen, daß man ein Stückche Brod, woran oft nur noch ein kleiner Rest des schwachen Lebens hieng, zu kaufen im Begriff war.

Gleich beim Eintritte in das Kriegs-Gefängniß, als ich gerade mit einem Schwarm
 II 101 | Gefangener in eine eiskalte Stube, deren Fenster dick mit Eis | hiengen, gerissen wurde, hörte ich plötzlich den Zuruf meines Namens. Erstaunt sah ich mich um und erblickte den Bad. Husar Mayer von Rastatt gebürtig, den auch dasselbe Schicksal, welches mich getroffen, verfolgte. Wir kannten einander schon früher durch seinen Bruder, der als Hornist bei unserer Regimentsmussick gedient hatte; auch seine Eltern und Geschwistern in Rastatt, wo wir in Garnison standen, kannte ich gut, denen ich später Nachricht von ihrem Sohne oder Bruder geben konnte, der seine Heimath nicht wieder sah. Bey ihm befand sich noch ein Bad. Husar Namens Burkhard und ein Infanterist vom ersten Linien-Infanterieregiment in gleichem Verhältnisse. Augenblicklich drängte ich mich zu den drey Landsleuten, die schon in einer Ne-

benkammer sich befanden,| hinein, wo wir uns sodann brüderlich vereinten, aber mit schweren Herzen nur einer traurigen Zukunft entgegen sehen konnten. II 102

Hier gab ich meine 6 Thaler gemeinschaftlich für uns hin, da keiner von den Andern nicht einen Pfennig Geld besaß; allein man denke sich, wie weit 6 Thaler zur Nahrung für vier hungrige Personen reichten, da man im höchsten Falle 36 Loth Brod dafür kaufen konnte, wobei man noch der Beraubung des Geldes ausgesetzt ward, was auch gleich beim ersten Brodkauf-Versuch bei mir statt fand. Außerhalb der Gefängnißstuben in einem großen Gange bietheten die Juden ihr Brod feil, wo auch die Kosaken fast beständig umher giengen und auf Raub lauerten. Ich wollte daher recht vorsichtig zu Werke gehen, nahm einen | Thaler in den Mund und schlich zum Zimmer hinaus. Kaum aber hatte ich die Thürschwelle überschritten, als plötzlich Kosaken auf mich zusprangen, mir den Mund aufbrachen u[nd] den Blut-Thaler herausnahmen. Groll und Gram über die so niedrige barbarische und Characterlose Handlung von Kriegsmännern des großen Kaisers Alexander verzehrten mich fast in diesem Augenblicke; und indem ich nun ohne Brod und Geld wieder zu meinen Kameraden zurückkehrte, brach mein innerstes Gefühl in Thränen aus. Eine Weile hierauf machte Husar Mayer mit einem zweiten Thaler den Versuch, Brod dafür zu bekommen, aber nur zweifelhaft und mit gespannten Herzen sahen wir dem Erfolge entgegen. Doch es gelang ihm, von den Kosaken ungesehen, einige Loth Brod | zu erhaschen. Nun bestand unser Geldvorrath noch in vier preußische Thaler, die wir auch ungesäumt, jedoch aber mit gutem Erfolg, für Brod hingaben und konnten uns nicht einmal satt essen. II 103 II 104

Jeden Morgen wurde eine Menge von Hunger und Kälte gestorbenen Gefangenen aus den Zimmern hinaus auf den großen Gang geschleppt, wo verschiedene Civilpersonen, Bauern vom Lande, Männer und Weiber p.p. mit Säcken herbei kamen, und nicht nur die Todten ganz nackt auszogen, sondern von den Kosacken unterstützt, auch in die Zimmer drangen und die noch lebende Gefangenen ebenfalls plünderten, ihre Säcke füllten, und, als hätten sie die besten Thaten vollbracht, mit den geraubten Effecten davon giengen. Auch mir wurden | auf diese Weise Mantel u[nd] Weste beraubt, von dem bereits abgetragenen u[nd] abgeschabenen Militair-Röcklein die Silberporten heruntergerissen und auch das Halstuch von meinem Halse abgewickelt. II 105

Die gänzlich entkleideten Leichen, welche steif und hart gefroren waren, wurden sofort wie Scheiterholz auf dem Gange aufgehäuft, deren Anzahl sich in wenigen Tagen auf mehrere hundert belief. Traurig und schauerlich war der Anblick dieses Leichen-Haufens, und man verwünschte im Augenblicke überhaupt das menschliche Daseyn.

Obschon der Monarch als Oberbefehlshaber einer Kriegsarmee nicht alle Frevel zu verhüten vermag und manches gegen seinen Willen geschiehet, und man auch schon zum Voraus weißt, daß den Kriegsgefangenen | keine gebratenen Tauben gegeben werden, so wird man doch von Seite des Kaisers Napoleon nie solche grenzenlose barbarische Handlungen hören, noch je gehört haben. Beweise schöner Gefühle Napoleons liefert das vortreffliche getreue Werk des General Grafen v. II 106

Segur⁴⁷, worinn unteranderm erzählt wird: als nämlich Napoleon als Sieger eines blutigen Kampfes bei Moskau über das Schlachtfeld geritten und sein Pferd auf einen todscheinenden Krieger getreten seye, der aber noch Lebensgeist hatte und daher die durch den Huftritt ihm verursachte schmerzliche Empfindung noch mit einer Zuckung bewies, worauf ein Adjudant, welcher wahrnahm, wie sehr dieser unglückliche Zufall auch den Kaiser schmerzte, Ihn mit den Worten zu beruhigen suchte: Sire! es ist nur ein Ruße, und hierauf Napoleon erwiderte: Ach! nach dem Siege sieht man keine Feinde mehr, sondern nur Menschen.⁴⁷

II 107 | Noch war keine Hoffnung vorhanden, nur ein Stückche Brod von der rußischen Regierung zu erhalten, und wir sahen demnach nur einem qualvollen Tode entgegen. Verzweiflungsvoll war nun unsre Lage, den Geld, um Brod dafür zu kaufen, hatten wir keines mehr. Man versuchte deshalb, aus dem Gefängniße hinaus zu kommen, um Pferde-Fleisch zu holen, da nicht selten auch tode Pferde umher lagen. Dieses wurde uns dann nicht so streng verweigert. Husar Burkhard machte daher einen Ausfall und es gelang ihm ein ganzes Hinter-Viertel eines Pferdes herbei zu bringen, von dem wir, während das Fleisch noch gefroren war, auch ungesäumt unsern Hunger befriedigten. Endlich am siebenden Tage wurden uns einige Fäßer verdorben stinkendes Mehl gegeben, das zu Brod gänzlich unbrauchbar geworden und stückweise zusammen geballt war und wie unabgelöschter Kalk aussah; allein wir hatten weder | Wasser, Kochgeschirr, noch Holz zu Feuer, um eine warme Speise, in welcher Art sie auch bestehen mochte, zubereiten zu können, und wir waren demnach geñothigt, das Mehl in Natur hinunter zuschlucken.

II 108

Am andern Morgen wurden wir von Kobno weiter gegen Wilna transportirt und marschierten den ganzen Tag, ohne daß man uns im Geringsten Lebensmittel zukommen ließ. Abends kamen wir von Hunger geschwächt und von Kälte halb erstarrt bey einem kleinen Dorfe, das nahe an einer Waldung lag, an. Hier wurden wir wie das Vieh in Scheunen getrieben und Niemand erbarmte sich, uns nur einen Bissen Brod oder eine Kartoffel zu reichen.

Kaum eine halbe Stunde mochten wir in den Scheunen ausgehalten haben, als die Kälte uns im höchsten Grade ergriff und unerträglich wurde; was wir während dem

¹ Originalfußnote: *) Seite 248

⁴⁷ Ségur schildert, wie Napoleon das von gefallenen und verwundeten Franzosen übersäte Schlachtfeld von Borodino durchschritt, niedergeschlagen durch seinen „so teuer erkaufeten“, und daber „unvollständigen Sieg“ [am 7. September 1812]: „Unter den Leichenhaufen, die man durchschreiten mußte, um dem Kaiser zu folgen, trat der Fuß eines Pferdes auf einen Verwundeten, und entriß ihm, als letztes Lebenszeichen, einen Ausruf des Schmerzes. Der Kaiser, bis dahin schweigend wie sein Sieg, machte hier seinem durch den Anblick so vieler Opfer erdrückten Gefühle Luft; er erleichterte sich durch den Ausruf des Unwillens und durch die mannigfache Sorgfalt, die er diesem Unglücklichen zu Theil werden ließ. Ein Offizier seines Gefolges bemerkte, um ihn zu beruhigen: ‚Es sey nur ein Russe;‘ allein Napoleon erwiderte lebhaft: ‚Nach dem Siege sieht man keine Feinde, sondern nur Menschen!‘ Dann entsandte er die ihn begleitenden Offiziere nach allen Seiten, um den Verwundeten, die er überall schreien hörte, Hilfe zu bringen.“ (Ségur, S. 244–248, Zitat S. 248.)

Marsche durch die Bewegung nicht so fühlten. | Die Noth brachte uns nun zu dem erbärmlichsten Jammergeschrey. Wie Rasende stürmten wir aus den Scheunen ins Freye hinaus und suchten daselbst Feuer zu machen. Die Kosaken bekümmerten sich zwar wenig über die von uns verübte Gewaltthat, und es schien, als habe der Himmel in diesem Augenblicke ihnen ein wenig menschliches Gefühl geschenkt, den die Meisten derselben ließen sich dadurch nicht stören und blieben ganz ruhig in den warmen Bauernhütten; aber die Bauren selbst wollten nicht zugeben, daß wir Holz verbrennten. Während meine Kameraden den Schnee auseinander scharrtten und Brennmaterialien herbeizuschaffen sich beeiferten, schlich ich in ein Bauernhaus, um Feuer zu holen, was die darin befindlichen Kosaken auch im geringsten nicht verweigerten; ja sogar rückte einer derselben von seinem Strohlager in der Stube noch | auf die Seite, wodurch er mir den Zugang zum Kamin bahnte, um Feuer daraus nehmen zu können. Eiligst begab ich mich mit dem erhaltenen Feuer zur Hütte hinaus, legte es zwischen das schon bereitete Holz und blies mich fast schwindlich, um es in Flammen zu bringen. Plötzlich aber schlug mir ein Bauer mit einem Stück Holz auf den Kopf, daß ich bewußtlos in den Schnee sank. Meine Kameraden kamen mir zu Hülfe und brachten mich endlich wieder zur Besinnung. Inzwischen war das Feuer verloschen und wir befanden uns wieder in der verzweiflungsvollesten Lage. Der Himmel war hell und der Mont leuchtete mit vollem Lichte auf uns herab, als sollten wir des Elend noch anschaulicher werden. Schon lagen hier und da erstarrte Leichen, während Andere noch mit dem Tode kämpften. Mit schmerz- | lichem Gefühle sah ich einem der Unglücklichen zu, wie er seine Arme um einen aus dem Schnee hervorragenten Pfahl schlang, sich noch eine Weile fest hielt und indem sein Körper allmählich auf eine Seite sank, mit einigen schwachen Zuckungen endlich endete. II 109

Immer verzweiflungsvoller wurde unsre Lage, und wir glaubten deshalb, selbst die Vorsehung anklagen zu müßen – doch es läßt sich gegen den Willen des Allmächtigen nichts einwenden, und jedes Murren über seine Schickungen, die wir nicht durchschauen können, ist schon strafbar; allein die menschliche Schwachheit erlaubt sich in allzuharten Prüfungen leider oft doch starker Frevel, und der Mensch kann am Ende nur noch sich des Ausrufs bedienen: Gott sey mir Sünder gnädig! II 110

Als das Elend uns immer mehr drückte, entschlossen wir uns, nämlich ich, Husar | Mayer und der schon erwähnte Infanterist – wo Husar Burkhard hingekommen weiß ich nicht – zu dessertiren, das aber bei der Monthelle etwas schwierig ward; jedoch war unsre Bewachung nicht so ganz streng, was uns in unserm Vorhaben wieder stärkte. Es mag allenfalls nach Mitternacht gewesen seyn, als wir unsern Plan auszuführen begannen und von den Wachen ungesehen glücklich in den Wald entwitschten. Nun aber wohin jetzt? in dem uns unbekanntem Walde eines so weit entfernten fremden Landes, wo Alles mit Schnee und Eis bedeck[t] ist, und ohne eines Bissen Brodes, noch sonstigen Lebensmittel, nebst schlechter Bekleidung und noch obendrauf von allen Seiten verfolgt zu werden, als gehörten wir der Welt nicht-mehr an? Dies war eine Frage, die wir zu beantworten im Augenblicke nicht vermochten. Doch der Mont, den wir wegen seines hellen Scheines bei unsrer Entwei- II 111

II 113 chung nicht so gerne sahen, ward nun | auf einmal unser Freund und Begleiter, da er uns nicht nur leuchtete, sondern auch zugleich einigermaßen als Compaß diente.

Lange irrten wir in dem Walde hin- und her, während wir bereits bis an die Knie im Schnee watteten, und zuweilen bei Vertiefungen fast bis an die Häse hinein sanken. Endlich gegen Tag kamen wir zu einem zugefrorenen Flusse – es mag die Wilia gewesen seyn – und erblickten über demselben zur großen Freude einige Häuser. Ungesäumt setzten wir uns wieder auf den Schnee, schlitte/r/ten den Abhang des Ufers hinab und begaben uns über die Eisdecke schleunigst dem Dorfe zu, in der Hoffnung, wenigstens einige Kartoffeln zu bekommen, um damit unser Leben wieder zu fristen. Kaum aber hatten wir eines der Häuser betreten und zwar auch einige gekochte Kartoffeln erhalten, als plötzlich ein Schwarm Bauren uns zu verfolgen herbey | stürmten, von denen wir uns mit den größten Mißhandlungen bedroht sahen, und nur zu beeilen hatten, mit unsrem Leben davon zu fliehen.

II 114

Wie Gewild, das von den Jägern verfolgt wird, eilten auch wir wieder in den Wald und irrten ohne Trost und Hilfe umher.

Meine Schienbeine waren von den frühern Bivouac-Feuer, in die man der Kälte wegen fast hinein lag, ganz wund und die Pantalons von unten bis an die Knie hinauf zu Fetzen gebrannt. Überhaupt waren meine Füße vornen voll gebrannter Blasen, von denen allmählig Wunden entstanden, die mich dann sehr schmerzten und am Gehen hinderten.

II 115

Schlechte Schuhe, zerrissene Strümpfe, zerfetzte Uniformen und Beinkleider, lange mit Duft und Eis behängende Bärthe, da wir uns seit langer Zeit weder barbieren noch sonst reinigen | konnten, und noch dazu ausgemerkelte Körper mit elenden Gesichtsfarben gab uns nicht nur ein wildes, sondern auch ein erbärmliches und eckelhaftes Aussehen. Lange streiften wir wieder im Walde umher, ohne zu wissen, welche Richtung wir eigentlich nehmen sollten, denn der Himmel war zum Unglücke neblicht und mit Schneegewölke überzogen, was die Sonne verschleierte, die uns in diesem Momente als Compaß so nützlich gewesen wäre. Doch in der Hoffnung einer noch möglichen Rettung verloren wir den Muth noch nicht, und mit neuer Anstrengung schleppten wir uns mühsam durch den tiefen Schnee zwischen dem duftigen⁴⁸ Gestreiche ohne Bahn hindurch, und erreichten endlich wieder einen Ausgang des Waldes. Hier lag eine weite freye Ebene vor uns, auf der wir ebenfalls fortwanderten und endlich auf eine | gebahnte Straße, das eine Heerstraße zu seyn schien, gelangten.

II 116

Nun waren wir an Kräften erschöpft und von Kälte wieder fast erstarrt. Die scharfe Luft verursachte meinen Ohren einen so entsetzlichen Schmerz, daß ich glaubte, sie müßten mir vom Kopfe herabfallen. Der von Kälte sandartig gewordene/ne/ Schnee ist mir neben den Füßen in die Schuhe hineingedrungen, nach und nach etwas geschmolzen, und als wir aus dem Schneemeer hinaus auf die Straße kamen, wo die kalte Luft auch die Füße wieder berühren konnte, zu Eis gefroren, so, daß meine Füße unten wie Eisschollen aussahen, und ich beinah nichtmehr zu

⁴⁸ Mit Reif bedeckt.

gehen vermochte. Langsam taumelten wir nun, und zwar nach unserm Begutachten westlich die Straße fort, und es galt uns anjetzt einigermaßen gleich, ob wir in derartigen Freyheit oder in der wirklichen Gefangenschaft zu Grunde gehen, den ein besser Loos zu empfangen, schien uns allmählich | unwahrscheinlicher, und so gaben wir uns geduldig dem Schicksale der Zukunft hin. II 117

Bald hierauf sahen wir ein Haus, das nahe an der Straße stand. – Vielleicht wohnt hierin ein wenig Menschengefühl – übrigens gehe es wie es wolle, denn wir sind bereits schon zu Grundegerichtet und auf alles Weitere gefaßt. – So dachten wir, indem wir keck auf das Haus zugiengen und aber plötzlich auf einige Kosaken stießen, die in dem Baurenhofe, von wo sie auf die Straße sehen konnten, um ein Feuer lagerten und aßen. Wir konnten und wollten auch nichtmehr ausweichen, denn wir waren des Lebens satt, und wünschten nur baldige Entscheidung unseres Schicksales. Die Kosaken zeigten sich nicht unartig. Sie winkten uns zu ihrem Feuer zu treten, und gaben jedem ein Stück Brod. Nachdem wir das Brod verzehrt, uns gewärmt und überhaupt etwas erholt hatten, setzte | sich ein Kosak zu Pferd und sagte in einem sehr milden Tone: marschier. Es war ein schon etwas bejahrter Mann, der mit dem Marschier nur sagen wollte, daß er uns weiter transportiren müsse, denn er war der deutschen, und wir der russischen Sprache unkundig. Schweigend und gemächlich hinkten wir mit unsern ermüdeten Gliedern an der Seite unseres Transportanten, der sehr gelassen auf seinem Pferde saß und uns im Geringsten keine Anstrengung zumuthete, auf der Straße fort. – Schade, daß wir hinsichtlich der Verschiedenheit der Sprachen nicht mit ihm reden konnten; wäre dieses nicht der Fall gewesen, so würden wir vielleicht das beste Herz in diesem Manne gefunden haben. II 118

Ungefähr eine halbe Stunde mögen wir gegangen seyn, als wir wieder zu einem Hause kamen, in dem schon viel Gefangene saßen, und dahin | auch wir abgegeben wurden. Hier lautete es plötzlich wieder anderst. Die Wache, die hier ebenfalls in Kosaken bestand, zog uns sogleich ganz aus, vissitirte erstlich nach Geld und nachdem sie keines gefunden hatte, musterte sie unsere Kleider, nahm davon, was ihr gefiel und die Übrigen derselben konnten wir wieder anziehen. – Schändliche Behandlung von Kriegsmänner eines so berühmten Kaisers. Hier verlor ich meine Kopfbedeckung den Helm, und ein Hemde – denn ich hatte deren zwey auf meinem Leibe, die ich vorsichtig noch vor meiner Gefangennehmung auf dem Retra[*i*]te, statt eines derselben im Tornister nachzutragen, angezogen hatte. II 119

Nun war meine körperliche Bedeckung in einem Zustande, der nicht zu 24 bis 28 Grad damaliger Kälte paßte, besonders da Obdach und Nahrung für uns nur selten waren. | Ein abgesabenes Militair-Röcklein, von dem, durch die mir schon früher herabgerissenen Borten, die Fetzen hiengen, ein dünnes Hemde, von unten bis an die Knie hinauf zu Lumpen verbrannte Pantalons, zerrissene Schuhe und durchlöcherchte Strümpfe waren Alles, was mich in der großen Kälte noch schützen konnte, und ich dachte nicht daran, daß ferner mir auch noch von dieser armseligen Kleidung beraubt werden möge. II 120

Die Stube in diesem Hause war schon ganz mit Gefangenen angefüllt und beinahe kein Plätzche mehr vorhanden, wo wir uns nur auf den Boden niederlassen konnten,

und daher man sich bequemen mußte, halb aufeinander zu sitzen oder zu liegen. Endlich sah ich ein Franzose, der neben dem zwar kalten Ofen an der Wand saß und bei dem noch so viel Platz zu | seyn schien, mich neben ihn auf den Boden setzen zu können. Allein er verweigerte es mir und wollte seinen dummen Hochmuth und Verächtlichkeit gegen mich Deutschen auch hier noch geltend machen, ohngeachtet wir doch in gleicher Verdammniß waren und unter einem Fahnen dienten. Plötzlich aber ergriff mich über dieses Benehmen des Franzosen eine entsetzliche Wuth, [ich] nahm ihn, indem er auf französisch fluchte und schimpfte, auf deutsch an der Gurgel und drückte ihn so derb in den zwischen dem Ofen und der Wand kaum einige Zoll breiten Raum, daß er ächzend ausrief: o. Kamerad, Kamerad! während die Kosaken mit ihren Lanzen auf uns beide hineinschlugen, ohne daß ich in meiner^m gerechten Rache darauf achtete. Der Franzos aber wurde durch das Recept, das ich ihm mit beiden Fäusten geschrieben habe, ganz geheilt | und hernach sehr verträglich mit seinem Arzte.

Des andern Tages sahen und hörten wir nichts mehr von den Kosaken, was uns ein Räthsel war. Lange lauerten wir hie und da, gewahrten aber weder Kosacken noch eine andere Bewachung. Endlich hörten wir einige entfernte dumpfe Kanonenschüsse und rasch durchzuckten uns die freudigen Gedanken: Napoleon dringe vielleicht unverhohft wieder als Sieger aus irgend einem Winkel hervor; ja wir träumten schon von Befreyung. – Ach! welch hoffnungsvolle Empfindung in diesem Augenblicke! – Doch die Vorsehung hatte es anderst beschlossen und das Glück sollte uns nicht werden.

Es war in der Nachmittagszeit, als das sonderbare Ereigniß eintrat. Jeder von uns, der sich nun äußerst kräftig genug fühlte die Flucht zu ergreifen, schlich aus dem Gefängniße hinaus und suchte abermals sich von | der erbärmlichen Slaverrey zu befreien. Ich und meine zwei Kameraden hielten wie früher auch jetzt noch fest zusammen und säumten ebenfalls nicht zu entfliehen, denn es wäre eine Thorheit gewesen, in einem unverschlossenen nicht bewachten Gefängniße freiwillig länger im Elende zu harren. Traurig genug für diejenigen, welche kraft- und trostlos zurück bleiben mußten und wahrscheinlich ein Opfer des Hungers und der Kälte oder endlich gar von den Bauern getödet wurden. Wir wanderten nun wieder nach unserer Ansicht westlich die Straße fort und erblickten endlich, während die Nacht schon einbrach, eine kleine Strecke seitwärts eine Bauernhütte, die am Saume eines Tannenwaldes stand. Wir giengen sogleich auf dieselbe zu und fanden zur großen Freude für diese Nacht daselbst | Aufnahme. Ein Mann, dessen Frau und ein Knabe waren die Bewohner dieses Häußleins. Die Frau kochte uns Kartoffeln, womit wir uns wieder einmal recht satt essen konnten.

Am andern Morgen früh gaben wir unserm Wirthe zu verstehen, daß er uns wie möglich die Gegend in der Warschau liege, andeuten möchte, indem wir unsere Reise dorthin anzutreten gedenkten. Hierauf führte er uns einige Schritte in den Wald hinein auf einen Weeg, zeigte an, in welcher Richtig Warschau allenfalls zu finden

^m Lesung unsicher.

seye und machte uns noch begreiflich, daß wir von hieraus bald auf ein Dorf kommen werden. Bedenklich wanderten wir nun auf dem mit Schnee bedeckten schlecht gebahnten Weege mühsam fort. Auf beiden Seiten ragten die mit Schnee und Duft schwer belasteten Tannenbäume hoch empor, was ein unheimliches wildes Ansehen hatte. Doch unser | Weegweiser hatte uns nicht belogen, denn kaum sind wir eine Stunde gegangen, so hörten wir einen Hahn krähen und bald hierauf lag das Dorf vor uns. Mit bangen Herzen schritten wir durch dasselbe, und schon hatten wir das letzte Haus erreicht, als wir uns plötzlich von einem Schwarm Einwohner umringt sahen, von denselben in ein Haus geschleppt, einige Stücke unsrer ärmlichen Kleidung beraubt und nachdem wieder fort gejagt wurden. Hier hatte man mir meine ohnehin schon schlechte Strümpfe von meinen Füßen abgezogen; und wäre an den Schuhen noch irgend etwas Gutes gewesen, so würde man mir auch diese noch genommen haben, weßhalb auch kaum erwähnt zu werden bedarf, daß ich von nun an bereits mit bloßen Füßen im Schnee gieng; auch meinen beiden Kameraden gieng es nicht besser.

Aus Vorangehendem möge nun wohl | entnommen werden, wie grausam das Schicksal mit uns wüthete. Kaum glaubten wir wieder auf freyem Fuße zu seyn; kaum schmeichelte uns wieder die Hoffnung, nach diesen Vorfällen endlich doch unser Ziel erreichen zu können, so liefen wir schon wieder neuen Mißhandlungen und Beraubungen in die Arme.

Auf jene Plünderungen flohen wir im Zustande der größten Verzweiflung fast gänzlich entblöst weiter, und man kann sich wohl unsere unglückliche Lage nicht denken, in der wir uns befanden. Ohnehin gebrechlich durch seither gehabtten peinlichen Strapatzten konnten wir auf den Eisfeldern nur mit der größten Beschwerlichkeit weiter kommen, ja oft kam uns der hoffnungsloseste Gedanke vor; wir glaubten jetzt nichtmehr weiter kommen zu können, und wollten uns hier | gleichsam dem Tode freiwillig Preis geben, und doch trieb uns dann wieder die Liebe zum Leben weiter.

Unter solchen hoffnungslosen Umständen erreichten wir gegen Abend wieder einige Wohnungen, giengen auf dieselben zu, und nur wiederholt mußten wir wieder neue Peinigungen ausstehen, denn von russischem Jäger-Militair wurden wir abermals gefangen genommen und von diesen wie das Vieh in einen finstern kalten Geisenstall, wo schon mehrere der Unglücklichen verhaftet waren, getrieben, deßen Boden dick mit Geisenmist lag, was einen entsetzlichen Gestank verursachte. Statt uns Speisen zu reichen oder in ein warmes Lokal zu bringen, drangen Bauern und Soldaten nachherⁿ mit Licht in unsern Stall, zogen uns wieder aus was ihnen gefiel und bald standen wir ganz entblöst unter Gottes Himmel; mir zog man jetzt meine halbverbrannten Hosen aus und nur zerrissene Unterhosen bedeckten noch | meinen Körper. Hunger und Kälte brachte uns nun zum erbärmlichsten Jammergeschrei. Statt der Ruhe zu genießen über die ausgestandenen Mühseligkeiten des Ta-

ⁿ Lesung unsicher.

ges, entriß die Nacht uns den Schlaf, der namenlose Kummer, und fortwährendes Weheklagen quälte uns.

Doch ein glücklicher Zufall ereignete sich später in dieser Nacht. Während wir nämlich in dem Stalle im Finstern herumkrochen, fand Husar Mayer an einer Seitenwand eine verschlossene Thüre. Ungesäumt versuchten wir dieselbe aufzubrechen, und es gelang uns endlich nach vieler Mühe und Sorgfalt – denn ein großes Geräusche mußten wir verhüten, daß die Bauern nichts hievon gewahrten – in eine Kammer zu dringen, wo wir einige große Stücke Geisenfleisch und eine lange Mulde voll geschrodene Getreide fanden. Man denke sich die Freude, auf einmal Lebensmittel gefunden zu haben. Wie Raubthiere fielen wir über | das Fleisch her, rissen es mit den Zähnen in Stücke zusammen und befriedigten damit unsern Hunger, während wir, gleichsam wie das Vieh an eine Futterkrüppe, an die Mulde standen und von den geschrodene Früchten, wo Mehl und Kleien ungescheidet noch beisammen waren, statt des Brodes zu dem ungekochten halbgefroren Geisenfleisch aßen. Ein zweites Glück wurde gleich nach dem vorangehenden mir zu Theil, indem ich gegen alles Vermuthen plötzlich zwey Geisen-Felle fand, die ich mir statt Hosen um meine Füße wickelte und mit einem alten Stricke befestigte.

II 129

Nun sah ich keinem Menschen mehr, aber auch keinem Thier ähnlich, denn mein Kopf war mit einem alten schmutzigen Lappen umwickelt, das Gesicht mit einem langen Barte bewachsen; um den Hals hatte ich nichts; auf dem Leibe ein dünnes durchsichtiges beschmutztes Hemde, worüber die Fetzen des kaum noch kennbaren Militairrückleins hiengen; um die Schenkel Geisenfelle gewickelt und mit den untern Theilen | meiner Füße stand ich entblöst in den zerissenen Schuhen, die nicht vielmehr als gar nichts ausmachten. Kurz, wir Alle sahen so erbärmlich aus, daß es kaum beschrieben werden kann – und wem auch diese Schilderung zu übertrieben scheinen sollte, möge, wenn er sich in spätern Jahren auch durch keinen Selbsterfahren mehr überzeugen kann, mir das Zutrauen als ein wahrheitsliebender Mann schenken und diese meine treue und gewissenhafte Darstellung als unverfälscht betrachten und jeden etwaigen Zweifel hierüber, auf meine Versicherung dieser reinen Wahrheit, ablegen.

II 130

In diesem elenden Zustande wurden wir den andern Morgen wieder rückwärts gegen Wilna, unter fast täglichen und ähnlichen Qualen, wie schon aus meiner vorangehenden Erzählung zu entnehmen ist, transportiert. Einige hundert, einzel und theilweise zusammengetriebenen Ge-|fangene machten anjetzt ein Transport aus, der aber jeden Tag kleiner wurde, weil die Meisten der Unglücklichen den Strapazen unterlagen und starben, denn wie das Vieh wurden wir mit Peitschenhieben die Straße fortgetrieben und Niemand erbarmte sich, uns nur ein Stückche Brod oder sonstige Lebensmittel zu reichen. Machten die Transportär, die in Dragoner und Kosaken bestanden, mit uns zuweilen einen Halt, um sich wegen der oft eingetretenen allzustrengen Witterung selbst Erholung zu verschaffen, so suchten wir unsere Nahrung, wenn nemlich der Halt bei einem Dorfe oder einzlen Wohnungen statt fand, auf den Wohnplätzen und Dunghäufen p.p., wo wir zuweilen kleine abgängige gefrorne Rüblein fanden, die wir aus dem Boden heraus kratzten und ver-

II 131

zehrten, denn bat man die Bewohner um Eßwaaren, so wurden uns nicht nur keine gereicht, sondern man war noch dem allgemeinen Gespötte oder gar den | gröblich- II 132
sten Mißhandlungen ausgesetzt. Von einem Einlaß in die Wohnungen, um uns wärmen zu können, war gar keine Rede, denn derselbe wurde uns weder von den Bewohnern noch von den Transportärs gestattet. Nur einmal war ich mit meinen zwey Kameraden so glücklich, Nachts in ein Haus eingelassen zu werden; allein man gab uns nichts zu Eßen und wir begaben uns deshalb jeweils in der Nacht wieder ins Freie hinaus und suchten unsern Appetit einigermaßen mit Erbsen zu befriedigen, die in jener Gegend° ungedroschen, d. h. sammt dem Stroh an Stangen, die zwischen zwei hohe Pfähle quer angebracht, und nicht selten auf dem freien Felde aufgehängt, zu finden waren. Am folgenden Tage wurde uns im Allgemeinen etwas Brod verabfolgt, deren einzeln Portionen aber höchstens in sechs Loth bestanden. Dies war nun Alles, was uns nach dem Abgange von Kobno seit mehreren Tagen von der | russischen Militairbehörde zugieng; nur wurde uns jetzt noch von einem russischen Verpflegs-Officier der leere Trost zugeflüstert, daß wir in Wilna, derer Stadt wir uns allmählig näherten, wieder gekleidet und gespeißt werden, was ein mitgefangener Franzose während dem Marsche auf der Straße offen[t]lich ausrief; allein wir achteten wenig auf diese täuschende Proklamation und dachten nur, daß uns der himmlische Vater bald auf eine andere Weise von dem Elende erlösen möchte.

Als wir endlich Wilna bald erreicht hatten und ein heftiges Schneegestöber sich über uns verbreitete, gebothen unsre Transportanten, die der stürmmische Wind fast ab ihren Pferden riß, plötzlich Halt. Es waren daselbst durch den Krieg zerstörte Häuser und wir suchten Schutz hinter den Ruinen. Ich und meine zwey Landsleute schlichen etwas weiter in die Ruinen hinein, wo wir unverhoft ein abgeführtes, aber noch lebendes Pferde fanden,| das wahrscheinlich von einem Militair-Wagen als unbrauchbar hier stehen geblieben ist und auch in seinem Elende II 134
schmachtete und den qualvollen Hungertod erwarten sollte. Nun aber waren wir seine Erlöser und uns gab das Pferd Nahrung, denn wie Wölfe überfielen wir dasselbe, tödeten es schnell mittelst eines großen Backsteines, rissen ihm hernach mit einem alten Messer, das der Infanterist noch besaß, den Bauch auf, steckten unsere Hände in des Pferdes warmen dämpfenden Leib, und aßen händevollweise von dem im Herzkasten wie Leber zusammengeronnenen Blute mit dem größten Appetite heraus. Nachdem wir uns auf diese Weise gesättiget hatten, schnitten wir eine ziemliche Portion Fleisch von dem Pferde ab, in der Absicht, uns einen Vorrath auf eine spätere Zeit zu bereiten, und allenfalls auch noch andern unsern unglücklichen Mitgefangenen mittheilen zu können.

| Inzwischen war der Transport wieder abgegangen und wir folgten demselben II 135
eine kleine Strecke hinten nach.

O! wie wird manchmal eine oder die andere Speise muthwillig verachtet, sagten wir untereinander. Ja, setzte Mayer hinzu, wenn ich zu Hause bei meinen Eltern als Knabe manchmal nur gemeint habe hun[g]rig zu sein, so suchte ich alle Schränke

° Gegend.

und Schubläden aus und fand nichts, das meinem Munde schmeckte; und wie oft habe ich meine Mutter mit den Fragen überhäuft: Mutter! hat sie mir nichts zu Essen? worauf sie zuweilen antwortete: dort in der Tischlad ist Brod, du kannst dir aus dem Schrank ein wenig Käs darzu nehmen, wenn du denn so hungrig zu sein glaubst, was mir aber nicht so gefährlich zu sein scheint. Der Hänger mag den stinkenden Käs essen, fuhr ich fort, sie weißt doch, daß ich lieber sterben wollte, als den abscheulichen Stinker essen. Du Schlecker! fiel mich die Mutter an; es kann einmal eine Zeit kommen in der du das nicht hast und froh sein würdest, wenn du so stinkenden Käs zu essen hättest. Jesus Maria! rief er auf einmal aus, die Mutter hat wohl recht gehabt; sollte ich aber einst so glücklich seyn, wieder nach Hause zu kommen, dann soll auch gewiß eine menschliche Speiße, in was sie auch bestehen mag, nichtmehr von mir verachtet werden. Hierauf blickte ich gen Himmel empor und gelobte Gott dem Allmächtigen, wenn mir das fast unmöglich scheinende Glück zu Theil werden sollte, einst wieder aus dem großen Jammer und Elend in mein Vaterland zu den Meinigen zu kommen, so soll vor allen Dingen den Dank für Gottes gütige und weisliche Rettung aus mir hervorgehen. Mit diesem Klagegespräche wanderten | wir gemächlich die Straße weiter.

Kaum sind wir eine halbe Stunde gegangen, so begegnete uns eine russische Militairmussick, wohl von vierzig Mann stark, und ich sahe bei denselben musikalische Instrumenten, die ich nicht kannte und dieser Art auch noch nie gesehen hatte. Ich blieb stehen und betrachtete diese Hautboisten mit betrübtem Herzen und schmerzlicher Erinnerung an unsere Regimentsmussick, die jetzt so unglücklich zersträut ist, und dachte: ach! wie glücklich sind nun diese Menschen, da sie mit Ordnung, gekleitet, gespeißt und ohne Angst und Verfolgung ihre Straße ziehen können. Mein Stehenbleiben *u/nd* stummes Betrachten entgieng ihrer Aufmerksamkeit nicht, denn augenblicklich traten einige von ihnen auf mich zu und redeten mich in ihrer Sprache an, wovon ich aber nichts verstand als diese Worte: di Mussikanti, aus dennen ich schliessen konnte, daß sie mich fragten, ob ich auch ein Mus-sikant seye? Ich | deutete nun mit einem Finger auf mich selbst, und sagte: ja Mus-sikant. – Ich hatte es mit dem Ja gerade getroffen, denn ja heißt auf Russisch, ich, was ich aber damals noch nicht wußte.

Während diesem Vorfalle giengen meine zwei Kameraden langsam weiter und ich eilte ihnen wieder nach. Ein russischer Officier, der sich bey der Mussick befand, ließ mich aber sogleich wieder zurück rufen, worauf Husar Mayer zu mir sagte: Bruder! gehe in Gottes-Namen und nimm keine Rücksicht auf unsere Kameradschaft. Wenn du nun durch diese Leute gerettet werden kannst, so ist es dir von uns beiden herzlich gegönnt, denn es wäre Schwachheit von uns, dir zuzumuthen, deine Rettung zu verscherzen und mit uns in den schrecklichsten Tod zu gehen, der ohnehin nichtmehr lange ausbleiben wird. Nur bitte ich dich, wenn du wieder in unsre Heimath kommen solltest, meinen Eltern und Geschwistern Nachricht von mir zu geben, und vergiß | dabei nicht ihnen zu sagen, in welchem Elende ich schmachtete, und, wenn ich sie, wie es scheint, in diesem Leben nichtmehr sehe, in den größten Qualen ein Opfer des verhängnißvollen Krieges geworden bin. Auf diese schönen

Worte, die Mayer so vernünftig zu mir gesprochen, nahmen wir unter herzlicher Umarmung und heißen Thränen von einander Abschied, und von dieser Zeit an, sah ich meinen Freund Mayer nichtmehr. – Seine theuren Wünsche aber habe ich treulich erfüllt.

Es war in den letzten Tagen des Jahres 1812, als die Stunde meiner Erlösung nahe. – Ja ich sahe die finstern dicken Wolken des grausamen Sturmes sich allmählig über mir zertheilen, und dort in der Ferne schon einen glänzenden Sonnenstrahl freundlich mir entgegen lächeln. – Bald bald ist der Sturm vorüber und die herrliche Sonne mit ihrem vollen Glanze wird mich wieder beleuchten.

| Als ich zu den russischen Mussikanten zurück gekehrt war, nahmen mich dieselben in ihre Mitte, bedauerten meinen erbärmlichen Zustand und wetteiferten mir Gutes zu thun. Einer wollte dem Andern zuvor kommen, mich mit seinem in einer blechenen Feldflasche bei sich habenden Branntwein zu erlaben. Auch der bei ihnen befindliche Officier ließ sich nicht ermangeln, mir sein Wohlwollen zu erkennen zu geben. Allein der Branntwein wollte mir im Augenblicke nicht so gänzlich behagen, und ich sehnte mich deßhalb, nachdem ich einige Schlücke Branntwein genossen hatte, nach Brod, was ich ihnen aufs Möglichste zu verstehen gab und worauf auch meinen Wunsch sogleich erfüllt wurde. Nicht minder beeilten sie sich, auch meinen fast gänzlich entblösten Körper zu | bedecken. Einige zogen mir daher einen Mantel an, wickelten mir ein Tuch um den Hals und setzten mir einen russischen Tschapko (Kappe) auf den Kopf, während Andere inzwischen mir ihre Schnappsflaschen zustreckten, mit den Worten: bi bratt bi bratt! (trink Bruder trink Bruder) und so stand ich da wie ein Kind, das noch die Hülfe, von Aeltern angekleidet und gespeißt zu werden, bedarf. Endlich sagten sie zu mir: marschier! Damit wollten sie mir eben nur andeuten, daß ich nun mit ihnen weiter gehen solle, und augenblicklich ward ich von der ganzen Mannschaft umgeben u[nd] mit derselben jedoch schonend auf der Straße fortgerissen, während einige zuweilen besorgt rück- und seitwärts blickten und ich immer mehr umkreist und verhüllt wurde, was mich sehr befremdete und mir einigermaßen | Sorgen machte. Doch wie ich später von ihnen erfuhr, mußten sie mich dem Transporte der Gefangenen heimlich entführen, und wenn das die Transportanten wahrgenommen hätten, ich wieder hätte ausgeliefert werden müssen. Dies war nun der Grund ihres umher Blickens und meines Umringens. II 140

Bey diesem Mussick-Corps befand sich noch ein kleiner [Wagen-]Park, welcher Alles gedachter Officier befehligte. Der so eben genossene Branntwein hatte mich bald ein wenig betäubt und aber auch so schnell geschwächt, daß ich während dem Marsche fast nichtmehr fortkommen konnte. Ich klammerte mich deshalb, gleichsam wie muthwillige Knaben oft zu thun pflegen, mit den Händen hinten an einen Wagen an und ließ mich damit fortreißen, u[nd] so er-|reichten wir bald ein kleines Dorf, wo wir einquartirt wurden. Kaum im Quartier angekommen, so forderten die Mussikanten von dem Hauswirth einen Rock, der auch ungesäumt herbei geschafft werden mußte, und den sie mir anzogen. Es war einen langen halbleinenen, grauen, II 141

ohne Kragen und von oben bis unten, vornen mit einer Reihe Haften⁴⁹ versehenen russischen Bauernküttel, den ich bereits auf dem Boden nachschleppte, was mich dann außerordentlich entstellte. Alles Bitten des russischen Bauers um die wieder Zurückgabe des Rockes, war umsonst; und ich sahe wie die Mussikanten auf mich deuteten, und, so viel mir begreiflich wurde, dem Bauer vorstellten, daß er sehen

II 144 möge in welch elendem Zustande ich seye, u[nd] daß ich in der | großen Kälte mit ihnen fortmarschieren müße und deshalb körperliche Bedeckung bedarf p.p. – Kurz, ich mußte eben den Heilandsrock anbehalten und damit Punktum. Hierauf reichte man mir eine Clarinette, mich zu probiren, ob ich auch wirklich Mussick verstehe; allein meine Finger waren halb steif und überhaupt durch die erlittenen Kälte zu einem so feinen Geschäfte fast gänzlich untauglich geworden; auch der Mund hatte keine Festigkeit mehr. Doch die Art und Weise, wie ich das Instrument anfaßte und aus demselben einige Akorte^p entlockte, genügte ihnen schon hinlänglich zur Überzeugung meiner mussikalischen Kenntniße. – Karoscho karoscho!

II 145 (gut gut) sagten sie, nahmen schleunig mir das Instrument | wieder ab, und mutheten mir keine weitere Anstrengung mehr zu. Inzwischen wurden abgesottene Kartoffeln aufgetragen, womit ich mir, zumalen in einer warmen Stube, wieder recht wohl seyn ließ; ja ich glaubte in diesem Augenblicke, der Glückichste auf der Welt zu sein.

Endlich, als es ganz Nacht geworden war, sagten wieder einige der Mussikanten zu mir: marschier! und zwey derselben, wovon einer vor und der andre hinter mir gieng, führten mich zum Officier, der außerhalb des Orts in einer Mühle logierte und der mich gerne näher kennen lernen wollte, allein ich konnte nicht russisch und er eben so wenig als die Andern deutsch sprechen – doch wir verständigten einander so gut wie möglich durch Zeichen, Er, der Officer aber fand seine Freude größtentheils darin: mich mit seinem | schönen weissen Brot u[nd] gutem Branntwein erlaben zu können, was natürlich auch bei mir nicht minder einschlägig war. Endlich sprach Er Etwas zu seinem Bedienten, der sich hierauf augenblicklich entfernte und aber bald mit einem andern deutschen Gefangenen wieder zurück kam. Es war ein Würtemberger Schmidt, den die Russen ebenfalls wie mich und zwar zu der Feldschmidte die sich bei ihrem kleinen [Wagen-]Park befand, aufgenommen hatten. Wir beide waren gleichzeitig überrascht, als plötzlich jeder einen Deutschen vor sich sah. Einer erzählte nun dem Ander sein Schicksal, während der Officier durch beständiges Aufdringen des Genusses seines guten Branntweins und weissen Brodes

II 146 auch seine Freude hierüber bewies. Ohngeachtet Er nicht ein | Wort unserer Sprache verstand, schien er doch Wohlgefallen an unserm Zusammenplauder zu haben. Als der Officier mich wieder entließ, gab Er mir einen halben Laib von dem weissen Brod mit in mein Quartier, wohin mich meine zwei Begleiter dann wieder brachten. Die andern Mussikanten lagen schon Alle der Reihe nach auf einem Strohlager und

^p Akkorde.

⁴⁹ Hakenschließe bzw. Spangen.

schlafen; hatten aber auf einer Seite neben einer Bank mir meinen Platz bereits eingeräumt und vorbehalten. Ich legte mich nun auch nieder und das Brod, ober mir, auf die Bank.

Hier dachte ich über die Größe meines gehabten Unglückes, das mir in meinem Geiste wie einen Zaubertraum erschien, erst recht nach, und ich konnte mich, wie vom Traum erwacht, über die plötzliche Glücksverwandlung nicht genug freuen, dankte Gott | in meinem Herzen und empfahl mich flehent seiner weitem Leitung – denn seine Wege sind verschieden und wunderbar. Lange konnte ich den Schlaf nicht finden, und besonders, da mich bald die Eßlust wieder anwandelte; denn obgleich mein Leib noch hinlänglich mit Speisen versehen war, so war doch die ganze Natur ausgemerkelt und immer noch hungrig, was im Augenblicke auch der volle Magen nicht zu ersetzen vermochte; ich griff deshalb bald meinen neben mir auf der Bank liegenden halben Laib Brod an, und ließ ihm so lange keine Ruhe, bis er gänzlich aufgezehrt ward. Der genossene Branntwein wirkte nun zur schnellen Vertauung; es war mir wohl, und endlich schlief ich in meinen unermessliche Glücke ein. II 148

Am folgenden Morgen verfertigten | mir die Mussikanten aus einem erbeuteten alten Mantel in einer Schnelle ein paar Hosen, (denn sie waren beinah Alle der nöthigen Professionen als Schneider, Schuhmacher p.p. kundig). Während Einer das Maas von mir nahm und die Hosen aus dem auf dem Boden ausgebreiteten Mantel zuschnitt, waren Andere schon mit eingefäde[l]ten Nadeln zum Nähen bereit, und in kurzer Zeit stand ich wieder in Hosen da, worüber ich mich freuete gleichsam wie ein Knäblen, wenn es seine ersten Höslein empfängt. II 149

Nach diesem spitzte jeder der Mussikanten ein kleines Hölzlein; auch mir winkte man zu, daß ich ein Gleiches thun möchte. Man reichte mir hiezu ein Messer, und wie ein Affe machte ich ihnen nach, ohne zu wissen, zu welchem Zwecke oder was dies bedeuten solle. Doch bald hierauf brachte man ein kleines | Müldlein zur Stube herein, das mit vestem Breu ganz angefüllt war, der mit einem Messer creutz und quer würfelförmig durchschnitten wurde, und nun erfuhr ich, daß die Spießlein statt der Gabeln benutzt werden mußten, denn wir Alle lagerten um das Müldlein herum und jeder stach sich von den Breuwürfeln heraus und verzehrte sie. II 150

Zwey Tage hielten sie sich daselbst auf, und wir wurden inzwischen allmählig vertraulicher. Alle begegneten mir sehr liebevoll und waren in allen Stücken mir zuvorkommt. Sie barbirten mich, legten mir Pflaster auf einige Wunden, die durch die große Kälte und sonst verschiedenen Unglücksfälle, auch durch Peitschenhieben in der Gefangenschaft an Händ und Füßen bei mir | entstanden sind; ja sie pflegten mir wie eine Mutter ihren Säugling. Zudem suchten sie mir viel Gutes von ihrem Herrn Obrist, den sie aber General oder Cheff nannten, beizubringen, und machten mir begreiflich, daß Er ein Deutscher, nemlich ein Kurländer und sehr guter Mann seye, was sie sehr oft mit den Worten: nasche Cheff Niemitz o! on slabne Tschelawed^q ausdrückten. Er seye aber bereits mit seinem Regiment zu dem diese Mussick gehöre, schon weit mit der Armee vorgerückt, und wohin auch sie II 151

^q Originalfußnote: +.) unser Befehlshaber ist ein Deutscher und braver Mann

directe marschieren, und wenn sie mich zu ihren General^r bringen, Er die größte Freude haben, mich wieder kleiden und überhaupt gut behandeln werde. Dieses und
 II 152 die Beweise ihres eigenen Wohlwollen gaben mir Muth und | immer mehr Hoffnung zu einem baldigen wieder bessern menschlichen Leben, und endlich gänzlicher Rettung und Befreyung.

Am dritten Tage setzten sie ihren Marsch wieder weiter, und zwar ununterbrochen ins Preußische gegen Danzig fort, wo sie ihr Regiment zu treffen glaubten, und so kam ich denn endlich aus russisch Bolen⁵⁰ heraus, während mir jedoch noch manche Beschwerdnissen und Mühseligkeiten zustießen; denn das viele Eßen schwächte mich anfänglich, statt ich Stärkung hoffte und erwartete, bis endlich die ganze Natur wieder ausgefüttert war; und wäre der Branntwein (Watki) den ich oft wieder meinen Willen trinken mußte, und der die schnelle Vertauung, der nicht selten (Ursach der unaufhörlicher Eßlust) übermässig genossenen rauhen Speisen [*bewirkte*],
 II 153 nicht gewesen,| so würde ich erst in meinem vermeinten Glücke noch geopfert worden seyn; nun aber trieb der häufige Schnappsgenuß alle unreinen Säfte aus meinem ruinirten Körper hinaus, und es gieng nach und nach in einen förmlichen Aussatz über.

Nachdem wir das preußische Gebieth erreicht hatten, setzten wir unsern Marsch directe nach Marienburg fort, wo ich meinen Freund und ehemaligen Hauswirth Hr. Registrator Bandau abermals fand, und bei dem mir auch jetzt eine väterliche Aufnahme glänzte. Ach! wie erschrack Er, als Er mich in dem oben erwähnten Bauernküttel, den ich immer noch anhatte, und einem so elenden Zustande sah. Der Antheil, den Er an meinem Schicksale nahm, ist unbeschreiblich. Er war gerade auf der Kanzlei, von wo Er mich aber sogleich durch einen Kanzleidiener in seine Wohnung bringen ließ,| wohin Er, da es gerade in der Mittagszeit war, alsbald selbst folgte, und sowohl Er, als auch seine Gattin das Möglichste aufboten, mich im Augenblicke zu erquicken und in meinem Kummer und Elend zu trösten und zu stärken; ja seine zärtliche Theilnahme an meinem Unglücke und die ungeheüchelte Menschenfreundlichkeit bewies sich noch dadurch, daß Er mir anbot, mich in seinem Hause zu behalten und so lange in seinen Schutz zu nehmen, bis es Friede seye, oder sonst eine schickliche Gelegenheit sich ereigne, mich ungehindert in mein Vaterland wieder begeben zu können. Allein, mit innigstem Danke lehnte ich das großmüthige Anerbiethen meines Freundes ab, indem ich bemerkte (nachdem ich mit wenigen Worten mein Schicksal erzählt hatte) daß ich nun einmal, selbst durch
 II 154 die Rußen | soweit gerettet worden, und wie es scheine, ich mit denselben immer

^r General.

⁵⁰ Russisch Polen. Eccardt bezeichnet wohl damit das zwischen Russland und Preußen liegende Herzogtum Warschau, das Anfang 1813 noch unter der Herrschaft des Königs von Sachsen August Friedrich I. (1750–1827) stand, der damals noch Verbündeter Napoleons war. Aber bereits am 8. Februar wurde Warschau von den Russen eingenommen und bis Juni 1813 erfolgte die russische Besetzung des übrigen Territoriums. 1815 wurde in der Wiener Kongressakte festgehalten, dass das Herzogtum Warschau als Königreich Polen an Russland übergeht.

weiter ins Deutschland kommen werde, weil der Sieg einmal auf die russische Seite gefallen und das Wiederaufkommen der Franzosen sehr zu bezweifeln seye. Auf diese Vorstellung meines Gutachten gab mir mein Freund nach, schenkte mir ein paar Pelz-Handschuh und einen Thaler Geld auf die Reise, mit den Worten: so ziehen nun in Gottes Namen und schreiben sie mir einst ganz umständlich, wie ihnen das Schicksal weiter geleitet hat, und wenn es mehrere Bogen Papier erfordert, – was dann auch später in preußisch Bolen von Thorn⁵¹ aus geschah.

Mit zärtlicher Umarmung nahmen wir dann wieder von einander Abschied; und zahllos waren die heißen Seegenswünsche, die mir mein Freund Bandau zur weitern Begleitung | noch mitgab, während auch ich nicht ermangelte, meine Erkenntlich/*keit*] dafür darzubringen, indem ich sagte: ich kann Ihnen für die unaussprechliche Güte, die Sie an mir so vielfältig erwiesen, nicht genug danken, und ich werde Sie daher so lange ich lebe als meinen Wohlthäter in meinem Herzen bewahren und Ihre menschenfreundliche Handlungen einst in meinem Vater-Lande, wenn ich so glücklich bin, dasselbe je wieder zu betreten, mit dankbarem Gefühle erwähnen.

II 156

Die Rußen hatten in Marienburg nur einige Stunden Halt gemacht, um von dem Standpunkte ihres Regiment Erkundigung einzuziehen und die weitere Marschordre dorthin zu empfangen, welche sodann nach Thorn im preußisch Bolen lautete, wohin wir auch ungesäumt unsern Marsch antraten. | Nachdem wir in der Gegend von Thorn endlich angelangt sind und das gesuchte Regiment gefunden hatten, führte man mich dem Herrn Obrist, Namens Bandineus, vor. Er war ein großer, schöner und noch junger Mann. A! wie gehts Landsmann? redete Er mich in gut deutscher Sprache an. Bis daher ist es mir schlecht, ja sehr schlecht gegangen, Herr Obrist! erwiderte ich, hoffe aber, daß es mit Gottes-Hülfe künftig besser gehen solle, und erzählte dann mit wenigen Worten mein bisher gehabtes trauriges Schicksal. Nun fragte man nach meinem Namen und was ich eigentlich für ein Landsman seye. Letzteres gab ich getreulich an. Allein, da ich noch kein vestes Zutrauen zu den Russen gewonnen hatte und daher immer noch | eine gute Behandlung von denselben bezweifelte, so verleugnete ich meinen wahren Namen in diesem Augenblicke, und gab den Namen: Kasper Müller an (ich weiß selbst nicht warum?/) was ich auch im nemlichen Momente bereuete, indem ich diese Namensangabe selbst für Zwecklos hielt; doch sie war einmal geschehen, ich konnte sie nun nicht wieder zurück nehmen, und so blieb ich von diesem Augenblicke an Kasper Müller, so lange ich bey den Russen war. Auch prägte sich dieser Name gleich so tief bei mir ein, daß diese Benennung bei einem Zurufe p.p. (was sich zwar die Russen nur mit dem Namen Kasper bedienten) mich so schnell aufmerksam machte, als hätte ich von meiner Geburt an schon Kasper geheißten.

II 157

II 158

Bleibst jetzt bei uns, fuhr der Obrist weiter fort, und bringest mir meine Mussick | ein wenig in Ordnung, denn ich weiß wohl, daß ihr sehr vieles mangelt, und über-

II 159

⁵¹ Thorn gehörte seit dem Frieden von Tilsit 1807 nicht mehr zum Königreich Preußen, sondern zum Herzogtum Warschau. Preußisch wurde Thorn erst wieder auf Grund der Wiener Kongressakte 1815.

haupt hierinn die Russen gegen[über] den Deutschen noch weit zurück sind. Ich erwiederte hierauf: es seye mir unmöglich Dienst zu nehmen, indem ich Frau und Kinder zu Haus habe und auch nicht Willens seye, meinem Vaterland untreu zu werden und daher nach meiner Heimath trachte. Bist ein Narr! entgegnete der Obrist mit sanftem Lächlen, wenn du aber als Kriegsgefangener ins innere Rußland transportirt würdest, hättest du doch weniger Hoffnung, in deine Heimath zu kommen. Wohlgebeben Herr Obrist! sagte ich, allein, wenn ich mein Leben erhalte und es Friede wird, so glaube ich, stehet mir wie jedem Kriegsgefangenen das Recht zu, meine Freilassung zu verlangen, um alsdann als treuer Kriegs-Mann heimzukehren und wieder | in die Reihe in meinem Vater-Lande einzutreten.

II 160

Der Obrist war sehr vernünftig und gab mir hierauf zu verstehen, daß ich in dieser Hinsicht ganz unbekümmert seyn solle, denn sein Wunsch seye bloß der: daß ich nur auf Kriegsdauer u[nd] zwar unobligat bey ihnen bleiben und wie möglichst seine Regimentsmussick in einen bessern Zustand bringen möge, dafür Er mich wieder kleiden lassen und zudem noch rechtlich bezahlen werde; trete nun inzwischen der Friede ein, so solle ich auf Verlangen nicht nur allein meine Freyheit, sondern auch noch Paß und Marschruthe zur ungehinderten und sichern Heimreise durch Ihn erhalten.

Eine freudige, beruhigende und trostvolle Empfindung durchzuckte meine Seele auf diese so schöne gutdenkende Erklärung und Zusicherung des Hr. Obrist, und ich stammelte in meinem Innern dem Himmel | Dank für die gütige und weisliche Leitung zu den Fortschritten meines Heils. Eifrig versprach ich dem Hr. Obrist, alle meine Kräfte zur Erfüllung seiner Wünsche aufzubiethen und anzuwenden.

II 161

Hierauf nahmen mich die Mussikanten mit ins Quartier, und schon am andern Morgen schickte mir der Obrist durch seinen Adjutant eine von seinen Uniformen, die zwar etwas abgetragen, jedoch aber noch sehr schön und ganz mit Seidenzeug gefüttert war, und ließ mir sagen: ich solle den Rock durch ihrem Regimentsschneider wenden und mir zurecht machen lassen. Auch für die mir noch weiter nöthige Kleidung wurde ebenfalls schnell gesorgt, so daß ich in wenigen Tagen anständig gekleidet da stand und nun wieder einem Menschen gleichsah. |

II 162

| Es war das 27^{te} Jägerregiment von der 16^{ten} Division des General Bolatow⁵², deßsen Corps General Markow⁵³ unter dem Oberkommando des Marschall Graf v. Beningsen⁵⁴.

⁵² Der russische Generalmajor Michail Leontewitsch Bulatow (1760–1825) kommandierte das 4. Corps der Donau-Armee (auch Moldau-Armee genannt).

⁵³ Der russische Generalleutnant Jewgneij Iwanowitsch Markow (1769–1828) kommandierte 1812 und 1813 ein Corps der Reservearmee (auch 3. West-Armee genannt, 1813 auch Polnische Armee). Im April 1813 stand die Belagerung von Thorn durch russische Truppen unter seinem Kommando; siehe dazu S. 195f.

⁵⁴ Graf Levin August Gottlieb, auch Theophil, von Bennigsen (1745–1826), ein russischer General deutscher Herkunft, war ab August 1812 Stabchef der vereinigten russischen Armeen, die unter dem Oberbefehl von Kutusow standen. Wegen der Differenzen mit Kutusow verließ er gegen Ende 1812 die Armee, wurde aber Anfang 1813 wieder in die Armee zurückgeholt und mit dem Kommando der Reservearmee (auch Polnische Armee genannt) beauf-

Nun fieng ich an, in der Mussick zu arbeiten, was aber anfänglich mit vielen Schwierigkeiten verbunden war, und zwar erstens aus dem Grunde, weil ich nicht russisch und die Mussikanten nicht deutsch sprechen konnten, und zweitens wußte ich nicht, was diese viele messingene Horn,⁵⁵ die ich bei dieser Mussick das Erstemal sah, in ihren Tönen für einen Umfang hatten, da sie in gerader Form und zu verschiedenen Längen wie die Orgeln-Pfeiffen gefertigt waren, jedoch aber von oben, wo nur das Mundstücklein in einer kleinen Krümmung sich befand, bis unten immer in der Dicke zunahmen. Ich untersuchte nun die Sache aufs Genaueste, allein die Mussikanten mußten nur merken,| was ich fragte und ich, was sie antworteten. II 163
Man ließ mir diese Horn vor, zeigte mir deren Notenbücher und bald wurde ich mit dem ganzen Verhältniß dieser so seltsamen mussikalischen Horn bekannt, wovon ich eine kleine Erklärung folgend mittheilen will.

Es hat nemlich jedes dieser Horn nur einen Ton, daher hat man derer aber so viele und zwar alle Töne in dem Umfange vom G. Bahs^s bis in das obere Diskant C. In tiefern und höhern Tönen sind diese Horn zu einer militairischen Feldmussick nicht wohl thunlich, weil erstere 4 bis 5 Schu[*b*]⁵⁶ lange Horn zu schwer nachzutragen; und letztere fingerkleine Hörnlein zu schwierig zu blasen sind. Diese Horn werden in Bahs, Denor^t, Alt und Diskant eingetheilt und ein jedes hat nach den tabellen-| II 164
und eigenen Ton seinen Namen. – Sie werden aber zu andern Instrumenten einer vollen Feld-Mussick nur in Acorten zum Abcompanima⁵⁷ gesetzt. Wenn nun eine solche Partitur gefertigt ist, so werden beim Einschreiben der Noten in die für jedes einzele Horn besondere Notenbücher, die Tække^u, so wie auch schon in der Partitur geschehen, nummerirt, dann zählt jeder Hornist Tack für Tack^v weiter und bläst unter jeweiligen Pausen mit gehöriger Eintheilung die vorkommenen Noten. Wenn denn Alles gehörig gesetzt und geblasen wird, so ist eine solche Harmonie dem Ohr sehr angenehm. Es kann auch eine Person 2 und im Nothfall auch 3 solche Horn zu einem und demselben Mussickstück blasen, nur ist dabei zu beobachten, daß jene Horn ge-|wählt, deren Noten in der Partitur mit Pausen unterbrochen sind und II 165
sohin ein 2. Horn zu gleicher Zeit nothwendig werden, damit man mittelst Pausen mit dem Munde bequem von einem Horn auf das andere, und sofort jedem seinen Laut einschläglic⁵⁸ geben kann. Dieses kann zuweilen gar leicht geschehen, weil es nicht selten der Fall ist, daß manches Horn mit seinem Ton in einem ganzen Musickstück nur einigemal, und zwar mit langen Zwischen-Pausen, ja auch sogar nur einmal mit einer Note vorkommt. Man kann diese Horn auch ganz rein stimmen, den jedes ist am untern Ende mit einem Aufsatz mittelst Schraube versehen, wo in

^s Bass. ^t Tenor. ^u Takte. ^v Takt für Takt.

trägt. Dezember 1813 bis Mai 1814 kommandierte er die russischen Truppen bei der Belagerung von Hamburg.

⁵⁵ Zu diesen Instrumenten siehe S. 99f.

⁵⁶ Altes Längenmaß: 1 Schuh oder Fuß umfasst zwischen 25 und 34 cm.

⁵⁷ In Akkorden zum Akkompanieren (Begleiten).

⁵⁸ Auf den Schlag, genau im Takt.

II 166 jedem Falle wenn der Ton zu hoch oder zu tief erscheint, die Schrauben aufgeschraubt der Aufsatz aus | oder eingezogen und nach erfundener^w reiner Stimmung wieder befestigt werden kann.

Es können auch ohne Hülfe anderer Instrumenten Adagio, Andante, und in einem etwas langsamen Tempo auch Allegro mit solchen Horn geblasen werden; doch ist große Aufmerksamkeit und pünktliches Zählen dabei erforderlich, nemlich wenn man z. B. 8^{tel} oder 16^{tel} zu blasen und zu pausiren hat, daß den Noten und Pausen ihren gehörigen Werth gegeben werden. Man kann solchen Hornnoten 5 auch nur eine Linie je nach Belieben ziehen. – 3 Linien ist das Gewöhnlichste – denn es folgen immer einerley Noten in ihren Namen³⁹ und das Horn giebt keinen andern Ton, weil es nur einen hat, wenn man nur pünktlich pausirt u[nd] den Noten ihren gehörigen Werth gibt. Alle andern Instrumenten aber | hat man ebenfalls und die erwähnten Horn werden bei der sogenannten türkischen oder militair-Feldmussick meistens nur zum Abcopeniren^x verwendet.

II 168 Nachdem ich endlich einen reinen Begriff von diesen Horn bekommen hatte, fieng ich an, nach möglichen Kräften in der Mussick zu arbeiten und ließ an Fleiß im Geringsten nichts ermanglen, so daß ich mir auch bald Liebe und Achtung erwarb, und ich glaubte, nun der Glücklichste unter den Sterblichen zu seyn. Doch wurde ich anfänglich auch in diesem Glücke wieder gestört und in meiner Arbeit gehindert, denn die schon oben erwähnte Krankheit hatte mir bis dahin immer noch mehr zugesetzt und stieg endlich auf den höchsten Grad, so daß eine unzählige Menge ungemein große Giftblattern an Händ und Füßen so wie auch auf meinem ganzen Leibe entstanden, die mir einen | so außerordentlich brennenden Schmerz verursachten, daß ich oft glaubte, ich müße die ganze Haut von meinem Körper herunter scharren. Oft zog ich mich im Quartier, Nachts wenn meine Kameraden schliefen und es finster war, ganz aus und legte mich nackt auf eine Bank, um durch die Kühle nur eine kurze Zeit Ruhe zu finden. – Doch der Obrist schickte mir einen Arzt, der etwas deutsch sprach und schrieb. Derselbe untersuchte meine Krankheit, verordnete das Geeignete hiefür und schrieb mir mein ganzes Verhalten in deutscher Sprache nieder. Nebst pünktlichem Gebrauche der mir verordneten Heilmittel beobachtete ich auch nicht minder die nebenbei mir mitgetheilte Verhaltungs-
II 169 Instruction und in kurzer Zeit | erlangte ich meine volle Gesundheit wieder.

Nun begann ich meine vorige Arbeit aufs Neue; und da ich früher beim Großherzoglich Badischen Regiment die erste Clarinett geblasen hatte und daher eine Menge verschiedener Mussickstücke in meinen Gedächtniße noch genau eingepägt waren, so war dies in dieser meiner Lage eine große Stütze für mich. Nebst diesem hatte ich mir schon früher viele Mühe gegeben, auch etwas vom Innern der Mussick, d. h. Genera-Bahs^y, kennen zu lernen. Dies Alles gewährte mir nun in diesem Mo-

^w Im Sinne von „gefundener“ zu lesen. ^x Zum Akkompanieren (Begleiten). ^y General-Bass.

³⁹ Gemeint sind Noten von gleicher Tonhöhe.

mente einen großen Vortheil und fand ich hie und da noch Anstand, so schämte ich mich nicht, gelegentlich andere Mussickkenner um allenfallsige Auskunft in der Sache zu ersuchen. | Auf diese Weise wurde ich dann in den Stand gesetzt, alle diese Mussickstücke allmählich zu arangieren, wozu ich mitunter selbst noch Kleinigkeiten componierte, und dadurch mir immer mehr Liebe, Achtung und Zutrauen erwarb. Auch die ganze Mussick gestaltete sich in kurzer Zeit anderst. Jeder Hautboist beieferte sich, Meister seines Instruments zu werden, um seiner Stimme vorstehen und dieselbe gehörig vortragen zu können. Dadurch kam die Mussick, welche unter dem ganzen markowischen Corps früher die Geringste gewesen war, schnell empor, so daß sie bald den ehrenden Ruf erhielt: von allen Regimentern des genannten Corps nunmehr die Beste zu sein. Dieses schmeichelte so sehr, daß bei dem ganzen Mussickpersonal ein gewisses Ehrgefühl ein-|schlich, welche Nothwendigkeit ihm früher gänzlich fehlte. Ja noch mehr steigerte sich unter ihm Muth und Character, weil ich das dispotische^z strenge Wesen, dem es ebenso unterworfen war wie die meisten gemeinen Rußen, die freilich leider nur mit fast unmenschlicher Strenge zu Menschen gebildet werden konnten, bei ihm abschafte, denn jeder Officier, ja sogar bis zum Fähndrich herab, nahm sich das Recht heraus, die Mussikanten aufzufordern, ihm zu spielen, wenn es ihm einfiel Mussick hören, oder Andern – ob gleichwohl (wie früher die Mussick im Zustande war) mit einem disonirenten erbärmlichen Geschrey – seine Aufwartung machen und sich damit ein Ansehen geben zu wollen, und wenn es auch nur den Freymädchen (Freudenmädchen) galt. Oft mußten sie bei letztern, wenn dergleichen vorhanden waren (wie ich | in der kurzen Zeit selbst schon und von den Mussikanten vernommen hatte) ganze Nächte hindurch mussicieren, während man ihnen nicht einmal ein Glas Branntwein noch sonstige Nahrungsmittel zukommen ließ. Ja, statt dessen hatten sie zuweilen noch Mißhandlungen zu erwarten, wenn durch die Anstrengung des fast immerwährenden Blasens, das wie eine klappernte Mühle ununter brochen forttauren mußte, ihre Kräften endlich erschöpft waren und sie das nichtmehr zu leisten vermochten, was die übermüthigen Wohlüstlinge in ihren Liebesberauschungen von ihnen forderten. – Dies waren natürlich Umstände, die eine gute Mussick nicht herbeibringen konnten, sondern vielmehr das Gegentheil bezweckten.

II 170

II 171

II 172

Alle diese, der Mussick so nach-| theilige Mißbräuche, so wie die guten Früchten, welche bessere Behandlungen erzeugen würden, suchte ich dem Hr. Obrist lebhaft zu schildern und deutlich auseinander zu setzen, so daß es bald Eingang bei Ihm fand und Er mich ganz nach meiner Medote schalten und walten ließ – doch äußerte Er lächelt, wenn ich Ihm vorstellte, daß ich mehr mit Güte, wobei jedoch immer rechtliche Strenge statt finden müsse, zu gewinnen hoffe: ich glaube schwerlich. Allein bald sah Er die blühenten Früchten reifen, und freuete sich ungemein, nachdem wir endlich der Vestung näher gerückt waren und das Lager bezogen hatten; Markow als Belagerungs-Commandant aber in einem Dorfe bey einem Edelmann logirte, unverhofft die Mussick vom 27^{ten} Jäger-Regiment, vorzüglich vor allen Regi-

II 173

^z Gemeint ist „despotische“.

II 174 mentern dorthin sich wünschte,| um jeden Abend die Tambours beim Beginn des Zapfenstreichs mit Mussick zu begleiten und Ihn zuweilen noch extra mit Mussick zu unterhalten. Voller Freude ließ mich hierauf der Obrist in sein Zelt rufen, beschenkte mich wieder mit einigen Rubeln, übergab die ganze Mussick vertrauensvoll meiner Leitung und schickte mich mit derselbe an den neuen Bestimmungsort, wo wir während der Belagerung Quartiere und ein strapatzenfreies ordentliches Leben hatten.

Die Besatzung Thorn bestand bloß aus einigen Baierschen Truppen, die sich nur noch schwach vertheidigen konnten, und daher auf ein in der Karwoche auf die Stadt noch erfolgtes Bombardement, am Karfreitag⁶⁰ mit Capitulation, wornach sie II 175 nach Ablegung der Waffen | ausmarschieren und in ihr Land ziehen durften, die Vestung übergaben. Am Ostertag wurden sonach die Thore geöffnet, die Baiern marschirten aus und wir bezogen die Stadt, worauf auch gleich ein allgemeiner Waffenstillstand erfolgte.

Nun ließ mir der Obrist bei einer deutschen Familie nahe am Weichsel-Thor Quartier geben, und das übrige Mussickpersonal bestimmte Er nebenbei in ein großes, gerade damals leeres Haus, welches eine Kase/r/ne für dasselbe bildete. Auch Er, der Obrist selbst, hatte sein Quartier darneben, und zwar auf der andern Seite, so, daß zwischen uns Beiden die ganze Mussick logirte, wodurch Er täglich Alles im Auge hatte und die Übungen und Fortschritte derselben beobachten konnte.

Hier hatte ich erst recht Gelegenheit, die Mussickanten nicht nur mehr in der Mussick, sondern auch im sittlichen Leben und überhaupt in der Moralität zu üben II 176 und zu befördern, und sie | von der verderblichen russischen Gewohnheit des übermässigen Branntwein-Trinkens, womit sich der Ruß oft so berauscht, daß er beinahe keinem Menschen mehr gleicht, abzuhalten; welch Letzteres der Obrist so gerne sah als das Erstere, denn Er kannte diese Nothwendigkeit und der Unterschied zwischen der russischen und deutschen Nation zu gut, und eben daher zweifelte Er nebenbei immer noch ein wenig, daß eine subtile Behandlung bei den Rußen fruchten und den Zweck ganz erreichen werde. Doch ließ Er der ganzen Sache den nun einmal schon eingeleiteten Gang, und gewährte mir noch auf meine Bitte, daß die Mussick nur Sonntags der Wachtbarade und hie und da, wenn das ganze Regiment zum Exerciren ausrücke, beigezogen, von allen andern activen Diensten aber frey II 177 gelassen werden solle,| damit sie in den Mussickübungen nicht gehindert seye.

Von dieser Zeit an war nun mein tägliches Geschäft: von Morgens 8 bis 10 Uhr und auch die meiste Zeit Nachmittags von 2 bis 4 Uhr Mussickschule zu halten. Nur wenn ein frisches Stück vorlag und es erforderlich war, jeder seine Stimme vorerst einzeln einzustudieren, war Nachmittags keine Probe im Ganzen, hingegen saß Einer da und der Andere dort in einer Ecke und thutelte seine Stimme so lange fort, bis er endlich ihr Meister ward; und so dauerte dies 4 Monate, so lange wir in Thorn waren. Kein wunder, wenn das tägliche Gethudel und Gebumb mit der großen

⁶⁰ 16. April 1813.

Trommel den Nachbarsleuten endlich zur Last fiel – nur der Obrist als großer | *II 178*
Mussickfreund konnte es nicht müde werden. Allein die Mussick bildete sich immer
mehr aus, sowohl in Kunst als auch im sittlichen Leben, was der Obrist in dieser
Periode ganz glücklich machte.

Die Officiere, vom Staabs Officier abwärts, konnten sich freilich fast nicht darein
schicken, daß ihnen die unmittelbare Gewalt über die Mussick allmählig genommen
wurde, und erlaubten sich mitunter, besonders bei Gelegenheiten reizbaren Gegen-
ständen, immer noch eigenmächtige Handlungen gegen die Mussikanten, jedoch
aber jetzt mit mehr Zurückhaltung als zuvor.

Einst an einem Morgen, als ich, um Mussickprobe halten zu wollen, in die Schule
kam, lagen mehrere der Hautboisten an Kräften erschöpft ganz müde auf ihren La-
gern, was ein ungewöhnlicher Fall war. Auf meine Frage: woher es komme, | *II 179*
daß sie so gelähmt seyen? machten sie mir in ihrer Sprache begreiflich: einige Officiere hät-
ten sie gestern Abend spät aufgefordert, ihnen in einem Hause hier bei Freymädchen
zu Mussicieren, wobey man ihnen aber geboth: Kasper, nemlich mich, im Gering-
sten nichts davon wissen zu lassen, und seyen dann bereits die ganze Nacht, wäh-
rend man ihnen weder Speise noch Trank reichte, so angestrengt gewesen, daß sie
zum Mussicieren einstweilen gänzlich unfähig seyen. Hierauf stellte ich die Probe
für diesen Morgen ein und ließ die Ermüdeten ruhen; auch den übrigen Mussikanten
befahl ich, kein Instrument zu berühren, damit jene ihre nöthige Ruhe genüßen und
sich wieder neue Kräften sammeln konnten. Nun herrschte auf einmal eine solche
Stille, als wäre plötzlich Alles in diesem Hause ausgestorben, was der Obrist sehr
befremdete.

| Es war ein schöner Sommer-Morgen, und ich stellte mich deshalb vor das Haus *II 180*
in die angenehme Morgensonne. Während ich nun so da stand und mein Schicksal
überdachte, wie ich nemlich vor wenigen Monaten noch im größten Elende schmäch-
tete, aber selbst von Menschen aus dem Kreise meiner Verfolger wieder gerettet
wurde und nun in dem glücklichen Zustande mich befinde, hörte ich plötzlich Kas-
per rufen! Schnell und wie vom Traum erwacht blickte ich dem Zurufe entgegen. Er
kam vom Obrist, welcher so eben auf der Altane⁶¹ seines Quartiers erschien und wie
gewöhnlich daselbst Thee zum Frühstück trank, den Ihm seine Frau, die Er in
Thorn bey sich hatte, jeden Morgen selbst zubereitete. Wie kommt es, daß ich diesen
Morgen nicht Mussicieren höre? ist etwas Widriges vorgefallen? fragte mich der
Obrist, | als ich, wie Er in diesem Augenblicke befohlen hatte, auf dem Balkon bei *II 181*
Ihm erschienen ward – denn Er wußte wohl, daß, wenn die Mussickübungen nicht
statt fanden, die Einstellung derselben von mir herrühre, und daß es aus gründlicher
Ursache geschah. Eben dieses veranlaßte Ihn noch mehr, der Sache ernstlich nach-
zuforschen, und so wurde ich aufs Strengste aufgefordert, das Vorgefallene zu ent-
decken, worauf ich dann erzählte, was ich von den Mussikanten vernommen hatte.
Während diesem entfärbte sich der Obrist; eine Röthe überzog sein Gesicht und
seine Augen funkelten vor Zorn. Dies wird nun eine schöne Geschichte geben,

⁶¹ Altan, Balkon.

dachte ich. Gerne hätte ich das Geschehene ungeschehen gemacht, wäre es nur in meiner Möglichkeit gestanden. Als ich meine Erzählung geendet hatte, ließ der Obrist den Sergenten von der Mussick holen, welcher die gedachten Officiere namhaft
 II 182 | machen mußte. Augenblicklich wurde sodann der beim Obrist die Ordonanzhabende Unter-Officier abgeschickt, dieselben herbeizurufen, und bald kehrte er mit zwey Officier zurück, während auch ich noch gegenwärtig war und gegenwärtig bleiben mußte.

Aber wie vom Schlag gerührt stand ich da, als ich in einem der beiden Officiere denjenigen erkannte, der mich vor wenigen Monaten meinem großen Elende und qualvollen Verderben so väterlich entriß, und in jenem Momente, so wie auch später in jener Mühle mit Branntwein und so schönem weisen Brod erlabte. Ach, welchen Undank fühlte zum gerechten Vorwurfe mein Inneres! indem nun ein so verhängnißvolles Ereigniß herbeiführte, ich an meinem Retter den Verräther machen zu müssen, dem nicht nur ich allein, sondern sogar auch meine zu Hause für mich bekümmerte Familie meines noch Daseyn zu verdanken hatte. Ja wie würden Letztere in ihrer so weiten Entfernung diesen Mann als unbekannt verehrt und vergöttert haben, wenn ihnen seine schönen Handlungen gegen mich vor Augen gelegen wären, die ihnen in ihrem kummerhaften Zweifel auf einmal die Trostvolle Hoffnung gewährt hätte: Gatte u/nd] Vater, den sie schon unter den Toden glaubten, dereinst wieder zu finden. Dieses Alles schmerzte mich so sehr, und ich verwünschte im Augenblicke den ganzen Vorfall, der mich zum Werkzeuge des Verraths meines Wohlthäters machte, während ich doch nur das Gute bezwecken wollte.

II 184 | Steif und ohne ein Wort zu sprechen standen nun die zwey Officiere | vor ihrem erzürnten Obrist, der sie mit donnernter Stimme anfiel und sie nach einem derben Verweise, noch zu einem vierwöchentlichen Arrest auf der Hauptwache verurtheilte, und aber gleich den andern Tag bey der Wachtbarade herausgab, daß bei strenger Strafe künftig kein Officier u/nd] Niemand sich unterstehen solle, Mussikanten vom Regiment zum Mussicieren abzufordern, ohne des Capellmeisters Wissen und Willen; und von dieser Zeit an waren diese Unfugen und Mißbräuche gebohen.

II 185 | Das ganze Mussickpersonal schloß sich mir nun immer mehr an, und Liebe und Anhänglichkeit steigerte sich bei demselben auf das Höchste, so, daß | meine Worte fast wie ein Heiligthum bei Ihm zu sein schienen, und daher ein Wort von mir oft mehr wirkte, als bey manchem russischen Soldaten hundert Ruthenhübe auf seinen entblösten Leibe.

Unterdeßen wurde das ganze Regiment mit neuen Mäntel von ansehnlichem schwarzen Tuch versehen; auch mir ließ der Hr. Obrist einen Mantel, jedoch von dunkelgrünen Tuch und zwar mit langem Hangkragen fertigen.

Nun aber erging eine Regiments-Ordre, daß zur Schonung der neuen Mäntel, außer Dienst die alten noch getragen werden sollen; welch letztere aber zum Theil sehr zerlumpt aussahen. Inzwischen rückten die Pflingstfeiertage heran und die Mussikanten gingen in den alten zerrissenen Mänteln in den Straßen umher. Dies errege in mir einen so schamhaften Aerger, daß ich augenblicklich befahl: jeder

Hautboist solle über die Feiertage in seinem | neuen Mantel umher gehen, und wenn allenfalls ihre Compagnie-Cheffs p.p. sie zur Verantwortung hierüber fordern sollten, sie dann bescheiden mit dem von mir herkommenden Befehl hiezu, sich zu entschuldigen und überhaupt die ganze Veranlassung auf mich zu wälzen haben, worin schon der Gedanke läge, daß mein gegebenen Befehl von höherer Genehmigung ausgehe. Ohne Bedenken zogen sie nun augenblicklich ihre neuen Mäntel an und stolzirten grafetätisch^{aa} in der Stadt herum. Allein ich säumte ebenfalls nicht, einem mir selbst allenfallsigen Verdrusse entkommen zu suchen, und begab mich deshalb unverzüglich zum Hr. Obrist, der mir aber zufällig auf der Straße begegnete. Als ich Ihm die Sache Vortrug und Er vernahm, wie sehr es mir daran liege, daß die Mussikanten überall hübsch und anständig einhergehen, was, wie ich ernsthaft äußerte, auch schon auf das | allgemeine Zutrauen ihrer mussikalischen Kunst wirke; und nicht nur mir und den Mussikanten Ehre, sondern auch gewiß dem Hr. Obrist Freude sein wird, wovon ich überzeugt zu sein glaube. Da hast du recht gethan, erwiederte hierauf mit freundlichem Lächeln der Hr. Obrist; sollten nun in Zukunft ähnliche Fälle eintreten, so handle dann nur nach deinem Begutachten und setze mich nachdem in Kenntniß davon, denn ich kann ja auch nicht immer an Alles denken. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich nun dieser Vorfall und das ganze Officier-Corps äußerte sein Wohlgefallen hierüber. – Doch die Freude der Mussikanten behielt das Übergewicht, und mir glänzte von allen Seiten ein neues Wohlwollen.

II 186

II 187

Am 12^{ten} August marschierten wir von Thorn wieder ab, indem der Waffenstillstand zu Ende gieng und die Feindseligkeiten wieder aufs Neue begannen.

| Wir zogen nun allmählig aus Preußischbolen^{bb} hinaus, in der Richtung gegen Schlesien u[nd] Dresden, welche Positionen die Franzosen noch mit einem bedeuteten Armee-Corps behaupteten, wovon sich einen Theil von Dresden, an der Elbe hinauf bis ins Böhmisches ausbreitete.

II 188

Beiläufig eine Stunde oberhalb Glockau bassirten wir mittelst Schiffbrücke die Oder. Markow setzte sich sogleich in Bewegung, dem Feinde an der Elbe zu begegnen. Er nahm die Richtung mit uns Links einen kleinen Theil durch Böhmen und marschierte bey Leitmeritz⁶² über die Elbe, allwo wir uns mit schönem Wetter begünstigt, auf einer Wiesen-Ebene nahe am Fluße lagerten, und das Folgende abwarteten.

Gottlob! dachte ich, so habe ich doch endlich auch die Elbe hinter mir; nach und nach wird sich der | Rhein mir wohl auch nähern, der mir schon so lange im Geiste vor meinen Augen fließt und ich ihn gleichsam als einen Freund betrachtete, weil ein großer Theil seines Laufbahns mir auch mein Vaterland bezeichnete. Dort ist die Gegend, indem ich einen Blick über das Gebürge nach Westen that, wo sich die Meinigen nur in Hoffnung und Zweifel werden befinden; aber bald wird sich der

II 189

^{aa} Gemeint ist „gravitätisch“. ^{bb} Preußisch Polen.

⁶² Heute tschechisch Litoměřice.

Zweifel legen, die Hoffnungen werden erfüllt werden, und ich werde in ihren Armen liegen.

So tröstete ich mich selbst; und es war auch kein eitler Trost, den fast jeder Tag brachte neue Hoffnungen, meinem Vaterlande näher zu kommen, da wenig Aussichten mehr zum Siege der Franzosen vorhanden waren, wodurch ich mit den Russen | meiner Heimath immer näher zu kommen hoffte – doch es traten noch manchmal hoffnungslose Gegenstände ein, ehe ich mein Ziel erreichte.

II 190

Nach einigen Tagen brachen wir daselbst wieder auf, rückte[n] noch ruhig bis nach Ausig vorwärts an der Elbe hinunter, und erwarteten dort, jedoch aber vergeblich, den Kaiser Alexander.

Nachdem wir zwei Tage auch da im Lager zugebracht hatten, wurden die Franzosen von unserer Seite angegriffen und unter beiderseitigem Gefechte bis ohnweit Dresden zurückgeworfen. Die einbrechente Nacht machte dem Gefechte ein Ende und wir befanden uns nun bei einem Dorfe nahe an der Elbe, wo der Kampf diesen Tag am stärksten war und etwas angehalten hatte. Wir, die Mussick, giengen gerade durch die dortigen Gärten auf dieses Dorf und zwar | auf ein Haus zu, welches uns noch ziemlich unverletzt schien, da dieses Dorf durch das anhaltente Gefecht beinahe gänzlich ruiniert u[nd] viele Häuser desselben ganz abgebrannt waren.

II 191

Dort wollen wir für diese Nacht Quartier nehmen, sagten einige der Mussikanten, ist's Allen recht? Wenn wir Platz haben und zu Essen finden, erfolgte die Antwort.

Ha! Platz und zu Essen! murmelten Andere, im Garten ist Platz genug; wir machen uns dort eine Hütte und dann gehen wir auf Beute aus – jetpittwojamatt Schelma Sachsian⁶³ – setzten sie mit ernsthaftem Ausdrücke hinzu.

Bei diesem Hause angekommen, stürmten sie, nebst noch andern inzwischen herbeigekommenen russische Soldaten, rasch auf dasselbe zu; aber Thüren und Fensterläden am ganzen Hause waren verriegelt und eine Todesstille herrschte darin.

II 192

| Nun gieng das Poltern an. Halt! rief einer mit einem Finger winkent, ich höre Etwas, es ist Jemand darin, eine gute Beute ist uns hier schon gewiß.

O Gott! dachte ich, ihr arme Leute! Euch hat, wie ich sehe, bis daher der ärgste Sturm noch ziemlich verschont, aber jetzt schlägt die Stunde eures Verderbens und Elends. Alles, was ihr bisher noch erhalten, wird eher einer Viertelstunde ein Raub des Feindes werden. Ein großes Glück würde euch noch übrig geblieben seyn, wenn ihr nur ohne Leibes-Mißhandlung davon kommt. Endlich trat ich näher und horchte auch; aber was hörte ich? das Weinen eines Kindes, dessen Stimme höchstens ein Alter von 5 bis 6 Monate ankündigte.

II 193

Ein Schmerz des Mitleids lag mir sogleich auf meiner Seele und | augenblicklich glaubte ich eine Stimme zu hören, die mir zurief: rette dieses Kind.

⁶³ Die Formel ist ein obszöner russischer Fluch, der hier in Soldatensprache das gemeinsame Vorhaben bekräftigt, wobei Eccardt als sächsischer Spitzbube mit zum Treiben aufgerufen wird. Für Hinweise dazu ist Prof. Dietmar Neutatz, Universität Freiburg, zu danken.

Sogleich sann ich auf Mittel, diesem so nahestehenden Unglücke zu begegnen und dasselbe, denen ohnehin schon zur Verzweiflung geängsteten Bewohnern abzulehnen, was mir aber zu vollbringen fast unmöglich schien, indem ich mein Mitleiden kaum äußern durfte, weil der Haß der Rußen zu groß auf Sachsen war; aber was konnten diese Unterthanen, ja sogar unmündige Kindlein dafür, daß Deutschland früher von Napoleon besiegt wurde und Er in diesem Momente den größten Theil von Sachsen noch in Besitz hatte, wovon eben der Haß bei dem unkundigen, unüberlegtem, rachsichtigen gemeinen Volke herrührte.

Ohngeachtet ich durch Fleiß und Treue mir schon sehr viel Achtung und Respect erworben hatte, mußte | ich mich doch immer noch als Gefangener betrachten, und durfte, wie schon erwähnt, mich nicht so ganz frey auslassen, daß mir ihre Meinung nichts galt, oder [*dass ich*] Mitleid mit denen Unschuldigen hätte, welche sie als ihre größten Feinde betrachteten. II 194

Ob ich mich gleichwohl an den Franzosen auch schon satt gesehen hatte, so sagte mir dennoch mein Inneres: Einer ist zwar der Urheber, Andere aber sind Beförderer des Übels gewesen; denn hätte – nach meiner Betrachtung – Deutschland früher zusammengegriffen, so würden allerdings die Siegesfortschritte der Franzosen gehindert und gemindert worden seyn. – Doch vermag ich nicht, über den Gang der Dinge, den die göttliche weise Vorsehung geschehen ließ, ein richtiges Urtheil zufällen und will daher wieder zur Hauptsache, nemlich | der Erzählung meiner eigenen Schicksalen und Begegnungen schreiten. II 195

Ich hatte damals von der russischen Sprache schon so viel Begriff, daß ich, um die Rußen von dem stürmischen Eindrang in gedachtes Haus abzuhalten, ihnen eine kleine Vorstellung zu machen im Stande war, was ich auch ungesäumt zu thun vornahm, und durch den mir schon erworbenen Respect mit gutem Erfolge auszuführen dachte.

Während sie nun heftiger auf das Haus zudrangen, sagte ich dann zu ihnen: hört Leute! ein so unschuldiges Kindergeschrei greift mir in die Seele; und es wird uns keine Ehre machen, wenn wir uns an den ohnehin schon unglücklicher Eltern unmündiger Kinder vergreifen | würden. Unterlaßt diese That. Hört nur an des Kindes jämmerliches Weinen. II 196

Auf diese Worte, die ich ihnen in ihrer Sprache ohne allen Zusammenhang so ganz gebrochen und meistens verkehrt dahin welschte⁶⁴, wurden sie doch endlich gerührt und gaben der Sache Beifall; Einige vielleicht aus wirklichem Gefühl; Andere möchten nur ihre Einwilligung gegeben haben, um sich an die bedeutenste Meinung zu feßeln; und so wurden plötzlich Alle eines Sinnes und verschwanden, während ich ihnen jedoch noch zurief, daß ich hier bleiben und wie möglichst mein Nachtquartier daselbst nehmen werde, wenn ich Eingang in dieses Haus finde, wo sie Morgen früh wieder nach mir sehen und mich finden können. – Dobre Natz. (gute Nacht).

⁶⁴ *Welschen bedeutet unverständlich reden.*

II 197 Nun gieng ich ganz leise zu einem | Fensterladen, klopfte an und bat in deutscher Sprache um Einlaß. Augenblicklich hierauf hörte ich eine Bewegung im Hause und ein leises Reden, wovon ich aber nichts verstand. Von da begab ich mich nun zur Haus-Thüre, klopfte abermals nebst deutschem Zurufe und endlich kam Jemand und öffnete ängstlich die Hausthüre.

Fürchtet euch nicht, sagte ich, wer ists, der mir aufschließt?

Ein alter Greis dem nur Elend über seinem grauen Haupt schwebt, war jammernt die Antwort. Tretten sie näher mein Herr! Seyn sie ein Deutscher? Mit diesen Worten öffnete er mir auch die Stubenthüre.

Wem gehört das Kind, welches ich so jämmerlich weinen hörte, fragte ich? Meiner Tochter, war die Antwort; ich bin der Großvater.

II 198 Ihr befindet Euch so ganz im | Dunklen! sagte ich, könnt ihr kein Licht machen?

O ja, liebster Herr! erwiderte der Greis, wenn sie uns schützen wollen; denn nur aus Furcht vor den Russen sitzen wir so einsam im Finstern. Zwar wissen wir nicht, welche uns am übelsten behandeln; die Franzosen wollen unsere Freunde seyn, aber wir müssen die Freundschaft theuer erkaufen. Wir haben es noch nicht wagen dürfen, Licht zu machen, denn so eben waren wieder welche Rußen da und jagten uns eine neue Todes-Angst ein. Wir waren ganz still, aber, O Gott! das gute Kind hätte uns bald verrathen, sagte ein junges Weib mit weinender Stimme, das so eben ein Licht brachte.

Ich bin selbst einer von diesen, sagte ich, allein ich habe das Übel, das euch bedrohte, abgeleitet – was fehlt denn diesem Kind?

II 199 Verzeihen sie, mein Herr! sagte | die junge Frau so zärtlich in ihrem schönen sächsischen Dialecte, während eine Thräne die andere schlug; nur der Hunger plagt diese arme Unschuld. Wir und das Kind haben beinah schon 2 Tage nichts gegessen. Die grausammen Krieger verfolgten und beraubten uns, und die prüllenden Kugeln haben uns heute den ganzen Tag so geängstigt, daß wir nur auf Rettung bedacht sein mußten; nun aber wenn sie erlauben und uns schützen wollen, will ich meinem Kinde ein wenig Breu wärmen, der schon einige Tage hier in einem Schrank stehet.

Diese Worte verursachten mir einige Thränen und machten mich einen Augenblick stumm. Endlich eröffnete ich ihnen meine Freundschaft; versprach ihnen möglichen Schutz; erzählte mit wenigen Worten auch mein trauriges schicksal | und [*wir*] begaben uns dann zu Ruhe, nachdem man mir ein Strohlager mit einigen Bettwerke versehen, bereitet hatte; während wir jedoch noch einigemal durch Zudrang russischer Soldaten gestört wurden, allein sie entfernten sich auf einige von mir ihnen ernsthaft zugeworfene Worte, die ich in ihrer Sprache gut auszudrücken vermochte, augenblicklich wieder.

Am andern Morgen früh, als ich kaum vom Schlafe erwacht war, hörte ich plötzlich ein Weib ganz bestürzt mit Weinen und Klagen zum Hause herein stürmen. Ach du allmächtiger Gott! fieng sie mit bitteren Thränen an, Soldaten haben uns diese Nacht überfallen und nahmen uns Alles | was wir hatten. Ich habe nichts mehr, als wie ich hier stehe und das Leben; mein Mann und die Kinder desgleichen; nicht ein Stücklein Brod haben wir mehr zu essen. Ach ums Himmelswillen! helfen sie

mir! helfen sie mir! jammerte diese Frau, während sie sich an mich wendete. Sehen sie mein Herr! – indem sie mir durch ein Fenster zeigte – hier in diesen Garten haben sie Alles geschleppt.

Erstaunt stand ich da, als ich hinaus sah und wirklich den unmenschlichen Raub in einer Menge verschiedener Sachen bestehend, wovon die Soldaten den größten Theil nicht einmal benutzen konnten, und desfalls nur der Verwüstung preis gegeben ward, gewahrte; ja sogar Kleidungsstücke und sonstige Bedürfnisse | für die kleinsten Kinder befanden sich hiebey. Ich wußte mich im Augenblicke nicht zu fassen, denn so mißlich es mir zu seyn schien, diese Sachen retten zu können, so wehe that mir auch das verzweiflungsvolle Jammern dieser Frau. Endlich sagte ich zu ihr: meine Macht reiche zwar nicht hin, diesen Menschen zu befehlen, doch die Hülfe, die in meiner Kraft stehe, werde ich ihr nicht entziehen.

II 202

Hierauf hieng ich meinen Mantel den mir unser Obrist in Thorn mit langem Hängekragen hatte machen lassen, um mich; nahm meinen Meerrohrstock⁶⁵, den ich immer bei mir trug in die Hand, gieng hinaus in den Garten und redete die Soldaten ernsthaft mit einigen Worten, die mir etwas geläufig waren, an, und womit ich ihr gefühlloses Benehmen mißbilligte.

| Beschämt standen sie nun da und hatten weder Muth sich zu widersetzen, noch in ihrer Raub-Lust fortzufahren; denn die meisten Soldaten, die hier ihr Unwesen trieben und mich zwar nicht kannten, hielten mich für einen russischen Officier; schlichen deshalb stillschweigend allmählig davon und wagten nicht, die noch vorhandenen entwendeten Gegenständen mitzunehmen.

II 203

Nun sammelte ich mit meinem Stocke alle diesen Sachen auf einen Haufen zusammen, während die Eigenthümerin derselben, furchtsam in gespannter Erwartung dem Ausgange dieser Scene von Ferne entgegen sah, und endlich auf meinen ihr gegebenen Wink, um ihr Eigenthum wieder in Empfang zu nehmen, zu diesem Behufe | schnell wie ein Habicht herbei eilte, u[*nd*] wo ich sodann zu ihrem Schutze so lange stehen blieb, bis sie Alles wieder in Sicherheit gebracht hatte.

II 204

Das Entzücken dieser Frau läßt sich kaum beschreiben. Sie wollte mir ihren Dank dafür stammeln, aber sie konnte nicht genug Worte dazu finden wie sie es im Innern fühlte; doch, die heißen Segenswünsche, die sie mir aus der reinsten Quelle noch zurief, als ich bald darauf mit meinen Mussikanten von da wieder abmarschierte, ersetzten einigermassen noch den Willen ihres Herzens.

Unser Regiment war inzwischen etwas weiter vorgerückt und wir trafen dasselbe bald hierauf im Bivouac bei einem andern Dorfe, aus dem der verheerende Krieg die Einwohner schon fast alle ver-| trieben hatte.

II 205

Es war nicht weit von Dresden, allwo die Rußen und Franzosen in einer kleinen Entfernung einige Tage lang nur in der Stille einander verbittert entgegen sahen. Ich benutzte nun diese Zeit zur Übung der Mussick, nachdem ich auf^{cc} die Erlaubniß

^{cc} Lesung unsicher.

⁶⁵ Spazierstock aus einem schlanken Stamm oder Trieb einer Schilfpalme (*Calamus*).

vom Obrist bis auf weitere Ordre, mit dem ganzen Mussickpersonal ein leeres Haus in gedachtem Dorfe bezogen hatte.

Als wir einst an einem schönen Nachmittage in unserer Mussickübung guten Muthes, ohne kriegerischen Störung zu ahnten, beisammen saßen, entstand plötzlich eine so starke Kanonate, daß alle Fenster am ganzen Hause zitterten. Wir erkundigten uns sogleich des unverhofften schnellen Angriffes, sahen aber demohngeachtet diesen Vorfall anfänglich für nicht gefährlich an, jedoch vernahmen wir bald,
 II 1206 daß die | Franzosen, welche sich bis Dresden zurückgezogen, nun wieder einen und zwar kräftigen Ausfall gemacht hatten. Sie suchten längs dem Gebürge nach den linken Flügel der Rußen zu umgehen, um ihnen auf den Rücken zu kommen. Dies bemerkent zogen sich die Russen ungesäumt zurück. Auf die von diesem Verhältniß vom Obrist alsbald erhaltene Nachricht und weitere Weisung, packten wir unsere Habseligkeiten schläunig zusammen und schlossen uns ebenfalls zum Rückzuge dem Regiment wieder an.

Kaum hatten wir eine halbe Stunde, dennoch aber schon ein zweites Dorf zurückgelegt, als ich plötzlich ein mussikalisches Instrument mangelte; und da auf meine Frage auch kein Anderer von der Mussick Etwas von dem vermißten Instrument wissen wollte, so | war es sehr wahrscheinlich, daß es in dem Hause, welches wir so eben eiligst verlassen mußten, liegengeblieben seyn mochte. Es mußte deshalb sogleich einer der Mussikanten zurück eilen, um wie möglichst wieder in den Besitz der Clarinette zu kommen. Mit sehnsucht erwartete ich nun den Mann, welcher zurück gegangen war, so wie auch die Clarinette, die er, wie ich hoffte, mitbringen werde. Er kehrte zwar bald wieder, jedoch aber ohne gedachtes Instrument retur, und sagte: er seye zwar in dem Haus gewesen, das wir verlassen hatten; allein Bauersleute hätten, seit wir weggegangen sind, dasselbe wieder eingenommen; er habe jedoch so gut wie möglich nach dem Instrument gefragt, aber sie wollten nichts davon wissen.
 II 207

Auf diese Nachricht entschloß ich mich augenblicklich, selbst den Rückweeg | anzutreten und der Sache nachzusehen; nahm jedoch vorsichtig meine wenige Habseligkeiten, die ein kleines Päckche, auf einem Wagen liegend, umfaßte, geschwind unter meinen Mantel und eilte starken Schrittes davon, mit dem schnell gefaßten Gedanke: ob mir hierdurch etwa eine Gelegenheit zum Übergange und weitem Fortkommens nach meinem Vaterlande zu den Meinigen bestimmt seye? Ohngeachtet man mir zurief, daß mein Gang vergeblich seyn würde, da die Bewohner jenes Hauses, wenn sie das mangelnte Instrument auch wirklich haben, dasselbe aber verläugnen und nicht herausgeben werden.
 II 208

Nein! nein! erwiedert ich hierauf, ich kann deutsch mit ihnen sprechen und glaube, wenn sie das Instrumentche haben, sie zur Rückgabe desselben bewegen zu können; hierauf verdoppelte ich meine Schritte. | Schon hatte ich das erste Dorf, in dem aber nichts Lebendiges zu sehen war, bereits wieder bassiert und mein Marsch zur weitem Bestimmung vorgenommen, als ich plötzlich wahrnahm, daß nur noch ein Battailon Rußen unweit diesem Dorfe schlagfertig aufgestellt war, woraus ich entnehmen konnte, daß die Franzosen jenes nicht weit von da entlegene Dorf, wohin
 II 209

ich eigentlich wollte, schon in Besitz hatten. Ich konnte nun deshalb nichtmehr weiter gehen, und wußte im Augenblicke auch nicht, wohin ich mich begeben oder was ich zum Besten für mich thun sollte.

Ich stand am Ende des Dorfes, gerade vor einem zwey Stockwerk hohen Hause, welches die Aussicht auf die freie Gegend gab, wo die beiden Feinde einander gegenüber standen. Ich begab | mich desfalls in dieses Haus, um die kriegerische Bewegungen wie möglichst etwas zu erspähen, und worin ich so lange zu verweilen dachte, bis ich sehen möge, wie es weiter gehe, und in meiner kritischen Lage mir selbst einen guten Plan entworfen und auszuführen beschlossen haben werde.

II 210

Bey meinem Eintritt in dieses Haus sah ich zwar nichts Lebendiges, wohl aber eine solche Verheerung und Zerstörung, was kaum zu beschreiben ist; kurz, Thüren, Fenster, Tische, Stühle, Bänke, Betten, Federn, Kleidungsstücke aller Art pp. lagen zerschlagen, zerrissen und zerfetzt im ganzen Hause gemischt untereinander herum. Erstaunt startete ich diese Verwüstung eine weile an, als ich plötzlich – es war im zweiten | Stockwerke – auf einer Seite eine kleine Bewegung unter diesem zerstörten Zeuge bemerkte, worüber ich stützte^{dd} und bedenklich wurde, – doch ich trat näher und erblickte ein Franzos, der entweder als Spion oder gewesener Gefangener sich daselbst versteckt hatte und die französische Truppen, die, wie sich in diesem Momente auch nichts Anders vermuthen ließ, bald hier eintreffen werden, in seinem Verstecke abzuwarten dachte; nun aber in mir, als vermeinter Ruß, seinen Verräther glaubte, denn es zeigte sich bei ihm eine große Verlegenheit. Auch ich erschreck ab dieser unerwarteten Erscheinung; allein, als ich das Räthsel aufgelöst sah, mußte ich, neben den weitem Umständen und Besorgnissen, die mich, und hauptsächlich in diesem Augenblicke beunruhigten, doch herzlich über diese Scene lachen,] und sagte zu dem Franzose, indem ich von ihm weg gieng: bleibe in Gottes-Name! Ich habe dich, und du hast mich erschreckt.

II 211

II 212

Während dem zog das noch einzig vor diesem Dorfe aufgestellt gewesene Bataillon Russen an dem Hause vorbei, worin ich war, sich auch noch zurück, und nun hatte ich keine Zeit mehr übrig, in meiner kritischen Lage meine Wahl zu beschliessen. Gedankenvoll griff ich inzwischen in die Neben-Tasche meines Mantels, worinn ich gewöhnlich immer verschiedene kleine Bedürfnisse selbst nachzutragen pflegte, um zu fühlen, ob ich diese Gegenstände auch alle habe oder mir auch von diesen etwas fehle.

Wer beschreibt mein plötzlich freudiges Erstaunen? als ich | ganz unten in der Tasche das vermißte kleine F-Clarinetten fühlte, welches ich damals im Eile ein- und die andern kleinen Effecten obendrauf geschoben habe, ohne daß dies mir bis daher wieder eingefallen wäre. Doch, so groß jetzt meine Freude war, so unbeschlüsslich war ich noch in meinem Thun und Lassen. Ich wählte und verwarf wieder, und Alles war mir zu eng und zu weit. Allein, hier kann ich auf keinen Fall mehr lange bleiben, dachte ich; denn dort stehen die Franzosen, gefaßt auf einen Angriff, und die Rußen haben sich zurückgezogen, um wahrscheinlich zu einem

II 213

^{dd} Gemeint ist „stützte“.

kräftigen Widerstande eine frische Position zu nehmen, und so befunde ich mich zwischen zwey Treffen in der gefährlichsten Lage. Käme ich auch wirklich unbeschadet zu den Franzosen und mit ihnen nach Dresden, wohin sie | ohne allem Zweifel ja doch wieder zurückgeschlagen werden, was würde ich dort für ein Glück finden? Ja, endlich könnte gar die Stadt mit Gewalt genommen werden, und ich würde mich alsdann wieder als Gefangener, gleichsam wie in meinem ersten Elende befinden. Nein, nein! das hieß vom Pferde auf den Esel gesessen; ich bin nun einmal im Deutschlande, aus dem ich auch, in dieser Periode, nichtmehr zu gehen gedenke, mag es auch immerhin gehen wie es will. Es wird sich mit Gottes-Hülfe schon eine bessere Gelegenheit zu meinem Fortkommen finden. Nach dieser Überlegung eilte ich mit festem Entschlusse, starken Schrittes den Russen wieder nach.

II 215 Ich glaubte meine Mussikanten bald wieder einzuholen, allein der Retrait wurde bei den Russen immer ernster und ich erreichte sie diesen Tag nichtmehr. Schon fieng es an, Nacht zu werden, | während dem auch noch Regenwetter einfiel; doch ich wanderte noch so lange wie möglich auf der StraÙe fort, und gelangte endlich zu einem großen Hause. Ohne mich lange zu bedenken, gieng ich in das Haus hinein, mit dem Vorsatze, darin zu Übernachten, wenn sich noch Leute daselbst befinden, gehe es auch weiters wie es wolle; denn ich dachte: kommen diese Nacht die Franzosen, so werde ich mich ihnen als Angehöriger der französischen Armee offenbaren, und kommen die Russen, so ist und bleibt mir immerhin eine gute Aufnahme gewiß.

II 216 Im untern Theile des Hauses fand ich zwar Niemand, doch als ich die Treppen in das zweite Stockwerk bestieg, gewahrte ich Licht und fand eine Familie in einer Stube bei düsterer Lampe ängstlich beisammen | sitzen. Doch auf meinen in deutscher Sprache ihnen gegebenen Gutenabend, worauf dann mein Begehren folgte, nemlich daß ich nur bei ihnen zu Übernachten wünsche, während ihnen, wenigstens durch mich nicht nur kein Leid geschehen solle, sondern es wäre möglich, daß ich ihnen noch zum Schutze werden konnte, erheiterten sich einigermassen ihre Gemüther und wiesen mir freundlich einen Platz zum Sitzen an, welches auch Alles zu sein schien was sie mir thun konnten, da sie durch die mehrmaligen Hin- und Herbewegungen der beiden Feinde, sehr Noth gelitten haben mochten, denn wo man in ihrem ganzen Umfange hinblickte, begegneten dem Auge Spuren kriegischer Verheerungen.

II 217 Nachdem ich nun einige Lebensmittel, die ich selbst bei mir trug, | verzehrt hatte, schlummerte ich bald ein wenig ein; die Hausbewohner aber blieben die ganze Nacht hindurch wachbar, denn eine fortdauernte innere Angst versagte ihnen die Ruhe. Gegen Mitternacht hörten wir ein Gepolter unten am Hause, was die Familie neuerdings in Schrecken setzte. Ich fuhr sogleich von meinem Schlafe auf, lauschte ein wenig und vernahm augenblicklich russisches Militair. Ungesäumt gieng ich ihm mit Licht entgegen, öffnete selbst die Thüre und hieß es in russischer Sprache her/e/in kommen, denn es regnete beinah unaufhörlich. Kaum aber hatte mich der vorangehende Officier erblickt, als Er mich erkannte und plötzlich ausrief: A! Kasper hier! Auch ich erkannte sogleich in Ihm den tapfern Capitain Calempa, ein ge-

borner Italiener, welcher bei dem Regimente zu dem auch ich gehörte, in russischen Diensten stand, und nun mit einiger | Mannschaft eine Streifpatrouille machte; später aber sein Leben mit Ehren dem Schlachtfelde opferte. Jeder von uns freuete sich des Andern so unverhoffte Gegenwart. Nach einem kurzen Aufenthalte both mir der Capitain an, mit ihm zu gehen, jedoch könne ich auch ruhig – zumalen bei der schlechten Witterung – den kommenden Tag abwarten, da Franzoski, wie Er sich nun ausdrückte, noch weit von hier stehe, und diese Nacht auch nicht weiter vorzudringen wagen werd. Ich wählte das Letztere, und trat sodann erst als es Tag geworden war, meinen Marsch auf der durch den nächtlichen Regen sehr kothig und daher mühsam zu Gehen gewordenen Straße, mit langsamen Schritten wieder weiter an, und holte erst gegen Abend mein Regiment, welches auf beiden Seiten der Straße bivouacirte, wieder ein.

II 218

| Als mich die Mussikanten von Ferne kommen sahen, eilten sie jauchzent mir entgegen; begleiteten mich zu einem Feuer, das sie daselbst angezunden hatten, und freueten sich meines Wiederkommens. – Sie hätten mich schon halb verlohren geschätzt, sagten sie, während sie es mir mit ihren gefüllten Branntwein-Flaschen fleißig zubrachten, mit dem Zurufe: Sidrasto, Sidrasto! (Gesundheit, Gesundheit!)

II 219

Auch der Obrist gab mir seine Zufriedenheit über mein Wiedererscheinen zu erkennen, indem Er mir jetzt ein erbeutetes Pferd nebst Sattel zum künftigen Reiten zukommen ließ. Das Pferdche, ein Schwarzbräunche von mittlerer Größe, war zwar so verdorben, das es kaum mehr gehen konnte, jedoch aber, so viel ich an seinem Gebisse zu beurtheilen vermochte, erst 5 Jahre alt und man konnte an ihm eine | nicht üble Körperform erkennen. Meine Meinung täuschte mich daher nicht, denn das Thierche gestaltete sich auf meine angewandte mögliche Pflege in Kurzem zu einem sehr hübschen Reitpferdche, an dem nicht nur ich, sondern auch selbst die Russen Freude hatten; zudem gewöhnte ich es mittelst Brod, daß es mir später frey wie ein treues Hündlein nachlief und wieder Halt machte, wenn auch ich haltete. Rief ich ihm zu: Kleiner! – wie ich es dann gewöhnlich nannte, kannte es meine Stimme, schaute sich nach mir um und erwartete das Folgende. Diese und andere Tugenden, die dem Thierche allmählig eingepflanzt wurden, gewährten ihm manche Stücklein Brod, sowohl von allen Mussikanten, als auch von andern Militairisten unseres Regiments.

II 220

Es dauerte nicht lange, so wurden die Franzosen bis nach Dresden wieder zurück geworfen, und wir be-|fanden uns nachdem abermals in der Nähe von Dresden bei einem Dorfe, das aber durch den Krieg fast gänzlich ruinirt ward, und demnach dasselbe Loos wie noch viel andere in der bedauerungswürdigen Umge|ge/nd getroffen hatte.

II 221

Auch da suchte ich auf des Obrist Guttheißen mir ein Lokale aus, wo ich die Musickübungen wieder fortsetzen konnte, während das Regiment daselbst im Lager stand. Ich fand auch bald ein Haus, das äußerlich noch zimmlich unverletzt schien, jedoch aber inwendig eine höchst kriegerische Verwüstung erlitten hatte, und worin man anfänglich auch nicht ein lebendiges Wesen gewahrte; doch endlich erschien schichtern ein junger Mann, der aber, als ihm meine ungezwungene deutsche Spra-

II 222 che verrieth, daß ich kein Russe, sondern ein Deutscher | seye, allmählig beherzter und vertraulicher wurde.

Als ich am andern Morgen im Begriff war, Mussickprobe zu halten, trat ein Mann mit kummervollem schweren Herzen zu mir herein, der sich der Vorgesetzte dieses Orts nannte. Er wollte, indem er ausrief: Ach du allmächtiger Gott! mir so eben sein Unglück, das ihn traf, erzählen und Rath und Schutz bei mir suchen, als plötzlich ein junges Mädchen, seine Tochter, erbärmlich weinent, ebenfalls herbey eilte.

O Vater! unser Mutter, unser Mutter! schrie schluchsend das Mädchen, und dies war Alles was es im Augenblicke hervor zubringen vermochte, denn Angst und Schrecken versagte ihm die Kraft, mehr zu sagen.

II 223 Was ist denn mit der Mutter? | fragte ich.

Der Vater seufzte und sagte: so eben hat sie in meinen Armen ihr Leben geendet, und während der Schmerz bei uns am größten war, und wir mit Thränen ihren Leichnam benetzten, wurden wir von Soldaten stürmmisch überfallen u[nd] be-
raubt. Alles drang nun herbei. Wir waren sogar unseres Lebens nichtmehr sicher. Wir mußten den Leichnam verlassen und davon fliehen.

O unser Mutter! unser Mutter! wiederholte verzweiflungsvoll das Mädchen.

Der Vater nahm nun seine Tochter in die Arme und tröstete sie. Sey ruhig mein Kind, sagte er, indem er ihm^{ee} und seiner Tochter die Thränen trocknete, deine Mutter schläft sanft und der liebe Gott hat sie von allen Qualen befreyt.

II 224 Nehmen sie Antheil mein Herr! | an unserm so traurigen Schicksale, sagte, sich gegen mich wendent, der Vater, und helfen sie uns nur auch noch so viel von unserm Eigenthume retten, daß wir die beweinte Mutter doch auch noch wie ein Mensch beerdigen können, wenn nicht, was ich noch schmerzlich bezweifle, mein Haus in Flammen aufgeht, und nebst dem Leichname unserer verstorbenen Mutter – o schauerlicher Gedanke! – vom Feuer endlich noch verzehrt wird.

Gerührt stand ich mit feuchten Augen ohne ein Wort zu reden, eine Weile da, und dachte: schon wieder einen Auftritt, dem meine Macht nur eine schwache oder vielleicht gar keine Stütze seyn kann. Endlich sagte ich: meine Gewalt reiche zwar

II 225 nicht | hin, dem Benehmen der russischen Krieger Einhalt zu thun; doch kommt Leute kommt! ich will helfen was möglich ist.

Hierauf gieng ich ungesäumt mit ihnen ihrer Wohnung zu, und es gelang mir auch dießmal, die russischen Soldaten aus diesem Hause zu entfernen, und die noch vorhandenen Effecten, bestehend in Kleidungs-Stücke aller Art, Better und sonstiges Weiszeug p.p., wie es eben eine Haushaltung erfordert, zu retten; an dem aber noch eine zweite in demselben Hause wohnente Familie Antheil hatte.

II 226 Nun befahl ich, alle diese Sachen, die dann zum größten Theil schon vermischt in Unordnung umher lagen, in mein Quartier zu schleppen, wo sie sodann in meiner Gegenwarth ruhig Alles verlesen und wieder theilen können, | was dann auch ungesäumt geschah[h]. Aber wo jetzt mit hin? sagten sie, als sie alle diese Sachen wieder verlesen und getheilt hatten – ja wenn sie immer bei uns bleiben könnten, würden

^{ee} Hier ist wohl „sich“ gemeint.

wir wohl vor einer fernern Plünderung geschützt seyn. Verwart die Sachen wieder so gut als möglich, sagte ich; wahrscheinlich ist der ärgste Sturm vorüber, denn die Franzosen können sich in Dresden nichtmehr lange halten; die Rußen schreiten vorwärts und werden die Stadt bald einnehmen, und dann wird Ruhe und Ordnung wieder bei euch einkehren.

Schon am andern Morgen brachen die Rußen daselbst auf, und rückten näher gegen Dresden | vor, wohin auch ich mit meinen Mussikanten folgte. Beim Abschiede wurde ich von gedachten Bürgersleuten mit Glückwünsche überhäuft, und der Dank für das am Tage vorher ihnen Geleistete, floß aus den reinsten Quellen, den sie mir vielfältig noch zuriefen.

II 227

Bald hierauf kamen wir bey einem andern Dorfe an, in dem ich ebenfalls wieder ein Haus für die Mussick einnahm, um die Mussickübungen immer fortsetzen zu können. Doch es dauerte nicht lange, so erhielten wir die wahre Nachricht, daß die Franzosen vor wenigen Tagen bey Leipzig und zwar am 18^{ten} Octobr. eine Hauptschlacht verloren und sich schleunig gegen Frankreich zurückgezogen hatten. | Dieses veranlaßte nun auch die baldige Übergabe Dresden, jedoch mit der Capitulation, daß die Franzosen nach Ablegung ihrer Waffen nach Frankreich in ihre Heimath ziehen dürfen, was auch binnen einigen Tagen hierauf in Vollzug kam.

II 228

Es war ein schöner sonnenhelle Spätjahr-Tag, als der Aus-Marsch der Franzosen aus Dresden stattfand. Die Russen stellten sich vor der Stadt am westlichen Elbeufer auf beiden Seiten der Straße bis an die Brücke auf, wo die Franzosen ihre Waffen und mitunter auch die Mussiker ihre Instrumenten abgeben mußten. Als bald erblickte ich eine schöne große Trommel, die ich mir zu meiner Mussick wünschte, und dieselbe auf Verwendung des | Hr. Obrist sogleich erhielt, da die unserige sehr schlecht war.

II 229

Nach dem der Abzug der Franzosen geschehen war, begaben wir uns über die Elbe, devilirten durch die Stadt und marschierten noch selbigen Tag nach Radeburg, welches beiläufig 4 Stunde nördlich von Dresden entfernt ist. Gleich am ersten Abend spät, als ich mich zur Ruhe begeben wollte, kam noch ein Fahnenjunker zu mir ins Quartier und sagte: Herr Major Ludkowski schicke ihn hierher und lasse mich fragen, was mir am angenehmsten seye? Tuch zu einer hübschen Uniform oder zu einem Überrocke? Er, der Herr Major reite Morgen nach Dresden, wo er mir ein Prässent dieser Art zu kaufen willens seye. Anfänglich wollte ich es nicht glauben und äußerte: man treibe nur Spaß. Doch als der Fahnen-| Junker es ernsthaft mit dem Ausdrucke: jeibochem prabata! (bei meinem Gott, es ist wahr), was dem Ruße ein heiliger Schwur für die Wahrheit ist, beja/*h*/te, glaubte ich und wählte das Letztere, nämlich ein Überrock. Karoscho (gut) sagte hierauf der Fahnenjunker und gieng von dannen. Am andern Abend ließ mich der Major zu sich in sein Quartier rufen, und – da lag auf einem Tisch ein Stücklein des feinsten dunkelgrünen Tuches. Hier Kasper! sagte der Major, indem Er auf das Tuch deutete, nehmen sie dies Prässentche als Anerkennung ihres Fleißes von mir an, und lassen sie sich hievon ein schönes Kleid machen, während er sich gegen denen noch andern gegenwärtigen Officiere wandte, und auch | diesen auf eine mir verborgene Art bemerkte: was ich

II 230

II 231

diesem Manne gebe, macht mir Freude, denn er ist es werth. Dies verstand ich jedoch recht gut, that aber, als gewahrte ich es nicht; machte nebst einer Verbeugung meine schuldige Danksagung und gieng mit meinem schönen Prässent voller Freude nach Haus, wovon ich mir dann später, als ich gelegenheitlich ein guter Schneidermeister fand, ein Überrock fertigen ließ, der mich auch später in meinem Vaterlande noch schön kleidete.

Nach einigen Tagen sagte mir der Obrist, daß eine Marschordre für uns gekommen seye, die gegen Frankfurt am Main der großen Armee zu, laute, und ich demnach bald mein Vaterland wieder sehen werde.

II 232 Wer beschreibt nun das seelige Entzücken meines Innern auf die so | hoffnungsvolle Nachricht? Ja ich träumte schon von der Ankunft bei den Meinigen. Schon marschierte ich im Geiste stolz mit meiner von 40 Mann starken Mussick an der Spitze unseres Regiments auch zu Mannheim ein, und machte Pläne wie und auf welche Weise ich mich meiner Frau und Kinder, die ich dort zu finden hoffte, zu erkennen geben solle, die mich ohne Zweifel nichtmehr unter den Lebendigen glaubten.

So beschäftigte ich mich lange in meinem Innern, während wir auch wirklich von Radeburg abmarschierten und uns wieder gegen die Elbe hinzogen, wo wir diesen Fluß mittelst Schiffe, da die Brücke zerstört war, bei Meissen übergehen und dann der bestimmte, mir so theure weitere Marsch antreten sollten.

II 233 Schon standen wir an der Elbe | zum Übergang bereit; mußten aber wegen Mangel an Schiffe in das nahe gelegene Dorf Moritzburg wieder zurück ziehen, um dort den andern Morgen zum Behufe des Überschiffens abzuwarten; allein in dieser Nacht kam eine andere Ordre und zwar, daß wir zur Belagerung Hamburg bestimmt seyen, und demnach schleunig unsern Marsch dorthin anzutreten haben.

Man denke sich nun mein Erstaunen und die Muthlosigkeit, die mich bei dieser Nachricht befiel, da ich alle die schönen Hoffnungen auf Einmal vereitelt sah, die wie Seifenblasen wieder zu Nichts geworden sind. Doch was konnte ich machen? ich mußte mich willig in die Schickungen, die mir auferlegt waren, fügen und den

II 234 Aus-| Gang derselben geduldig abwarten; ja um einem etwa größern Unglücke auszuweichen und mich allenfalls nicht wieder in die frühere traurige Lage zu stürzen, blieb mir nichts übrig, als noch mit nach Hamburg zu gehen und meiner Laufbahne auch noch ferner zu huldigen.

Im Dez. 1813 kamen wir bei Hamburg an, welches der französische Marschall Davoust⁶⁶ noch in Besitz hatte und auch aufs Äußerste vertheidigte; die Blokade

⁶⁶ Mit seinen Siegen über die Preußen bei Auerstedt (1806) sowie über die Österreicher bei Eggmühl und Wagram (1809) war Louis Nicolas Davoust (auch Davoût, 1770–1823) einer der erfolgreichsten Marschälle Napoleons. Auf dessen Anordnung belagerte Davoust ab Juni 1813 Hamburg und ließ durch die Bevölkerung die Stadt zu einer Festung ausbauen. Die Blockade durch russische Truppen begann am 6. Dezember 1813. Davoust übergab die Stadt auf Befehl Ludwigs XVIII. Ende Mai 1814, also erst zwei Monate nach dem Einzug der Alliierten in Paris.

aber komandirte der russische Marschall Graf v. Beningsen⁶⁷, der sein Haupt-Quartier in dem beiläufig 4 Stunden von Hamburg entlegenen dänischen Städtche Pinneberg hatte; die truppen aber wurden in die umliegende Dörfer von Hamburg verlegt, da der Winter schnellen Schrittes sich einstellte, einen tiefen Schnee legte, und sehr kalt wurde. | Wir standen in Neuendorf; später aber und bis zu Ende der Blockade in Lockstett.

II 235

Gleich nach unserer Ankunft ließ Davoust alle hamburgere Einwohner, die auf eine von ihm bestimmte Periode nicht verproviantirt waren, von all ihrer sonstigen Habe zur Stadt hinaus weisen, deßen Unglück⁶⁸ mehrere tausend Menschen traf, die dem Elende preisgegeben, verlassen, bei kalter Witterung im Schnee wanderten, ohne oft zu wissen wohin? bei welchen mitunter auch vornehme Familien sich befanden, wo Väter und Mütter, denen vielleicht früher immer Diener zur Seite standen, jetzt nebeneinander, gleich zwei Pferde, einen Schlitten oder Wägelein zogen, worauf sie ihre Kinder und die noch nöthigsten Bedürfnissen fortschleppten, was | ein höchst trauriger und bedauerungswürdiger Anblick darbot.

II 236

Alle Gebäude außerhalb der Stadt wurden zerstört, und Davoust ließ kräftig die Kanonen, und vorzüglich von der sogenannten Sternschanze heraus donnern, wogegen auch die Russen mehreremal, jedoch aber ohne Erfolg, Eroberungs-Versuche machten; und so brachten wir den ganzen Winter daselbst zu, ohne daß im Geringsten eine Entscheidung sich zeigte. Doch vernahm man bald, daß fast ganz Deutschland sich mit den Russen allirt habe, und die militairischen Truppen gemeinschaftlich gegen die Franzosen über den Rhein gegangen seyen, was nun Hoffnung zu einem schnellen Siege | und baldigen Frieden gab.

II 237

Gegen Frühjahr 1814 verbreiteten sich auch wirklich die Nachrichten über die Siege der Allirten in Frankreich, und wurden täglich lauter, bis endlich die Freudensteine aller Glocken der Umgegend, den am 31^{ten} Merz von den Russen u. deren Allirten statt gehabtten Einzug nach Paris, so wie auch den von allen Seiten so sehnlich gewünschten Frieden uns verkündeten.

Auf diese Freudens-Nachricht säumte ich nicht, unser Obrist an sein Versprechen, das er mir damals in Polen, als er mich zu seiner Mussick aufnahm, gegeben hatte, nemlich mich gleich nach erfolgtem Frieden wieder loszugeben, zu erinnern und ihn um meine Entlassung zu | bitten, worauf er mir sodann zur Antwort gab: er wolle mich zwar mit meinem Verlangen nicht abweisen, sondern vielmehr seinem Versprechen gemäß handeln und mir Paß und Marschroute zu meiner Heimreise, vom Hauptquartier bei Graf v. Beningsen bewirken; allein, ich solle nur noch so lange zuwarten, bis auch Hamburg übergeben seye und wir die Stadt bezogen haben werden. Was auch nichtmehr lange dauern wird, ohngeachtet Davoust eine Weisung von Paris zur Übergabe Hamburg verlangt habe, wozu auch bereits ein Courier abgegangen seye; ehe dieses aberschehen, er die Stadt nicht übergebe.

II 238

⁶⁷ Zu Benningsen siehe Anm. 54, S. 192f.

⁶⁸ Das von Davoust verursachte Unglück ist gemeint.

II 239 Ich billigte zwar diesen Vorschlag,| allein ich hatte von dieser Zeit an keine bleibende Stette mehr, denn die Anhänglichkeit an die Meinigen und an mein Vaterland ließ mich die Sache nicht gleichgiltig anschauen, und beunruhigte mein Inneres – doch ich ließ es mir nicht ansehen und war in der Mussick so eifrig wie zuvor.

Gerade in diesen Tagen arangierte ich für uns noch eine Polonaihse, die mir von der Mussick des Nischlotski-Regiments zugekommen ist, und unserm Obrist so gut gefiel, *u[nd]* wofür Er mich sodann mit zwei hamburger Fünfthaler-Goldstückche beschenkte, die ich, nebst noch zwei russische Silberrubeln meinen Zwillingskindern, welche ich bald in meinem Vaterlande noch lebend anzutreffen hoffte, zum

II 240 | Andenken aufbewahrte.

Nun stand es nichtmehr lange an, so wurden die Thore von Hamburg geöffnet, und der, von schöner Witterung begünstigt, glänzende Einzug gehalten. Die ganze Belagerungs-Armee stellte sich zu diesem Behufe vor Hamburg prachtvoll auf, und divilierte sodann fast durch alle Gassen der Stadt. Jedes einzle Regiment der Infanterie, Kavallerie *u[nd]* Artillerie eiferten aufs Aeußerste, sich ein Ansehen zu geben. Auch ich ermangelte nicht, mit meiner guten Mussick an der Spitze des Regiments, demselben vorzügliche Aufmerksamkeit zu verschaffen, wozu die Mussikanten sich aufs Möglichste anstengten.

II 241 | Alle Straßen waren mit Zuschauer angefüllt und in den Häußern drängten sich die Menschen unter den Fenstern mit unzähligen weissen flatternten Fähnlein, von deßen Anblicke einem fast die Augen vergiengen – kurz, es war ein Tag des Jubels und der Freude.

Nach Vollendetem marschierten wir wieder in unsere Kantonirung nach Lockstett zurück. Am andern Tag gieng ich abermals zum Obrist und bat um die Entlassung, indem ich vernommen, daß das Regiment schon Marschordre habe, sich wieder nach Rußland zurück zu begeben, zu diesem Behufe bei Kiel im Holsteinischen eingeschift werden und auf der Ostsee die Rückreise beginnen solle. Aber der Obrist verweigerte | mir auch diesmal meinen Abschied, und sagte: daß sie sich nur einige Märsche weiter ins Dänische hinein ziehen, dort aber wieder in Cantonirung stehen bleiben, ich solle also noch mit ihnen dorthin gehen, wo er mir, wenn die Friedens-Ordnungen noch mehr hergestellt seyen, später Alles zu meiner sichern Heimreise besorgen werde.

II 242 Nein, nein! dachte ich, man würde mich so lange herumziehen, bis man mich auf eine trügerischen Weise in einem Schiff auf dem See hätte, wo ich auf einmal aller Mittel und Hoffnungen, wieder in mein Vaterland zu kommen, beraubt sein würde; ja noch deutlicher nahm ich die täuschenten Speculationen gegen mich wahr, indem mir der Obrist, nebst einem zweiten Pferde und Wagen, ein annähmliches jährliches Gehalt anbot, wenn ich meine Frau und Kinder | kommen lasse und mit ihnen nach Rußland gehe. Dies waren nun Beweise genug, mich hintergehen zu wollen, und die mich zur Wachsamkeit und Vorsicht aufriefen, wenn ich nemlich die Anerbietungen nicht annehmen werde. – Doch wer weißt, ob ich auf jene Weise nicht einem bessern Glücke entgegen gegangen wäre?

II 243 Nein, nein! dachte ich, man würde mich so lange herumziehen, bis man mich auf eine trügerischen Weise in einem Schiff auf dem See hätte, wo ich auf einmal aller Mittel und Hoffnungen, wieder in mein Vaterland zu kommen, beraubt sein würde; ja noch deutlicher nahm ich die täuschenten Speculationen gegen mich wahr, indem mir der Obrist, nebst einem zweiten Pferde und Wagen, ein annähmliches jährliches Gehalt anbot, wenn ich meine Frau und Kinder | kommen lasse und mit ihnen nach Rußland gehe. Dies waren nun Beweise genug, mich hintergehen zu wollen, und die mich zur Wachsamkeit und Vorsicht aufriefen, wenn ich nemlich die Anerbietungen nicht annehmen werde. – Doch wer weißt, ob ich auf jene Weise nicht einem bessern Glücke entgegen gegangen wäre?

Gleich anfangs der Blokate Hamburg, hatte ich Gelegenheit in Neuendorf, wo wir zuerst einquartiert waren, einen sehr braven und vernünftigen Mann Namens Maier kennen^{ff} zu lernen. Er war [*nach*] seiner Profession ein Friseur und Brürger^{gg} von Hamburg, zog aber mit seiner Gattin noch vor Beginn der Blokate in das nicht weit von der Stadt entlegene Dorf Neuendorf, wo er, so wie auch in Hamburg selbst, seine eigene Wohnung hatte.

Wenn ich zuweilen mit diesem Manne | von meinem Verhältniße sprach, in Betracht, ob die Russen mir einst auch meine Freiheit wieder geben werden p.p., so sagte er: lassen sie dies nur gut sein Kasper! Wenn nur einmal Friede und Hamburg offen ist, dann werden wir der Sache schon einen Weeg finden. Dies beruhigte mich um so mehr, da mir mitunter auch zur Kenntniß kam, daß Maier die ersten Personen in Hamburg, ja selbst der Prässitent zur Kundschaft gehabt habe, und als ein rechtlicher Mann geachtet seye. II 244

Nun war der Zeitpunkt gekommen, Rath und Hülfe meines Freundes Maier in Anspruch nehmen zu müßen, und wozu keine Zeit mehr zu verlieren war.

Meinem Plane gemäß sagte ich nun zu einem meiner Mussikanten, der mir gewöhnlich mein Pferd besorgte, Papine! so hieß der Pursche, saddle Abends mein Pferd und bring mir es zu meinem Quartier, ich will ein wenig spazieren reiten. Nun | packte ich alle meine Sachen zusammen – Mussikalien und Instrumenten aber, die dem Regiment gehörten, legte ich auf den Tisch mit einem Briefe, den ich noch geschwind schrieb, worin ich dem Obrist und sämmtlichen Mussikanten meine Entweichung kund that, und für alles Gute, das sie mir erwiesen hatten, herzlich dankte; aber auch schilderte, wie sehr es mich kränke, daß ich für die Dienste, die ich ihnen seit 1½ Jahr mit Treue und Eifer geleistet zu haben glaube, jetzt am Ende mich noch auf solche Art ihnen entreisen und ohne die verdienten Urkunden vom Hr. Obrist Bandineus, kummervoll den Weeg meiner Heimath suchen müße; zu diesem Schritte mich ja kein anderes Interesse, als die heilige Vaterpflicht und der Patriotismus nun wieder in mein Vaterland zurück rief p.p. Abends brachte mir der treue Pursche zur bestimmten Stunde mein Pferd gesattelt vor mein Quartier; allein, | wie wehe that es mir, als ich, nach dem ich mein Zimmer geschlossen hatte, II 245
aufsaß, und Papine wehmüthig zum letztenmale anschaute, ohne ihm noch ein Lebewohl sagen zu können, der nicht wußte, welche Wichtigkeit in diesem Augenblicke vorgeht, und ahnungslos mit zufriedener Mi/e/ne mir noch so treulich nachschaute, wie das muntre Pferdche in einem kleinen Gallope stolz mit mir davon sprang. II 246

O schändliche betrügerische Heucheley, die der Mensch gegen seinen Willen zuweilen als Werkzeug ergreifen muß, um nur zu seiner gerechten Sache zu gelangen. Hätte nicht eben so gut, die, zur beiderseitigen Zufriedenheit, Entlassung statt finden und dadurch eine so heimliche Dessertierung erspart werden können, da die Trennung auf eine wie auf die andere Art doch erfolgte; aber | es ist einmal in der Welt so, und Niemand ist auf derselben, der es anderst machen kann. II 247

^{ff} Lesung unsicher. ^{gg} Bürger.

Kaum waren zehn Minuten verstrichen, so langte ich schon in Neuendorf bei meinem Freunde Maier an, der mich dann väterlich aufnahm, und mir in meinem Vorhaben möglichst beizustehen versprach. Als es eine geraume Zeit Nacht war, ritt ich wieder nach Lockstett zu meinem Quartier, das passent zu diesem Unternehmen auf der Seite gegen Neuendorf etwas entfernt lag, zurück, schloß hurtig mein Zimmer auf, nahm den schon bereit liegende Pack heraus, schnallte ihn geschwind auf mein Pferd und eilte wieder nach Neuendorf.

II 248 Am andern Morgen früh vor Tag begab ich mich mit meinem Pferdche in den nicht weit vom Dorfe | gelegenen Wald, wo Maier mir durch seinen Hausjunge einen sichern Platz anwies und des Mittags Nahrung dorthin schickte; was das Pferd betraf, waidete ich dasselbe im Walde. Abends spät begab ich mich wieder in des Maiers Wohnung zurück, wo man mir sogleich erzählte, daß mich die Rußen diesen Tag bei ihnen gesucht hatten, man habe mich jedoch standhaft verleugent. Maier verschafte mir daher in einem andern Hause, das weit von seinem entfernt stand, für diese Nacht Unterkommens, weil wir es nicht für rathsam hielten, in seiner Wohnung zu übernachten, bevor das Regiment von Lockstett abmarschirt ist, was, so viel ich wußte, den nächstkommenden Morgen geschehen solle. Ich legte mich nun bei dem mir angewiesenen Hause in jene Scheune zu meinem Pferdche, | das wie ein treues Hündlein immer mein Gefährte war, aufs Stroh, und erwartete sehnsuchtsvoll den kommenden Morgen. Endlich als der Tag anbrach hörte ich plötzlich die Tambours in Lockstett Generalmarsch und etwas später den Abmarsch schlagen; allein, welche Bangigkeit ergriff mich, als ich kaum nach einer halben Stunde hierauf, Volksgetöse gewahrte, und ehe ich mich umsah, mein ganzes Regiment an der Scheune, worin ich mich befand, vorbeizog, und, jedoch mich ungestört, seinen Marsch weiter fortsetzte.

II 250 Sobald der militairische Zug gänzlich beendigt war, gieng ich aus meinem Verstecke zu meinem Freund Maier wieder hervor, welcher mir sagte, daß einige Officiere im Vorbeimarschieren zu ihm in sein Haus gekommen seyen, und, aber ganz munter und freundlich mit den | Aeufferungen nach mir gefragt haben: sie wünschen zwar nichts, als mich noch einmal zu sehen und Abschied von mir nehmen zu können; er habe aber darauf erwiedert, daß mein Aufenthalt ihm durchaus nicht bekannt seye.

Nach einigen Tagen bewirkte mir dieser brave Mann beim hamburgers Senat einen Paß, als wäre ich ein Mussikus von Hamburg und wollte eine Reise nach Carlsruhe machen, und dieser Paß gültig seye für diese Reise. Nachdem führte Maier mich auch in Hamburg in sein dortiges Haus, das er während der Blokate durch ein Dienstmädchen bewohnen und besorgen ließ, und zwar in der Valentinkamp N^o. 154. Hier umarmte ich meinen Freund Maier mit Thränen der Dankbarkeit für seine edlen Handlungen, die er | so liebevoll und unverdrossen an mir gethan, indem ich sagte: wenn ich auch nicht im Stande bin, Sie für Ihre Liebe und Güte die Sie mir erwiesen haben, zu belohnen, so werde ich doch nicht ermanglen, Sie in dieser Hinsicht, so großen Namens einst in meinem Vaterlande auszusprechen, und so lange ich lebe, Sie als mein Retter und Wohlthäter in meinem Herzen zu tragen.

Hierauf nahm ich Abschied; begab mich an die Elbe; ließ mich sammt meinem Pferdche über dieselbe hinüberschiffen, und trat sodann in Gottes Namen am 18^{ten} Juny 1814 die mir unbekannt und zwar weite Reise, nach der Marschrouthe, die ich vorsichtigerweise mir schon früher selbst gesammelt hatte,| über Harburg Celle, Hanover, Göttingen, Kassel, Marburg, Giesen, Friedberg, Frankfurt und Darmstadt nach meinem Vaterlande an, und legte jeden Tag 7 bis 8 Meilen zurück. – Doch ich sollte auch jetzt noch in meinen süßen Hoffnungen gestört werden, denn als ich am zweiten Tage Morgens früh meine Reise auf der lienenburger sandigen Heide wieder fortsetzte, gewahrte ich, daß mein Pferd am vordern linken Fuße hinkte, weßhalb ich auch sogleich abstieg und zu Fuß gieng, in der Hoffnung, daß es sich als eine unbedeutente Sache durch Schonung bald wieder bessern werde. Allein, es wurde immer schlimmer, und das Pferdche schleppte bald seinen kranken Fuß auf dem Boden nach. | Ich untersuchte den Fuß, konnte aber im Geringsten äußerlich nichts Mangelhaftes daran wahrnehmen. II 252 II 253

Der Gedanke, hier auf der unfreundlichen, mir unbekannt, menschenleeren weiten Heide, wo ich Niemand um Rath und Beistand ansprechen kann, mein Pferdche endlich hülflos verlassen, und in einem von da vielleicht noch weit entfernten Orte, was ich nicht wußte, Hülfe suchen müße, oder am Ende die bereits erst angetretene so weite Reise gar noch zu Fuß nach meinem Vaterlande fortzusetzen genöthigt sein, und mein treues Pferdche, das schon so lange mein Begleiter gewesen, noch gänzlich verlieren würde, verursachte mir jetzt auf einmal neue Sorgen und neuen Kummer.

Mühsam schleppte sich nun das arme Thierche auf dem sandigen Weege langsam fort, das aber inzwischen und zwar sehr oft auszuruhen bedurfte, um wieder neue Kräften zu sammeln. | So gieng bereits dieser Tag dahin und ich hatte noch kein Ort wo Menschen wohnten erreicht. Doch endlich erblickte ich zur großen Freude Häußer, und bald hierauf langte ich auf der Poststation Celle an. II 254

Das erste Haus, zu dem ich daselbst kam, war die Post, wo ich auch zu Übernachten aufgenommen wurde. Der Zustand meines Pferdes hatte sich aber bis dahin so verschlimmert, daß es kaum über die Stallthür-Schwelle zu bringen war. Der Posthalter, meinen unglücklichen Reisezustand vernehmte, ließ auf mein Verlangen sogleich ihren Schmidt im Orte [*holen*], der, wie er sagte, die Pferdartzneykunst sehr los habe. Der Schmidt erschien auch bald, vissitirte das Pferdche, und gab ihm ganz oben am Buge⁶⁹ mit zwei Finger einen schnellen Stoß, worauf es gewaltig zuckte. | Da haben wir nun die Fußkrankheit, sagte der Schmidt, und erklärte hierauf, daß dies von einem unsichern Sprunge, wodurch das Pferd einen gewaltiger Sattelstoß bekommen habe, herrühre, ich solle nun ganz unbekümmert sein, bis Morgen seye wieder Alles gut. II 255

Nun gieng mir ein Licht auf. Mein Pferdche war nemlich ausgeruht und muthig, als ich von Hamburg weg ritt, und machte daher am ersten Tage oft verschiedene muthwillige Bockssprünge; besonders als einmal ein Eilwagen schnell an mir vorbei

⁶⁹ *Schulterteil.*

fuhr, mit dem es auch gerne fortspringen wollte – und hier mag es den Sattelstoß bekommen haben, denn es schnaupte aus Eifer, bäumte sich auf und machte verschiedenartige Springe, so, daß ich mich kaum auf dem Sattel noch zu halten vermochte,| während ich es mit aller Kraft von der Ausführung seines Willens abhielte und abhalten mußte, damit es sich nicht gleich am ersten Tage zu Grunde richtete, weil es mich noch viele Tage und noch weit tragen sollte.

II 256

Der Kurschmidt holte alsbald zu Hause eine Salbe, rieb die kranke Stelle des Pferdes, welche lediglich oben am Buge war, statt ich dieselbe am untern Theile des Fußes glaubte, zweimal recht ein, und bis den andern Morgen hatte es sich schon so gebessert, daß ich ohne Anstand meine Reise wieder fortsetzen konnte.

Getröstet mit der Hoffnung, doch endlich mein Ziel erreichen zu können, wanderte ich nun beruhigt und zufrieden die Straße wieder weiter fort. Doch schonent leitete ich mein Pferdche am Zügel einige Stunden weit zu Fuß, ehe ich aufsaß und es mit meiner Person wieder | belastete, während sich die Fußkrankheit nun gänzlich und zwar so schnell verlor, daß bald keine Spur mehr von ihr vorhanden war, und das treue Thierche munter und lebhaft wieder forttrappte.

II 257

So setzte ich dann auch ferner meine Reise und zwar ununterbrochen, Gott sey Dank glücklich fort, und beschäftigte mich auch schon mit der Ankunft in meinem Vaterland bei den Meinigen. – Aber werde ich sie auch noch am Leben, und in welchem Verhältniße antreffen? So fuhren mir tausenderley Gedanken durch den Kopf, und ich zählte Tag und Stunden, in denen meine Reise vollendet werden könne.

Nach Verfluß von 10 Tagen erblickte ich am 29. Juni 1814 endlich die Thürme von Mannheim. Eine Beschreibung meiner damaligen Empfindungen nach so langer Trennung vom Vaterland und den Seinigen,| vertauscht mit dem Glücke der Zurückkunft, ist mir unmöglich. Je näher ich zur Stadt kam, desto ungestümmer pochte mein Inneres, indem sich die verschiedenartigsten Gedanken durchkreutzten, denn theils konnte unüberschwengliche Freude mich nicht schnell genug zu meinem Ziele führen, nemlich in die Arme meiner Frau und Kinder zu eilen, theils erneuerte sich in mir eine gewisse Bangigkeit und Angst, ob ich sie noch am Leben antreffen werde und in welchen Verhältnißen sie sich befinden mögen.

II 258

Unaufhörlich mit solchen Gedanken beschäftigt, gelangte ich endlich an die Stadt, und ich hatte kaum das Thor passirt, als ich schon, durch meine russische Uni-|formirung verursacht, von einer Schaar Neugierigen umringt war, weil ich, um Erkundigungen über meine Familie einzuziehen, mit meinem Pferde hielt.

II 259

Ich fragte nach einer Familie Hirtling, von welcher ich über die Verhältniße meiner Familie Auskunft zu erhalten hoffte; es war Alles bereitwillig, mich zur Wohnung dieser Familie zu geleiten. Das größte Erstaunen erregte mein Erscheinen bei dieser Familie, die selbst einen Sohn bei unserer Regimentsmussick hatte, der gleichfalls noch nicht zurück gekehrt war, und wahrscheinlich sein Leben an der Berezina eingebüßt hatte; sie gaben sich schon der freudigen Hoffnung hin, daß der verloren | geglaubte Sohn vielleicht gleichfalls noch bei den Seinigen eintreffen würde; doch wie schmerzlich war ihre Hoffnung vereitelt! Ich erfuhr sodann dort, daß meiner Frau, welche schon seit Jahr und Tag als Wittwe Pension erhalte, in der

II 260

Böldenbuscher Kaserne⁷⁰ eine Wohnung zugetheilt und mit ihren beiden Zwillingen gesund seye. Meine Freude hatte durch diese Auskunft den höchsten Grad erreicht; schnell machte ich mich auf, und ritt der Frau Hirtling, die mir den Weeg zeigte, nach. Dieselbe öffnete sofort die Zimmerthüre meiner Frau, (welche, da es Abend war, die Kinder zu Bette gelegt hatte und in diesem Momente gerade mit ihnen betete), mit der Äußerung: | „Frau Eccard! komen Sie geschwind, ihr Mann ist da!“ II 261

Welches Wort für meine Frau, deßen Wahrheit ihr doch so unmöglich schien, und welch freudige Überraschung, da gerade den Tag zuvor durch das Einrücken eines Badischen Regiments, das gleichfalls in Rußlands Eisfeldern gewandert war und jetzt gerade aus Frankreich nach geschlossenem Frieden zurückkehrte, ihre Schmerzens-Wunden beim Anblick so Manche, welche für Tod geglaubt wurden, jetzt aber zu den Ihrigen eilten, wieder durch meinen Verlust aufgerissen wurden und [*meine Frau*] mit der traurigsten Empfindung die Freude der Beglückten Eltern und Gatten anzuschauen hatte. –

Als ich eben vom Pferde abgestiegen war, eilte meine Frau mit ausgebreiteten Armen auf | mich zu und fiel mit Freuden-Thränen mir um den Hals; auch die beiden Kinder kamen in ihren Schlafkütelchen, streckten ihre Händche nach mir aus und erfreuten sich nach ihrem Verstande des Wiedersehens ihres Tod geglaubten Vaters. Lange lagen wir auf diese Weise wechselsweise einander in den Armen, ohne daß wir mächtig waren, nur ein Wort unserm Munde zu entlocken, denn zu unendlich war beiderseits die Freude des Wiedersehens; unvergeßlich ist mir jener Augenblick; ja! mit der tiefsten Rührung erinnerte ich mich stets jenes Momentes, den ich für eines der glücklichsten meines Lebens halte! II 262

Nach dem ich mich ein wenig erholt hatte, vergaß ich aber auch nicht | meinem Gelübde gemäß (p. 136)⁷¹ dem Allmächtigen für seine gütige und so wunderbare Leitung zur Erhaltung meines Leben und Wiederbringung den Meinigen, meinen innigsten Dank darzubringen. II 263

Am andern Tag meldete ich meine Ankunft dem damaligen Stadtkommandant v[on] Sommerlatt, von woaus ich sogleich eine Marschroute nach Karlsruhe, wo das Regiment, damals das 2^{te} Linien Infanterie-Regiment Mark-Graf Wilhelm v. Hochberg genannt, zu dem ich gehörte, ebenfalls am Tage vor meiner Ankunft, in Karlsruhe aus Frankreich eingerückt war, erhielt, um bei demselben wieder eintreten zu können. Zu diesem Behufe trat ich mit meiner Familie mittelst einer mir ange-|wiesenen Frohndfuhr am 1^{ten} July die Reise nach der Residenzstadt Karlsruhe an, und erreichte dieselbe am 3^{ten} July, wo ich ebenfalls mein Daseyn meldete, und sodann dem erwähnten Regiment wieder zugetheilt wurde. II 264

Kaum war ein Jahr dahin, in dem man den Franzosen ihre Gewalt genommen und die allgemeine Ruhe hergestellt zu haben glaubte, so verbreitete sich plötzlich die Nachricht: Napoleon, der nach dem Siege der Allirten des vorigen Jahres von

⁷⁰ Gemeint ist wohl die 1722–1723 erbaute und nach dem kurpfälzischen General benannte Belderbusch-Kaserne. Vgl. Hans-Joachim HARDER, *Militär-geschichtliches Handbuch Baden-Württemberg, Stuttgart 1987, S. 277.*

⁷¹ Siehe S. 186.

II 265 denselben aus Frankreich vertrieben und auf die Insel Elba verbannt worden war, sey unverhofft wieder nach Frankreich zurück gekehrt, wo ihm neuerdings als Kaiser Alles gehuldigt habe. Diese Nachricht bestätigte sich,| und schnell ergriffen die vorigen Sieger auch jetzt wieder die Waffen zum Kampfe gegen Frankreich, welcher aber bald beendigt und Napoleon zum Zweitenmale und zwar jetzt auf die weit entfernte Insel St. Helena verbannt wurde, von wo Er dann nicht wieder zurück kehrte, sondern nach einigen Jahren sein Leben daselbst endete.⁷²

II 266 Auch zu diesem Feldzuge mußten wir wieder ausmarschieren und uns den Alliierten Deutschlands anschliessen, doch wohnte ich jetzt nur einige Märsche, und zwar nur bis oberhalb Freiburg nach Krotzingen bey, denn kränkliche Umstände, welche in Folge meiner früher erlittenen Strapazen nach Ankunft aus der russischen Gefangenschaft mir immer noch zusetzten – zumalen da ich nicht lange | vor Beginn des jetzigen Feldzuges am kalten Fieber und der Gelbsucht gelitten hatte, und in diesem Momente noch nicht ganz aus dem Grunde genesen war, machte mich zum fernern Bei-Wohnen dieses Krieges unfähig, und ich wurde daher zum Debot nach Karlsruhe zurückgewiesen, von wo ich sodann nach h.⁷³ Beschluß [des] Großherzoglichen] Kriegsminister[i]um[s] zur Badkur auf vier Wochen nach Baden abgeschickt wurde. Diese Badkur machte sehr heilsame Wirkung für meinen ruinierten Körper, und ich kehrte nach beendigung derselben, Gott sey Dank! mit voller Genesung zu den Meinigen nach Karlsruhe in die Residenz-Stadt wieder zurück.

O Herr! Deine Weege sind
verschieden und wunderbar!

⁷² Nachfolgende Ausführungen fanden keinen Eingang in die Fassung von 1816.

⁷³ Abgekürzt für „hochlöblichen“, vgl. S. 90.

Glossar militärischer Wörter

Bajonett	auf den Gewehrlauf aufsteckbare Stichwaffe
Bataille	Kampf, Schlacht
Bataillon	Truppeneinheit der Infanterie
Batterie	Truppeneinheit der Artillerie mit mehreren Geschützen
defilieren	parademäßig vorbeiziehen
Dragoner	leichter Kavallerist
Equipage	vollständige militärische Ausrüstung
Fähnrich	militärischer Dienstgrad (Offiziersanwärter oder jüngster Offizier einer Einheit)
Grenadier	Infanterist, ursprünglich mit Handgranaten ausgerüstet
Haubitze	Mehrzweckgeschütz der Artillerie
Hautboist	bis 1918 allgemeine Bezeichnung für die Militärmusiker der Infanterie
Husar	leichter Kavallerist mit Aufklärungs- und Sicherheitsaufgaben
Jäger	Bezeichnung für den leichtbewaffneten Infanteristen, zu meist für Aufklärung eingesetzt
Kantonierung	vorübergehende Truppenunterbringung in bewohnten Orten (im Gegensatz zum ständigen Standort der Truppen in Garnisonen)
Kartätsche	Schrotladung der Artillerie
Kompanie	Truppeneinheit, die in mehrere Züge gegliedert ist
Korps	großer Truppenverband, der mehrere Divisionen bzw. Brigaden umfasst
Kürassier	mit Brustharnisch (Kürass) ausgerüsteter Kavallerist
Linien-Infanterie	in langen Linien aufgestellte Infanterie, die viele Gewehre gleichzeitig zum Einsatz bringt
Park	Ausdruck für Wagenpark
Peloton	Bezeichnung für eine kleinere Truppeneinheit von Fußsoldaten
Regiment	größerer Truppenverband, der aus mehreren Truppeneinheiten (Infanterie, Kavallerie, Artillerie) besteht und einer Division oder Brigade unterstellt ist
rekognoszieren	auskundschaften
requirieren	für militärische Zwecke beschlagnehmen
Retraite	Truppenrückzug
Revue	militärische Truppenschau
<i>Ritterath</i>	Begriff für Truppenrückzug, in Anlehnung an <i>ritirata</i> (ital.) und <i>retrait</i> oder <i>retraite</i> (franz.)

Sappeur	mit dem Bau von Laufgräben (Sappen, franz. sape=Laufgraben) in Richtung auf feindliche Stellungen beauftragter Soldat
Trainknecht	Soldat, der den Wagenpark betreut, der die Truppe mit Verpflegung und Munition versorgt
Tschako	helmartige, zylinderförmige militärische Kopfbedeckung
Vorpiquet	Vorposten

Register

Kursiv gestellt sind von Balthasar Eccardt verwendete, sonst nicht gebräuchliche Schreibweisen von Personen und Orten.

Personen

- Babine* → Papine
Baden, Großherzöge, Markgrafen, Grafen von
– Karl Friedrich, Großherzog 3–5, 38, 40, 64, 70, 123
– Karl Ludwig Friedrich, Erbprinz, ab 1811 Großherzog 7, 40, 70
– Leopold, Großherzog 123
– Ludwig I. (*Louis, Lui*), Markgraf 4f., 59, 64, 103, 123
– Luise, Prinzessin → Russland
– Luise Karoline, Gräfin von Baden-Hochberg 123
– Stéphanie, Erbprinzessin, geb. de Beauharnais 5, 40
– Wilhelm Ludwig August, Graf von Baden-Hochberg, ab 1817 Markgraf 5, 8, 64, 103, 123
Baldinger, August von 44
Bandau
– Registrator 63, 80, 103f., 106, 118f., 153f., 190f.
– Rudolph (Rudolf) 119, 154
Bandineus, russ. Oberst 51, 80, 82f., 85f., 106, 191f., 197–199, 203f., 207, 209, 212f.
Barclay de Tolly, Michail 24, 28
Bauer, Johann Friedrich, Geheimrat 41
Beauharnais
– Eugène de 31
– Josephine de → Frankreich
– Stéphanie de → Baden
Beißt → Beust
Bennigsen (*Beningsen*), Levin August
Gottlieb Graf von, russ. General 81, 84f., 106, 192, 211
Bernadotte, Jean-Baptiste, franz. Marschall 22
Bertsch (*Bertschin*), Anna Eva → Eccardt
Beust (*Beißt*)
– Franz Joseph, Freiherr von, bad. Major 68, 137
– Karl Friedrich Ludwig 137
Blücher, Gebhard Leberecht von 35
Bolatow → Bulatow
Bonaparte, Jérôme 10
– Joseph 10, 35, 41
– Louis 9
– Napoleon → Frankreich
Borbeck → Porbeck
Brückner, Ludwig, bad. Oberst 2, 74, 77, 159–162, 165
Budberg, Andreas Eberhard Baron von 15
Bulatow (*Boladow*), Michail Leontewitsch, russ. Generalmajor 81f., 192
Burkhard, bad. Husar 176, 178f.
Calempa, Kapitän der russ. Armee 206f.
Caulaincourt, Armand de 15, 20, 24
Champagny, Jean-Baptiste de 24
Czartoryski, Adam Fürst 22
Daendels (*Dendel*), Herman Willem, franz. General 7, 74, 154
Davoust (Davoût), Louis-Nicolas, franz. Marschall 33, 84, 106, 210f.
Deifel, Joseph, bayr. Soldat 48f.
Deroy, Graf von 44
Dietz
– Feodor 8
– Posaunist 170
– Valentin (*Phallentien*), Hautboist 76
Dombrowski, Jan Henryk, poln. General in franz. Diensten 106, 164
Eccardt
– Anna Eva, geb. Bertsch 57, 89
– Balthasar, Vater des Autors 57, 87f.
– Georg Friedrich 57
– Johann Michael 57, 89, 94
– Karolina 65, 87, 90, 151, 217
– Luisa 64, 87, 90, 151, 217
– Susanna, geb. Lamm, Ehefrau d. Autors 44, 59, 87, 90, 151, 217

- Eckmühl, Prinz von → Davoust
 Ehrenberg, August von, bad. Kapitän 68,
 137, 149
- Faber du Faur, Christian Wilhelm 8
 Fath Ali Schah, König von Persien 20
 Frank, Oberleutnant 44
 Frankreich, Kaiser u. Könige
 – Josephine de Beauharnais, als 1.
 Gemahlin Napoleons I. Kaiserin der
 Franzosen 9, 14, 21, 40
 – Ludwig XVIII., König von 91
 – Marie Louise, Erzherzogin von
 Österreich, als 2. Gemahlin Napoleons I.
 Kaiserin der Franzosen 19, 21, 151
 – Napoleon I., Kaiser der Franzosen 4f.
 9–36, 39, 41, 47, 59f., 62, 64–67, 70f., 74,
 83, 85, 90f., 101, 103f., 112f., 118, 124,
 126f., 129f., 132f., 151, 158f., 162, 177f.,
 182
- Großmann, bad. Hautboist 169
- Haag, Georg, bad. Unteroffizier 77, 170
 Harrant, Valentin von, bad. General 5, 64,
 103, 123
 Hauer, Ernst, bad. Regimentsarzt 152
 Hippmann, bad. Soldat 162
 Hirtling, Familie 87, 216f.
 Hochberg → Baden
 Hohenlohe, Prinz von 45, 76, 167
 Huf, bad. Sergeant 174f.
- Kalkreuth (Kalckreuth), Graf Friedrich
 Adolph, preuß. Feldmarschall 103, 116,
 118
 Karch, bad. Feldwebel 171f.
 Kinberger, Waldhornist u. Kapellmeister
 59
 Kühl, David Lukas, Bürgermeister v. Stral-
 sund 120
 Kurakin, Alexander 16
 Kutusow, Michail Ilarionowitsch, russ.
 Generalfeldmarschall 29, 31, 106, 164,
 192
- Lamm (*Lammin*), Susanna → Eccardt
 Lang, A., bad. Soldat 58
 Lauriston, Jaques, General 24
 Lefebvre (*Lefevre/Leveber*), François-
 Joseph, franz. General 62, 101, 103, 115f.,
 118
- Legrand (*Leckra*), Claude Juste Alexandre
 Louis, franz. General 66
 Lettenberger, Doktor 59
 Lidin (*Litin*), Wilhelm, Strumpffabrikant
 65, 125, 134
 Ludkowsky, russ. Major 83, 209
- Mahmut II., Sultan des osmanischen
 Reiches 22
 Maier (Mayer), Friseur 84, 86, 213f.
 Mares (Maresch), Jan Antonín, Hornist u.
 Kapellmeister 50, 100
 Maret, Hugues 24
 Markow (*Margow*), Jewgenij Iwanowitsch,
 russ. Generalleutnant 48, 81, 192, 195,
 199
 Masséna, André, Marschall 6
 Mayer, bad. Husar 44, 78, 176f., 179,
 184–187
 Mayer, Friseur → Maier
 Metternich, Klemens Wenzel Lothar Fürst
 von 26, 32, 34
 Michel, Krankenwärter 144f.
 Myer → Maier
- Nagel, bad. Soldat 122
 Napoleon I. → Frankreich
 Naryškin, Fürst 100
 Neubronn, von, bad. Oberst 53, 88, 90
 Ney, Michel, franz. Marschall 106, 164
 Nicola, bad. Militär-Kapellmeister 74, 159
 Nischlotski, Regimentsinhaber 212
 Nompère de Champagny, Jean-Baptiste 15
- Österreich, Kaiser u. Erzherzöge von
 – Franz I., Kaiser 59, 70, 83, 85, 101
 – Johann, Erzherzog 131
 – Karl (Carl), Erzherzog 103f., 127
 – Maria Louise, Erzherzogin → Frank-
 reich
 – Maria Theresia von Neapel-Sizilien, als
 2. Gemahlin von Franz I. Kaiserin von
 Österreich 151
 Odinot → Oudinot
 Oldenburg, Peter Herzog von 21, 23f.
 Ostermann-Tolstoj, Alexander Graf 16
 Oudinot (*Odinot*), Nicolas Charles, franz.
 Marschall 106, 117, 164
- Papine (*Babine*), Militärmusiker 86, 213
 Pius VII., Papst 17

- Poniatowski, Józef Antoni Fürst, franz. Marschall 83
 Porbeck (*Borbeck*), Heinrich von, bad. Generalmajor 6, 58f.
 Pracht, bad. Grenadier 77, 170
 Preußen, Könige u. Prinzen von
 – Friedrich Wilhelm III., König 9f., 35, 85
 – Friedrich Ludwig Christian (Louis Ferdinand), Prinz 60
- Reitzenstein, Sigismund von 38f.
 Rostopschin, russ. Gouverneur 159
 Rothe, Spezereihändler 147
 Russland, Zaren u. Großfürsten von
 – Alexander I., Kaiser 9–36, 39, 46, 70, 85, 101, 103, 113, 123, 177, 200
 – Anna Pawlowna, Großfürstin 21
 – Elisabeth Alexejewna, Kaiserin, geb. Luise von Baden 39
 – Katharina II., Kaiserin 11
 – Katharina Pawlowna, Großfürstin 18f., 21, 23 18f., 21, 23
 – Maria Feodorowna, Kaiserin, geb. Sophie Dorothee von Württemberg 15
 – Paul I., Kaiser 50
 – Peter der Große, Kaiser 50
 Rumjanzew, Nikolai Graf 15, 20, 24
- Sachs, Pfarrer 59
 Sachsen, Friedrich August, König von 10
 Satzgers, Drehermeister 58
 Schindler, Anton, Klarinettenlehrer 49, 57
 Schlägel, bad. Feldwebel 138
- Schrafel, Josef, bayr. Infanterist 44
 Schwall, Militärmusiker 170
 Schwarzenberg, Karl Philipp Fürst zu 33, 35
 Schweden, Karl XIII., König von 22
 Ségur, Philippe Paul de 177f.
 Sommerlatt, Stadtkommandant von Mannheim 88, 217
 Stahl, Friedrich, bad. Militär-Kapellmeister 49, 58
- Talleyrand-Périgord, Charles-Maurice de 15
 Tärcher, bad. Hautboist 169
 Tschitschakow, Pawel Wassiljewitsch, russ. Admiral 104, 164
- Victor-Perrin, Claude, franz. Marschall, Kommandeur des bad. Korps 7
- Wellesley, Arthur, Herzog von Wellington, brit. General 6
 Wittgenstein, Ludwig Adolf Peter (Peter Christianowitsch), Graf, russ. Generalleutnant 31. 104, 158, 164
 Wörner, bad. Hautboist 169
 Württemberg, Herzöge u. Prinzen von
 – Karl Eugen, Herzog 50
 – Prinz 167
 – Sophie Dorothee, Prinzessin → Russland
- Yorck von Wartenburg, Hans David, General 31

Orte

Aufgeführt sind Ortsnamen, Inseln und Flüsse

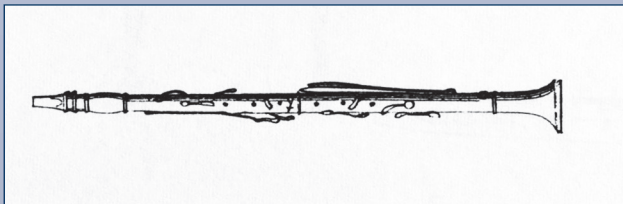
- Altdamm → Stettin
 Altenburg (Sachsen) 60, 113
 Altona → Hamburg
 Ansbach 38
 Arcis-sur-Aube 35
 Aspern (*Aßpern*) → Wien
 Auerstedt → Bad Sulza-Auerstedt
 Augsburger (*Augstburger*) 59, 65, 104, 124, 147
 Aussig (*Ausig*)/Ústí nad Labem (Tschechien) 106, 200
 Austerlitz/Slavkov u Brna (Tschechien) 5, 11, 39, 59, 101, 113, 162
- Baden-Baden (*Baaden/Baden*) 59, 218
 Bad Belzig-Hagelberg (Brandenburg) 33
 Bad Krotzingen 218
 Bad Sulza-Auerstedt (Thüringen) 5, 9, 41, 101, 113 210
 Bad Wimpfen 39
 Bamberg 60, 113
Bareit → Bayreuth
 Bar-sur-Aube 35
 Basel, Stadt 85
 – Hochstift 39
Baßau → Passau

- Bautzen 31
 Bayreuth (*Bareit*) 60
Beblien/Beplin → Pelplin
 Beresina (*Berezina*) 3, 7f., 29, 74f., 104, 106,
 157, 163, 165, 216
 Berlin 60, 64, 101, 113, 119, 123
 Bialystock 44
Binnenberg → Pinneberg
 Bischofsberg → Danzig
 Borisow (*Borisow*)/Baryssau (Weißruss-
 land) 104, 157, 163
 Borodino 29
 Bottingen (*Botdingen*), Gem. Teningen
 (Baden-Württ.) 77, 170
Botzdam → Potsdam
 Braunau am Inn (Oberösterreich) 59, 65,
 101, 112, 124
 Braunschweig 71, 151
Brien → Prienai
 Brienne 35
 Bruchsal 4
 Bühl 3
- Campo Formio 38
Carlsruhe → Karlsruhe
Cassel → Kassel
 Celle 215
 Champaubert 35
 Chatillon-sur-Seine 34f.
 Chaumont 35
- Dachau 104, 147
 Danzig/Gdańsk (Polen) 5, 7, 31f., 62–64,
 71, 101, 103f., 115–120., 122f., 151, 153f.,
 190
 – Altschottland/Stare Szkoty 62, 101, 115
 – Bischofsberg/Biskupia Góra 116
 – Hagelsberg/Grodzisko 116
 – Holm/Ostrów 101, 117
 – Langfuhr/Wrzeszcz 116
 – Schidlitz/Siedlce 62, 101, 115f.
 – Stolzenberg/Pohulańka 116
 – Weichselmünde/Wisfoujście 71, 117, 153
 – Zigankenbergr/Suchanino 62, 101, 116
 Darmstadt 87, 215
 Dennewitz, Gem. Niedergörsdorf
 (Brandenburg) 33
Dillsitt → Tilsit
 Dirschau/Tezew (Polen) 61f., 101, 114f.,
 119
 Dnjepr (*Dnieper*) 158
- Donau (*Tonau*) 6, 65–68, 103f., 126–134,
 138, 140
 Dresden 28, 31, 33, 83, 106, 199f., 203f.,
 206f., 209
 Durlach → Karlsruhe
- Ebersberg* → Linz
 Ebersdorf → Wien (Kaiserebersdorf)
 Eggmühl → Schierling-Eggmühl
 Elba, Insel 85, 90, 108, 218
 Elbe 10, 30f., 75, 83f., 87, 106, 123, 199f.,
 209f., 215
 Elster 83
 Emmendingen 3
 Enzersdorf 67, 104, 127, 130, 132, 134 f.
 Erfurt 17–19, 24
 Eßling (*Eßlingen*) → Wien
 Ettlingen 64, 122
- Frankfurt am Main 34, 52, 71, 83, 87, 151,
 210, 215
 Freiburg 4, 218
 Freising 104, 146
 Friedberg (Hessen) 87, 215
 Friedland (Ostpreußen)/Prawdinsk
 (Russland) 9, 13
- Gernsbach 3
 Gießen (*Giesen*) 87, 215
 Glogau (*Glockau*)/Głogów (Polen) 8, 106,
 199
 Göttingen 87, 215
 Großbeeren (Brandenburg) 33
 Groß-Enzersdorf → Enzersdorf
 Großgörschen → Lützen-Großgörschen
- Haarburg* → Hamburg
 Hagelberg → Bad Belzig-Hagelberg
Hagelsberg → Danzig
 Hamburg 8, 30f., 33, 52, 83–85, 87, 106,
 108, 193, 210–215
 – Altona 84, 215
 – Harburg (*Haarburg*) 84, 87
 – Lokstedt (*Lockstett/Logstett*) 84, 87,
 211f., 214, 235
- Hanau 33
 Hannover (*Hanober/Hanover*) 84, 87, 215
 Heidelberg 4
 Heilbronn 113
 Hof (Saale) 60
 Holm (Inseln)
 – Dänholm → Stralsund

- Ostrów (Polen) → Danzig
- Jena 5, 9, 18, 41, 60, 101, 113
- Kalisch/Kalisz (Polen) 31
- Kandern 3
- Katzbach 33
- Karlsruhe 2–4, 8, 39, 53, 64, 83, 88, 90, 93, 108, 214, 217f.
- Durlach 2, 4, 7, 49, 58f., 64, 97, 101, 103, 113, 123
- Kassel (*Kasel*) 71, 87, 151, 215
- Kaunas → Kowno
- Kehl 3
- Ketdingen* → Göttingen
- Kiel 212
- Kobno* → Kowno
- Königsberg/Kaliningrad (Russland) 71, 104, 119, 154
- Konstantinopel 18
- Konstanz, Hochstift 39
- Kopenhagen 17,
- Kowno (*Kobno*)/Kaunas (Litauen) 7, 71, 77, 104, 106, 155, 174–176, 178
- Krotzingen → Bad Krotzingen
- Küstrin (*Küsterin*)/Kostrzyn (Polen) 31, 60, 101, 113
- Kulm/Chlumec (Tschechien) 33
- Landshut (*Landshuth*) 69f., 104, 141, 146
- Lang(en)fuhr* → Danzig
- Laon 35
- La Rothière 35
- Leipzig 6, 30, 33, 35, 52, 64, 83f., 98, 106, 123, 209
- Leitmeritz/Litoměřice (Tschechien) 106, 199
- Linz 65, 68, 104, 138f.
- Ebelsberg (*Ebersberg*) 65, 103, 124
- Lobau, Insel 6, 65–67, 103f., 126f., 129–132, 134 f.
- Lockstett/Logstett* → Hamburg
- Lörrach 3
- Lützen-Großgörschen 31
- Lunéville 38
- Lupow/Łupawa (Polen) 153
- Mainz 83
- Malodeczno 7
- Malojaroslawetz (Russland) 29
- Malterdingen 57, 89
- Mannheim 4, 6–8, 44, 52f., 70, 85, 87f., 104, 108, 151, 210, 216
- Marburg 87, 215
- Maria Taferl (*Mariantafel*) 68, 104, 138
- Marienburg/Malbork (Polen) 71, 79f., 104, 106, 119, 153f., 190f.
- Marinenwerder 8
- Meißen (Sachsen) 106, 210
- Memel (Fluss) → Niemen
- Minsk (*Minzk*) (Weißrussland) 73, 104, 155, 157
- Montereau-Fault-Yonne 35
- Montmireil 35
- Moritzburg 106, 210
- Moskau (*Mosgau*) 7, 29, 49, 73, 75, 104, 157, 159, 162, 167, 178
- Müllheim 3
- München 65, 124
- Neuendorf bei Hamburg (Hamburg-Nien-
dorf?) 84, 86, 211, 213f.
- Niederhausen → Rheinhausen
- Niemen/Njemen/Nemunas/Njoman/
Memel 7–9, 28f., 71, 77, 104, 106, 155, 172, 174f
- Oberhausen → Rheinhausen
- Oder (*Oter*) 60, 106, 152, 199
- Örebro (Schweden) 22
- Offenburg 39
- Orscha/Orsha (Weißrussland) 157
- Paris 14–17, 21, 25f., 28, 35, 38, 85, 91, 108, 210f.
- Passau (*Baßau*) 68, 104, 139f.
- Pelplin (*Beblien, Beplin*) 60, 101, 114
- Pforzheim 3, 5f.
- Pinneberg (*Binnenberg*) 84, 106, 211
- Polozk (*Polotsk*)/Polazk (Weißrussland)
64, 101, 104, 158f., 161
- Posen 31
- Potsdam (*Botsdam*) 2, 64, 123
- Prag 32
- Preßburg/Bratislava (Slowakei) 40, 104, 135
- Preußisch Stargard/Starogard Gdański
(Polen) 5, 60, 101, 113–115
- Prienai (*Brien*) (Litauen) 78
- Raab/Győr (Ungarn) 67f., 103f., 130f., 135–137
- Radeburg 106, 209f.
- Rastatt (*Rastadt*) 2f., 38, 42, 44, 64, 70, 78, 103f., 123f., 148, 151, 176
- Reichenau, Kloster 39

- Reichenbach/Oberlausitz (Sachsen) 32
 Rhein 34, 39, 83, 85, 199, 211
 Rheinhausen
 – Niederhausen 49, 57
 – Oberhausen 59
Riegen → Rügen
 Rügen, Insel 63, 103, 120f.
- Salzwedel (Sachsen-Anhalt) 151
 St. Helena, Insel 91, 218
 St. Petersburg/Leningrad 15, 17, 20, 22,
 24f., 100, 158
 Schidlitz (*Schittlitz*) → Danzig
 Schierling-Eggmühl (Bayern) 210
 Schönbrunn → Wien
Schmollenzk → Smolensk
Schottland → Danzig
 Schwetzingen 4
 Smolensk (*Schmollenzk*) (Russland) 7, 29,
 73f., 104, 157–159
 Speyer (Hochstift) 39
 Spielberg [Karlsbad-Spielberg?] 59
 Stargard (*Stargart*) → Preußisch Stargard
 Stettin/Szczecin (Polen) 31, 46, 60, 63f., 71,
 101, 103f., 113, 119, 122f., 152–154
 – Altdamm/Dąbie 63, 103, 122
 Stolzenberg → Danzig
 Stralsund (*Strallsund*) 5, 63, 103, 119f.,
 121–123
 – Dänholm 63
 Straßburg, Hochstift 39
 Studzianka (*Stutzianka*)/Studenka
 (Weißrussland) 104, 163
- Talavera (Spanien) 6
 Tauroggen/Tauragé (Litauen) 31
 Teplitz-Schönau/Teplice (Tschechien) 33
 Theresienfeld (nahe Wien bei der Donauin-
 sel Lobau) 103, 126f., 136
 Thorn (*Torn*)/Toruń (Polen) 47–49, 51, 80,
 82f., 106, 191f., 196f., 199, 203
- Tilsit (*Dillsitt*)/Sowjetsk (Russland) 7,
 9–26, 41, 71, 103f., 106, 123, 154, 174, 191
 Überlingen 39
 Ulm 65, 104, 124, 148
- Vauchamps 35
 Vilnius → Wilna
 Vitoria (Spanien) 6
- Wagram (Niederösterreich) 6, 104, 117,
 132f., 210
 Warschau 174, 182, 190
 Weichsel (*Waigsel*)/Wisła/Visla 48, 62, 80,
 101, 114, 117
 Weichselmünde (*Waigselmündung*) →
 Danzig
 Weisweil (*Weißweil*) 3, 57f., 65, 76, 88, 94,
 170
 Weselowo (Weißrussland) 163
 Wieden → Wien
 Wien 6, 19, 59, 65–67, 90, 101, 103f., 112,
 125–127, 130, 134f., 190f.
 – Aspern (*Aßpern*) 2, 6, 66, 103, 127f., 130,
 133–135
 – Eßling(*en*) 127, 134f.
 – Kaiserebersdorf 65, 67, 103, 126
 – Landstraße 65, 103, 125
 – Schloss Schönbrunn 20, 22, 104, 133
 – Wieden 65, 125
 Wilija (*Wilia*)/Neris 180
 Wilna (*Willna*)/Vilnius (Litauen) 7f., 44f.,
 49f. 73, 76, 78, 104, 106, 137, 155, 161,
 170f., 178, 184f.
 Wimpfen → Bad Wimpfen
 Witebsk (*Witepsk*/*Wittibsk*)/Wizebsk
 (Weißrussland) 7, 74, 104, 158f., 161
 Wittenberg 123
 Würzburg 60
- Zigankenberg (*Ziganien-Berg*) → Danzig
 Znaim/Znojmo (Tschechien) 104, 133

Als sich das Kurfürstentum Baden 1805 dem Bündnissystem Napoleons anschloss, musste es für die Vergrößerung seines Territoriums Soldaten stellen, um die französischen Truppen zu verstärken. Der Klarinettenist Balthasar Eccardt gehörte zu den im Oktober 1805 in Marsch gesetzten badischen Soldaten, die nach Napoleons raschem Sieg bei Austerlitz wieder in die Garnison Durlach zurückbeordert wurden. In Folge war er dann bei den Feldzügen 1806 gegen Preußen, 1809 gegen Österreich und 1812 gegen Russland im militärischen Einsatz. Nachdem er als einer der wenigen Soldaten im Juni 1814 wieder in die Heimat zurückgekehrt war, schrieb er seine Erinnerungen auf und ließ sie drucken. Jahre später fertigte er noch einmal einen Bericht über seine Zeit im Kriegseinsatz, der erneut an die grauenvollen Schrecken dieser Kriege erinnert und von seinem Schicksal erzählt. Das hatte sich nach allem Elend glücklich gewendet, als er in Gefangenschaft Ende Dezember 1812 in der Nähe von Vilnius/Wilna russischen Regimentsmusikern begegnete, die ihn in ihre Reihen aufnahmen und ihn vor einem Tod durch Hunger und Kälte bewahrten.



Eine Veröffentlichung
der Kommission
für geschichtliche Landeskunde
in Baden-Württemberg

ISBN 978-3-17-023031-6